Handbuch

zur

Einführung in die deutsche Literatur.

Für die oberen Klassen

mittlerer und höherer Volksschulen
sowie gehobener Bildungsanstalten überhaupt

bearbeitet

von

Karl Großmann,
Schuldirector in Annaberg.

2. Theil.

Die Prosa.

Wolfenbüttel.
Druck und Verlag von Julius Zwißler.
1877.

Inhalt.

Einleitung.

Alles, was der Mensch denkt, empfindet oder will, drückt er durch die Sprache aus und bedient sich dabei entweder sichtbarer oder hörbarer Zeichen. Zu den sichtbaren gehören Buchstaben, Blicke, Geberden, Bewegungen 2c., zu den hörbaren die Töne, welche wiederum als Klänge oder Worte erscheinen. Die Gesammtheit der Worte, deren sich ein Volk zum Zwecke des Gedankenaustausches bedient, heißt Sprache im engeren Sinne und diese wird wieder nach Abstammung und Anwendung verschieden eingetheilt. Man unterscheidet nach dieser Richtung Muttersprachen, Töchtersprachen, todte Sprachen, lebende Sprachen 2c. Die Gesammtzahl der letzteren auf der ganzen Erde dürfte sich, die verschiedenen Mundarten mit eingerechnet, auf 2000 belaufen.

Der Ausdruck der Gedanken durch die Sprache unterliegt ganz bestimmten Gesetzen und Regeln, die in das Gebiet dreier Wissenschaften hineinragen: in das Gebiet der Logik, der Grammatik und der Rhetorik. Die Logik bestimmt den folgerichtigen Zusammenhang der einzelnen Gedanken, die Grammatik faßt sie in die richtige Form und die Rhetorik bringt sie dem Ohre in klarem und schönem Ausdrucke zu Gehör. Die äußere Form des Ausdrucks kann eine doppelte sein, die der Poesie oder der Prosa. Die Poesie ist die Sprache der Dichtkunst und unterliegt den Gesetzen der Poetik, die Prosa dagegen ist der Ausdruck der Gedanken in der Sprache des gewöhnlichen Lebens, sie ist jenen Gesetzen nicht unterworfen, weil die Einfachheit und Natürlichkeit, in welcher sie sich bewegt und die sie darstellen soll, einen solchen Zwang nicht gestatten. Trotzdem kann sich in der Prosa der Ausdruck bis zum Höchsten und Erhabensten steigern, in welchem Falle sie dann in nahe Verwandtschaft zur Poesie tritt und den Namen „poetische Prosa" erhält.

Die Art, in welcher jemand seine Gedanken durch die Sprache ausdrückt und durch die Gesetze der Logik und Grammatik in inneren und äußeren Zusammenhang bringt, heißt Styl. Derselbe hängt von dem Inhalte der sprachlichen Darstellung ab und wird um so vollkommner sein, je mehr der Inhalt mit der Form übereinstimmt. Die Haupterfordernisse eines guten Styls sind Klarheit des Ausdrucks, Zusammenhang der Gedanken, grammatische Correctheit, Ebenmaß der Verbindung und, was die höhere Schreibweise anlangt, Eleganz der Darstellung. Zur Klarheit des Ausdrucks gehört, daß derselbe dem Leser, für den er berechnet ist, verständlich sei und keine Zweideutigkeit zulasse. Der Zusammenhang der Gedanken verlangt, daß einer aus dem andern hervorgehe und Urtheile und Schlüsse in lückenloser Reihe auf einander folgen. Die grammatische Correctheit fordert, daß kein unrichtiger Gebrauch der Wörter, keine fehlerhafte Stellung oder Schreibweise derselben, sowie endlich keine falschen Satzbildungen vorkommen. Unter Ebenmaß der Verbindung versteht man die Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt, die Beobachtung des Ueblichen, des Anstandes und der Natürlichkeit im Sprachgebrauche, die Vermeidung alles Unanständigen und Unsittlichen, die Würde des Styls. Die Eleganz desselben endlich beruht in der gefälligen Anordnung der Wörter und der gewandten Verbindung der einzelnen Sätze zu einem harmonischen Ganzen, in der geschickten Anwendung von Redefiguren und Tropen, durch welche der Gedanke entweder unter einem entsprechenden Bilde veranschaulicht, oder seine Bedeutung durch eine besondere Gestaltung der Rede hervorgehoben wird.

Jemehr diese Forderungen im Gedankenausdrucke der sprachlichen Darstellung erfüllt werden, desto mehr gewinnt der Styl an Schönheit, er wird die eigentliche Plastik des Denkens, das Schöne des Gedachten. Der Gedanke tritt dann durch den Satz in das Gebiet der lebendigen Anschauung und wird ein bewegliches Charakterbild, das Handlung, Töne und Farben in sich vereinigt. Subjekt und Prädikat stellen uns die Lebensfigur vor Augen, das Zeitwort setzt ihre Schritte in Bewegung und läßt sie handeln, der Zwischensatz mit seinen Wendungen bringt sie in eine malerische Gruppirung und die Fülle des Ausdrucks umkleidet sie mit einer angemessenen Umhüllung, mit reizendem Faltenwurf, und der Gang, in dem sie wandelt, ist Musik und Rhythmus. Darum haben die größten Schriftsteller aller Nationen ihren ganzen geistigen Reichthum in der Sprache niedergelegt und nicht mit Unrecht sagt Büffon: Der Styl ist der Mensch.

A.

Arten der Prosa.

Die Prosa wird nach dem Stoff, den sie behandelt, nach der Form, in der sie sich darstellt, oft auch nach dem Zwecke, den sie erreichen will, verschieden eingetheilt. Gewöhnlich wird sie in folgende Hauptgattungen geschieden:

1. die Prosadichtung,
2. die historische Prosa,
3. die didaktische Prosa,
4. der Brief und die Geschäftsprosa,
5. die rhetorische Prosa.

I.

Die Prosadichtung.

Die Prosadichtung, auch poetische Prosa genannt, ist diejenige Art der Prosa, welche den Uebergang zur Poesie bildet und zwar dadurch, daß sie einen poetischen Inhalt in prosaische Form kleidet und in dichterischer Weise, mit Schwung und Begeisterung, zur Darstellung bringt. Während die gewöhnliche Prosa durch Belehrung auf den Verstand einzuwirken versucht, nimmt die poetische Prosa gleichzeitig die Phantasie mit in Anspruch und kann sich darum auf alle Gattungen der Poesie erstrecken. Die wichtigsten Arten der Prosadichtung, die hier besprochen werden sollen, sind folgende: 1. die Fabel, 2. die Parabel, 3. das Märchen, 4. die Legende, 5. die Idylle, 6. die Beschreibung — Schilderung —, 7. die Erzählung, 8. die Novelle und 9. der Roman.*)

1. Die Fabel.

Der Rangstreit unter den Thieren.

1. Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. „Ihn zu schlichten," sprach das Pferd, „lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen und kann desto unparteiischer sein." — „Aber hat er auch den Verstand dazu?"

*) Bezüglich der Erläuterungen dieser Prosadichtungen sei auf das hingewiesen, was im ersten Theile dieses Handbuchs über die betreffenden Dichtungsarten gesagt worden ist; nur inbetreff der zwei letztgenannten, deren Darstellung fast ausnahmslos in prosaischer Form geschieht, wird den Beispielen eine kurze Erläuterung vorangestellt werden.

ließ sich ein Maulwurf hören. „Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen.“ — „Das war sehr weislich erinnert!“ sprach der Hamster. — „Ja wohl!“ rief auch der Igel. „Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzt.“ — „Schweigt!“ befahl das Pferd. „Wir wissen es schon; wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.“

2. Der Mensch ward Richter. — „Noch ein Wort,“ rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?“ — „Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel,“ antwortete der Mensch, „in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid.“ — „Vortrefflich!“ versetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich alsdann unter den Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!“

3. Der Mensch entfernte sich. — „Nun,“ sprach der höhnische Maulwurf (und ihm stimmte der Hamster und der Igel wieder bei), „siehst du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt, wie wir.“ — „Aber aus besseren Gründen, als ihr,“ sagte der Löwe und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4. Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! . Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten, es gilt mir gleichviel. Genug, ich kenne mich!“ — Und so ging er aus der Versammlung. Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten. Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

Lessing.

2. Die Parabel.

Die Namen Gottes.

Als Alexander, Philippus' Sohn, zu Babylon war, ließ er aus jeglichem Lande und Volke, die er überwunden hatte, einen Priester kommen und versammelte sie alle in seinem Palaste. Darauf setzte er sich auf seinen Thron und fragte sie und sprach: „Wohlan, saget mir, erkennet und verehret ihr ein höchstes, unsichtbares Wesen?“ Da verneigten sich die Priester allzumal und sprachen: „Ja!“ —

Und der König fragte weiter: „Mit welchem Namen nennt ihr dasselbe?“ — Darauf antwortete der Priester aus Indien: „Wir nennen es Brama, d. h. das Große,“ der Priester aus Persien: „Wir nennen es Ormus, d. h. Urlicht,“ der Priester aus Judäa: „Jehovah Adonai, den Herrn, der da ist, war und sein wird.“ Und so hatte jeder Priester sein eignes Wort und einen besonderen Namen, womit er sein höchstes Wesen benannte.

Da ergrimmte der König in seinem Herzen und sprach: „Ihr habet nur einen Herrscher und König, so sollt ihr auch fortan nur einen Namen für Gott haben: Zeus ist sein Name.“ —

Aber die Priester aus Persien wurden sehr betrübt ob der Rede des Königs und sprachen: „Mit dem Worte, das wir genannt haben, nennt ihn unser Volk von Jugend auf. Wie sollen wir das ändern?“ Der König aber zürnte noch mehr.

Da trat ein alter Weiser mit grauem Haupte hervor, ein Bramine, der ihn nach Babylon begleitet hatte. Dieser hub an und sprach: „Der König, mein Herr, erlaube, daß ich zu den Versammelten reden möge.“ — Darauf wandte er sich zu den Priestern und sprach: „Leuchtet auch bei euch allen das himmlische Gestirn des Tages, die Quelle des irdischen Lichtes?“ Die Priester verneigten sich und sprachen: „Ja!“ Da fragte der Bramine sie, einen nach dem andern: „Wie nennet ihr dasselbe?“ Und ein jeglicher nannte ein anderes Wort und einen eigenen Namen seines Landes und Volkes. Da sprach der Bramine zu dem Könige: „Sollen sie nicht fortan das Gestirn des Tages mit gleichem Wort benennen? Helios ist sein Name.“

Bei diesen Worten war der König voll Scham und sprach: „Lasset einen jeglichen sein eignes Wort gebrauchen. Ich sehe wohl, daß das Bild und Zeichen noch nicht das Wesen ist.“

Krummacher.

Sonne und Mond.

Vom Rathe des Ewigen ging die schaffende Stimme aus: „Zwei Lichter sollen am Firmamente glänzen, als Könige der Erde, Entscheider der rollenden Zeit!“ — Er sprach; es ward. Aufging die Sonne, das erste Licht. Wie ein Bräutigam am Morgen aus seiner Kammer tritt, wie der Held sich freuet auf seine Siegesbahn, so stand sie da, gekleidet in Gottes Glanz. Ein Kranz von allen Farben umfloß ihr Haupt; die Erde jauchzte, ihr dufteten die Kräuter, die Blumen schmückten sich. — Neidend stand das andere Licht und sah, daß es die Herrlichkeit nicht zu überglänzen vermochte. „Was sollen,“ sprach es murrend bei sich selbst, „zwei Fürsten auf einem

Throne? Warum mußte ich der zweite und konnte nicht der erste sein?“ — Und plötzlich schwand, vom innern Grame verjagt, ihr schönes Licht hinweg. Hinweg von ihr floß es weit in die Luft und ward das Heer der Sterne. Wie eine Todte bleich, stand Luna da, beschämt vor allen Himmlischen und weinte: „Erbarme dich, Vater der Wesen, erbarme dich!“

Und Gottes Engel stand vor der Finstern da; er sprach zu ihr des heiligen Schicksals Wort: „Weil du das Licht der Sonne beneidet hast, Unglückliche, so wirst du künftig nur von ihrem Lichte glänzen; und wenn dort jene Erde vor dich tritt, so stehest du halb oder ganz verfinstert da, wie jetzt. — Doch, Kind des Irrthums, weine nicht! Der Erbarmende hat dir deinen Fehl verziehen und ihn in Wohl verwandelt. Geh, sprach er, sprich der Reuenden zu! Auch sie in ihrem Glanze sei Königin! Die Thränen ihrer Reue werden ein Balsam sein, der alles Lechzende erquickt, der das vom Sonnenstrahle Ermattete mit neuer Kraft belebt.“ — Getröstet wandte sich Luna, und sieh, da umfloß sie jener Glanz, in welchem sie jetzt noch glänzt. Sie trat ihn an, den stillen Gang, den sie jetzt noch geht, die Königin der Nacht, die Führerin der Sterne. Beweinend ihre Schuld, mitleidig jeder Thräne, sucht sie, wen sie erquicke, sie suchet, wen sie tröste.

Tochter der Schönheit, hüte vor Neid dich! Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt; er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond, verdunkelt.

Herder.

Das Wölkchen.

Die ersten Menschen hatten das schöne jugendliche Land ihres Ursprungs verlassen. Vor dem Eingange Edens stand der Cherub mit dem flammenden Schwerte, ein Bild ihrer Schuld. Sie selbst gingen umher und weinten. Vor ihnen lag, öde und schweigend, das Land der Mühe und Schmerzen. Dornen hemmten ihren Pfad und Disteln starrten vor ihren Füßen. Dazu tönete das ernste Wort des Richters noch immer in ihren Herzen: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen! Mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebenlang. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen!“

Sie standen und seufzten: „Ach, warum hat nicht vielmehr des Cherubs flammendes Schwert unser Leben vernichtet! Wer wird sich unserer nun erbarmen?“ So klagten sie und weinten.

Siehe, da erhob sich ein leises Säuseln von Eden her. Die Stauden neigten sich. Es wird, dachten sie, der Himmlischen einer erscheinen. Und sie verbargen sich, ängstlich und schüchtern. Aber

es schwebte ein Wölkchen von Edens Hügeln herüber, und des Wölkchens Gestalt war wie die Morgenröthe, und es ruhete vor ihrem Angesicht. Sie harreten, ob ein Himmlischer hervortreten würde. Da ertönete eine liebliche Stimme, wie ein leiser Gesang, aus dem duftigen Gewölk, und die Stimme sprach: „Euer irdisches Auge wird mich nicht schauen; aber ich will unsichtbar euch durch das Leben geleiten. In euren Herzen soll der Schimmer meines Morgenroths wohnen und eures Lebens Pfad euch erheitern. Wenn dir, o Mann, der Schweiß deines Angesichts in die Furchen träuft, dann zeig ich dir in fernem Dämmerlicht ein goldenes Aehrenfeld und blühende Gärten, und du meinst dir ein neues Eden zu bauen. Und du, Weib, erkoren, der Menschheit Mutter zu sein, — in dem Säuglinge deines Busens wirst du einen Engel Edens erblicken und Freudenthränen weinen." „Aber ach," seufzten die Menschen, „du verborgener Bote des Trostes, wirst du, wenn wir nun des Todes sterben müssen, uns dann auch verlassen?" Aus dem Gewölke ertönte die Antwort: „Aus Nächten müssen fortan euch Morgenröthen erblühn! Wenn des Lebens Tag euch schwindet, dann wird mein freundliches Licht euren Geist umschweben, daß ihr Eden geöffnet sehet, wenn ihr nur Glauben habet und Liebe." —

„O du tröstender Bote des Himmels, wer bist du denn, und wie heißet dein Name?" fragten die Menschen.

„Ich bin des Glaubens und der Liebe Tochter! Mein Name ist Hoffnung!" So war die Antwort. Das rosenfarbige Gewölk zerrann und umfloß die Sterblichen, daß sie das himmlische Kind nicht sahen. Aber ihre Seele ward heiter.

Krummacher.

3. Das Märchen.

Aus

der Geschichte des Dr. Faust.

Vom Gesprech Doctor Fausti mit dem Geist.

Da nun Dr. Faustus den Geist hinter den ofen ersehen hat, begehret er, das er sol herfürgehen vnd ihme die Articul fürhalten, mit was condition er ihm dienen wolle. Der Geist schlug es ihm erstlich ab, er sey nicht weit von jm, darumb wolle er nicht herfürgehn, er könne dennoch mit jm von allerley sachen abreden, da erzürnet sich Dr. Faustus, vnd wolte wider sein buch von der Schwartzkunst, oder wie man die Teuffel beschwert, herfürziehen, vnd

jhn beschweren, darauff ging der Geist herfür, vnd war die Stuben voll Fewrflammen, vnd sahe gleichwol den Teuffel mit grewlichen anblick, denn er hatte einen recht en Menschenkopff, aber sein gantzer Leib war zottig wie ein Beer, darüber Dr. Faustus sehr erschrack, vnd befahl jhm, er solt sich wider hinder den ofen machen, wie er auch that, drauff fragt er jhn, ob er sich nicht anderst denn so abschewlich vnd grewlich erzeigen köndt, er anwordt jhm, nein, denn er wehr kein Diener, sondern ein Fürst vnter den Geistern, ein Teuffel sey er, vnd wenn er jhm das leisten wolle, was er jhm werde fürhalten, so wolle er jhm einen Geist schicken, der jhm biß an sein ende dienen solle, vnd nicht von ihm weichen, soll jhm allen Dienst vnd wilfahrung thun, was er begehre.

2. Doctor Faustus schencket den Studenten zu Leiptzig ein faß Weins.

Es hatten etliche frembde Studenten auß Vngern, Polen, Kernten vnd Oesterreich, so zu Wittenberg mit Dr. Fausto viel vmbgiengen, ein bitt an jhn gelegt, als die Leiptziger Meß angangen, er solt mit jhnen dahin vorrücken, sie möchten wol sehen, was da für ein gewerb were, vnd vor Handelsleuth zusammen kämen, so hatten auch jhr etliche vertröstung, Geld allda zu empfahen, Dr. Faustus bewilligte, kam mit jhnen dahin, vnd am andern tag gieng er mit solchen Studenten spatzieren, die Stadt zu besehen, indem giengen sie bey einem keller füriiber, da die Wejnschrötter ein faß Wein, vngefehrlich 16 oder 18 äymer haltend, heraußschrotten, welches sie nicht kundten fortbringen, Dr. Faustus vnd seine geferten stunden still, dem zuzusehen vnd sprach Dr. Faustus spöttisch zu den Schröttern, wie stellet jhr euch so leppisch, sindt ewer so vil vnd könnet ein solches faß nicht zwingen? solt doch einer allein ein faß ermeistern, wenn er sich recht dazu schickte, die Schrötter, wie es denn ein vnnütz gesind ist, waren solcher red vnwillig, würffen, dieweil sie jhn nicht kanten, mit vnnützen worten vmb sich, wenn er es denn besser, denn sie, wüste solches faß zu erheben, so solte er jhnen ins Teuffels namen helffen, was er sie viel zu vexiren hette, indem kam der Weinherr darzu, vnd höret solchem streit zu, vnd sprach zu Fausto vnd seinen Gesellen, wolan ich will den streit richten, welcher nun vnter euch das faß allein wirdt heraußbringen, dem sol es sein. Faustus war nicht faul, gieng bald in den keller, setzt sich auff daz faß, als auf ein Pferdt, vnd ritt es so schnel auß dem keller, darüber sich jedermann verwundert, deß erschrak auch der Weinherr, vermeinet nicht, daß solches wer müglich gewesen, muste aber sein zusagung halten, vnd Fausto das faß mit Wein folgen lassen, der gab es seinen wandersgeferten vnd Studenten zum besten, die be-

rufften andere gute freunde dazu, waren fröhlich vnd gutes muths, wolt auch keiner darvon, biß dem faß der boden lehr war. —

Aus

„Veit und Rübezahl"*)

v. Musäus.

Vor einem steilen Hohlwege ließ Veit den Rollwagen halten, stieg ab und hieß den andern gleiches thun, dann gebot er dem Knechte: „Hans, fahr gemachsam den Berg hinan, oben bei den drei Linden sollst du unserer warten, und ob wir auch verziehen, so laß dich's nicht anfechten, laß die Pferde schnauben und einstweilen grasen, ich weiß hier einen Fußpfad, er ist etwas um, doch lustig zu wandeln!" Darauf schlug er sich in Geleitschaft des Weibes und der Kinder waldein durch dichtverwachsenes Gebüsche und spekulirte hin und her, daß die Frau meinte, ihr Mann habe sich verirrt, ermahnte ihn darum, zurückzukehren und der Landstraße zu folgen. Veit aber hielt plötzlich still, versammelte seine sechs Kinder um sich her und redete also: „Du wähnst, liebes Weib, daß wir zu deiner Freundschaft ziehen, dahin steht jetzt nicht mein Sinn. Deine reichen Vettern sind Knauser und Schurken, die, als ich weiland in meiner Armuth Trost und Zuflucht bei ihnen suchte, mich gefoppt, gehöhnet und mit Uebermuth von sich gestoßen haben. — Hier wohnt der reiche Vetter, dem wir unsern Wohlstand verdanken, der mir auf's Wort das Geld geliehen, das in meiner Hand so wohl gewuchert hat. Auf heute hat er mich herbeschieden, Zins und Kapital ihm wieder zu erstatten. Wißt ihr nun, wer unser Schuldherr ist? Der Herr vom Berge, Rübezahl genannt!" Das Weib entsetzte sich heftig über diese Rede, schlug ein groß Kreuz vor sich, und die Kinder bebten und geberdeten sich ängstlich vor Furcht und Schrecken, daß sie der Vater zu Rübezahl führen wollte. Sie hatten viel in den Spinnstuben von ihm gehört, daß er ein scheußlicher Riese und Menschenfresser sei. Veit erzählte ihnen sein ganzes Abenteuer, wie ihm der Geist in Gestalt eines Köhlers auf sein Rufen erschienen sei, und was er mit ihm verhandelt habe in der Höhle, pries seine

*) Der Bauer Veit war unverschuldet in tiefe Armuth gerathen. In der höchsten Noth ging er zu reichen Verwandten seiner Frau, dieselben um Hilfe zu bitten, ward aber hart abgewiesen. Auf dem Rückwege rief er den Berggeist Rübezahl an, der ihm auf seine Bitte hundert Thaler gegen Schein und Verpflichtung gab, sie in drei Jahren mit Zinsen zurückzuzahlen. Das Geld brachte ihm Glück, so daß er noch vor Ablauf des Termins ein wohlhabender Mann wurde. Als die Frist erschien, fuhr er mit Frau und Kindern ins Gebirge, um seine Schuld zu bezahlen.

Mildthätigkeit mit dankbarem Herzen und so inniger Rührung, daß ihm die warmen Thränen über die freundlichen rothbraunen Backen herabträufelten. „Verzieht hier," fuhr er fort, „jetzt geh ich in die Höhle, mein Geschäft auszurichten. Fürchtet nichts, ich werde nicht lange aus sein, und wenn ich's vom Gebirgsherrn erlangen kann, so bring ich ihn zu euch. Scheuet euch nicht, eurem Wohlthäter treuherzig die Hand zu schütteln, ob sie gleich schwarz und rußig ist, er thut euch nichts zu Leide und freut sich seiner guten That und unsres Danks gewiß! Seid nur beherzt, er wird euch goldne Aepfel und Pfeffernüsse austheilen."

Ob nun gleich das bängliche Weib viel gegen die Wallfahrt in die Felsenhöhle einzuwenden hatte und auch die Kinder jammerten und weinten, sich um den Vater herlagerten, und da er sie auf die Seite schob, ihn an den Rockfalten zurückzuziehen sich anstämmten, so riß er sich doch mit Gewalt von ihnen, ging in den dicht verwachsenen Busch und gelangte zu dem wohlbekannten Felsen. Er fand alle Merkzeichen der Gegend wieder, die er sich wohl in's Gedächtniß geprägt hatte; die alte erstorbene Eiche, an deren Wurzel die Kluft sich öffnete, stand noch, wie sie vor drei Jahren gestanden hatte, doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden. Veit versucht's auf alle Weise, sich den Eingang in den Berg zu eröffnen, er nahm einen Stein, klopfte an den Felsen, er sollte, meint' er, sich aufthun; er zog den schweren Geldsack hervor, klingelte mit den harten Thalern und rief so laut er nur konnte: „Geist des Gebirges, nimm hin, was dein ist;" doch der Geist ließ sich weder hören, noch sehen. Also mußte sich der ehrliche Schuldner entschließen, mit seinem Seckel wieder umzukehren. Sobald ihn das Weib und die Kinder von ferne erblickten, eilten sie ihm freudenvoll entgegen; er war mißmuthig und sehr bekümmert, daß er seine Zahlung nicht an die Behörde abliefern konnte, setzte sich zu den Seinen auf einen Rasenrain und überlegte, was nun zu thun sei. Da kam ihm sein altes Wagestück wieder ein. „Ich will," sprach er, „den Geist bei seinem Ekelnamen rufen; wenn's ihn auch verdreußt, mag er mich bläuen und zausen, wie er Lust hat, wenigstens hört er auf diesen Ruf gewiß;" schrie darauf aus Herzenskraft: „Rübezahl! Rübezahl!" Das angstvolle Weib bat ihn, zu schweigen, wollt ihm den Mund zuhalten, er ließ sich aber nicht wehren und trieb's immer ärger. Plötzlich drängte sich jetzt der jüngste Bube an die Mutter an und schrie bänglich: „Ach, der schwarze Mann!" Getrost fragte Veit: „Wo?" „Dort lauscht er hinter jenem Baume hervor," und alle Kinder krochen in einen Haufen zusammen, bebten vor Furcht und schrieen jämmerlich. Der Vater blickte hin und sah nichts; es war

Täuschung, nur ein leerer Schatten, kurz, Rübezahl kam nicht zum Vorscheine, und alles Rufen war umsonst.

Die Familienkaravane trat nun den Rückweg an, und Vater Veit ging ganz betrübt und schwermüthig auf der breiten Landstraße vor sich hin. Da erhob sich vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das bewegliche Laub der Espen zitterte, das Brausen kam näher und der Wind schüttelte die weit ausgestreckten Aeste der Steineichen, trieb dürres Laub und Grashalme vor sich her, kräuselte im Wege kleine Staubwolken empor, an welchem artigen Schauspiele die Kinder, die nicht mehr an Rübezahl dachten, sich belustigten und nach den Blättern haschten, womit der Wirbelwind spielte. Unter dem dürren Laube wurde auch ein Blatt Papier über den Weg gewehet, wenn der Knabe darnach griff, hob es der Wind auf und führte es weiter, daß er's nicht erlangen konnte. Drum warf er seinen Hut darnach, der's endlich bedeckte; weil's nun ein schöner weißer Bogen war, und der ökonomische Vater jede Kleinigkeit in seinem Haushalte zu benützen pflegte, so brachte ihm der Knabe den Fund, um sich ein kleines Lob zu verdienen. Als dieser das zusammengerollte Papier aufschlug, um zu sehen, was es wäre, fand er, daß es der Schuldbrief war, den er an den Berggeist ausgestellt hatte, von oben herein zerrissen, und unten stand geschrieben: „Zu Dank bezahlt.“ Wie das Veit inne ward, rührt's ihn tief in der Seele, und er rief mit freudigem Entzücken: „Freue Dich, liebes Weib, und ihr Kinder allesammt, freuet euch; er hat uns gesehen, hat unsern Dank gehöret; unser guter Wohlthäter, der uns unsichtbar umschwebte, weiß, daß Veit ein ehrlicher Mann ist. Ich bin meiner Zusage quitt und ledig, nun laßt uns mit frohem Herzen heimkehren.“ Eltern und Kinder weinten viele Thränen der Freude und des Dankes, bis sie wieder zu ihrem Fuhrwerke gelangten, und weil die Frau großes Verlangen trug, ihre Freundschaft heimzusuchen, um durch ihren Wohlstand die filzigen Vettern zu beschämen, denn der Bericht des Mannes hatte ihre Galle gegen die Knauser rege gemacht, so rollten sie frisch den Berg hinab, gelangten in der Abendstunde in die Dorfschaft und hielten bei dem nämlichen Bauernhofe an, aus welchem Veit vor drei Jahren herausgestoßen worden war. Er pochte diesmal ganz herzhaft an und fragte nach dem Wirthe. Es kam ein unbekannter Mann zum Vorscheine, der gar nicht zur Freundschaft gehörte; von diesem erfuhr Veit, daß die reichen Vettern ausgewirthschaftet hatten; der eine war gestorben, der andere verdorben, der dritte davongegangen, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden in der Gemeinde. Veit übernachtete nebst seiner Rollwagengesellschaft bei dem gastfreien

Hauswirthe, der ihm und seinem Weibe das alles weitläufiger erzählte, kehrte tags darauf in seine Heimath und an seine Berufsgeschäfte zurück, nahm zu an Reichthum und Gütern und blieb ein rechtlicher, wohlbehaltener Mann sein Lebelang.

Dornröschen.

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!" und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Krebs aus dem Wasser an's Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt und du wirst eine Tochter zur Welt bringen." Was der Krebs vorausgesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein so schönes Mädchen, daß der König vor Freuden sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht blos seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kinde hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldne Teller hatte, von welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren, kamen, und nachdem das Fest gehalten war, beschenkten sie das Kind mit ihren Wundergaben; die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum und so mit allem, was Herrliches auf der Welt ist. Als eilf ihre Wünsche eben gethan hatten, kam die dreizehnte herein, die nicht geladen war und sich rächen wollte. Sie rief: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und todt hinfallen." Da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte; zwar konnte sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, aber sie konnte ihn doch mildern und sprach: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in den die Königstochter fällt."

Der König hoffte, sein liebes Kind noch vor dem Ausspruche zu bewahren und ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreiche abgeschafft werden sollten. An dem Mädchen aber wurden alle Gaben der weisen Frauen erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß gerade an dem Tage, wo es fünfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Hause waren und das Fräulein ganz allein im Schlosse zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen

Thüre. In dem Schlosse steckte ein gelber Schlüssel, und als es ihn umdrehte, sprang die Thüre auf und da saß in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann emsig ihren Flachs. „Ei, du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter, „was machst du da?“ „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte mit dem Kopfe. „Wie das Ding herumspringt,“ sprach das Fräulein und nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie die Spindel angerührt, so ging die Verwünschung des Zauberweibes in Erfüllung und sie stach sich damit. In dem Augenblicke aber, wie sie sich gestochen hatte, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben zurückgekommen waren, fingen an, mit dem ganzen Hofstaate einzuschlafen. Da schliefen auch die Pferde im Stalle ein, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu braten, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief, und alles, was lebendigen Odem hatte, ward still und schlief.

Um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß so umzog und darüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Fahnen auf den Dächern mehr zu sehen waren. Es ging aber die Sage im Lande von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß vordringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen hielten sie gleichsam wie an Händen zusammen und sie blieben darin hängen und starben jämmerlich. Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land, dem erzählte ein alter Mann von der Dornenhecke, es solle ein Schloß dahinter stehen, in welchem ein wunderschönes Königsfräulein, Dornröschen genannt, schlafe mit dem ganzen Hofstaate. Er erzählte auch, daß er von seinem Großvater gehört, wie viele Königssöhne gekommen wären, um durch die Dornhecke zu dringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen.“ Der Alte aber mochte ihm abreden, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

Nun aber waren gerade an dem Tage, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verflossen. Und als er sich der Dornhecke näherte, waren es lauter große schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander, daß er unbeschädigt hindurchging, hinter ihm aber thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam in's Schloß,

da lagen im Hofe die scheckigen Jagdhunde und schliefen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter die Flügel gesteckt. Und als er in's Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhne, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah den ganzen Hofstaat daliegen und schlafen und oben darüber den König und die Königin. Da ging er noch weiter und alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, endlich kam er zu dem Thurme und öffnete die Thür zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihr einen Kuß. Wie er ihm den Kuß gegeben, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und sah ihn freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte, und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hofe standen auf und rüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten, die Tauben auf dem Dache zogen das Köpfchen unter'm Flügel hervor, sahen umher und flogen in's Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen und der Braten brutzelte fort; der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Grimm.

4. Die Legende.

Das schönste Lächeln.

Als der Herr Jesus noch auf der Erde lebte und nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, kam er einst in eine Hütte und bat um ein Nachtlager.

„Ihr sollt es haben," sagte der Besitzer der Hütte, „wenn ihr trübe Gesichter sehen könnet und unseren Schmerz nicht übel auslegen wollet."

„Ich achte jeden Schmerz; er ist ein Diener der Gottheit und bahnt der Seele den Weg zu ihm; darum zaudert nicht, mir zu gewähren, was euer Herz euch gebietet!"

Lustig loderte das Feuer auf dem Herde, und bald stand ein freundliches Mahl vor dem Herrn. Ein reinliches Lager empfing ihn nach dem Mahle, und gestärkt stand er am andern Morgen wieder auf, um seine Wanderung fortzusetzen.

„Ihr habt meine Seele erquickt und meinen Leib gestärkt durch eure Gastfreundschaft. Ich kann nicht von dannen ziehen, ohne euch ein Zeichen meiner Dankbarkeit zu hinterlassen. Sagt, was könnte eurem Herzen eine wahre Freude bereiten?"

„Ach, das liegt nicht in eurer Macht!" sagte traurig das Weib des Hüttners. „Wir haben ein einziges, liebes Kind, das ist krank, sehr krank. O könnten wir es doch nur einmal lächeln sehen!"

„Führt mich zu dem Kinde!" sprach der Meister theilnehmend. „Ich habe die Kinder lieb; vielleicht kann ich bewirken, was ihr euch wünscht."

Die Eltern führten den Fremden zum Krankenlager ihres Kindes. Blaß und leidend lag es da; aber — als es den Herrn erblickte — fing es an zu lächeln, daß die wundgequälte Elternbrust wie mit himmlischer Seligkeit erfüllt wurde.

Der Heiland aber hatte darüber eine gar große Freude und beschloß, noch vielen Elternherzen diese reine Freude zu bereiten. —

Darum wendet euch nur an den Herrn, ihr Elternherzen, wenn euch ein geliebtes Kind auf dem Krankenbette liegt; unsichtbar geht er noch immer von Hütte zu Hütte, und was er anblickt, das lächelt und wird gesund, oder — stirbt, um dann bei ihm in dem Himmel ewig selig zu leben!

Denk.

Die Wahl des Christbaumes.

Eine Schaar Engel ging um die Weihnachtszeit durch den Wald, einen Baum zu suchen, der in der heiligen Christnacht goldne Aepfel, silberne Nüsse und brennende Wachskerzen tragen sollte, und die Lämmerheerde nebst dem Hirten und das Kripplein mit dem Jesuskindlein darunter, und die Kinderschaar rings umher und Vater und Mutter daneben, und ihre Augen im Schimmer eines Lichtes, der nicht vom Weihnachtsbaume allein ausgeht, sondern etwas an sich hat von der Klarheit Gottes, die über Bethlehems Gefilden strahlte.

Und sie sahen zuerst den Eichbaum, der hoch in die Lüfte ragte, und wollten ihn nehmen. Aber Barachias, der obersten Engel einer, sprach: „Nicht also! denn der Eichbaum ist ein Greis und paßt nicht zu den Kindern, hat harte Rinde und noch härteres Holz, und seine Bretter werden zu Särgen genommen und zu Grabkreuzen; die Weihnacht aber verkündet: Das Leben ist erschienen!"

Darnach sahen sie die stattliche Buche, wie sie schlank und hehr nach oben aufschoß und wollten diese nehmen. Aber Raphael, der obersten Engel einer, sprach: „Nicht also! denn ihr Holz wird leicht vom Wurme heimgesucht, das paßt nicht zu dem Schatze, nach welchem

weder die Diebe graben, noch fressen die Motten und der Rost an demselben. Dazu steht sie im Winter todt und erstorben und trägt nimmer Frucht, als die, welche die Thiere der Gergensener verzehren!“

Darnach sahen sie die Birke und wollten diese nehmen, denn ihre Rinde war glatt und weiß und ihr Gezweig geschmeidig und zart. Aber Benabi, ein oberster unter den Engeln der Kindlein, sprach: „Nicht also! denn die Birke erinnert an die unfreundliche Ruthe, die mit ihr Stammesgenossenschaft hat und gleichen Geschlechtes ist. Die Kindlein aber sollen in der Weihnacht nur erinnert werden an Liebe und Erbarmung, und nicht an Strafe und Schmerzen!“

So gingen die heiligen Engel weiter und kamen zur Weide. Sie sah nicht dürre und erstorben aus, nicht grau und greisenhaft wie die übrigen Bäume des Waldes, sondern hatte oben aus ihrer Krone röthliches Gezweig hervorgetrieben, und dieses hatte Augen gewonnen; darum wollten sie diese nehmen. Aber Gabriel, der Erzengel, der vor Gott steht, sprach: „Nicht also! denn auch die Weide erinnert an die Ruthe der scharfen Zucht, und die Harfen, die an Babels Wassern an die Weiden gehängt wurden, als das gefangene Zion der Heimath gedachte und nicht des Herrn Lied singen konnte im fremden Lande. Heute aber sollen die Kinder mit Freuden der Stadt Gottes gedenken und nicht der Fremde!“

Demnach gingen die Engel weiter und kamen zur Haselstaude, die schon ihre länglichen Blüthenkolben getrieben hatte, welche zart geringelt herniederhingen und den Frühling weissagten, der dem Winter folgen würde, und sie wollten diese nehmen. Aber Chasidza, der obersten Engel einer, sprach: „Nicht also! denn wie die Birke an die Ruthe, erinnert die Haselstaude an den Stock, der aus ihrem Geschlechte und Hause stammt und die Kinder nicht lieb hat, und an Nüsse mit harten Schalen, die die Zähne verderben und oft wurmfräßig sind und ohne Kern, sondern wie Sodomsäpfel inwendig voll bitteren Staubes! Aber das Fest soll an das Wahre und Liebe und Göttliche sie gemahnen immerdar!“

Und sie kamen zur Tanne und siehe, die lobten sie alle mit einander: der eine ihr Grün, das auch im Winter bleibt und zu der bleibenden, immergrünen, unvergänglich heiligen Weihnachtsfreude paßt; der andere wies auf ihre gekreuzten Zweige hin, die an das Kreuz des Herrn vorbildlich erinnerten; der dritte machte aufmerksam auf ihre pyramidalen Schößlinge, die kerzengrade nach oben immer höher und höher strebten, wie alle Freude in Christo nach oben flammt und von oben stammt; der vierte erinnerte an den balsamischen Wohlgeruch, an den stärkenden Tannensaft, an die Heil-

kraft der Tannennadeln, an das weiße zarte Holz, an die Resonanz, die in den Brettern wohnt, an das Harz, das leuchtet und zu tausend nützlichen Zwecken dient, an die Tannenzapfen, die prophetisch das Wetter verkündigen. —

Und sie nahmen die Tanne zum Weihnachtsbaume.

Und als die Kinder um ihn standen, jauchzten sie fröhlich, und die Engel schauten mit Wohlgefallen auf sie hernieder.

L. T.

5. Die Idylle.

Der Herbstmorgen.

Die frühe Morgensonne flimmerte schon hinter dem Berge herauf und verkündigte den schönsten Herbsttag, als Micon an's Gitterfenster seiner Hütte trat. Schon glänzte die Sonne durch das purpurgestreifte, grün und gelb gemischte Reblaub, das, von sanften Morgenwinden bewegt, am Fenster sich wölbte. Hell war der Himmel, Nebel lag wie ein See im Thale, und die höchsten Hügel standen Inseln gleich daraus empor mit ihren rauchenden Hütten, mit ihrem bunten herbstlichen Schmucke im Sonnenglanze; gelb und purpurn, wenige noch grün, standen die Bäume, mit reifen Früchten überhangen, im schönsten Gemische. In frohem Entzücken übersah er die weit ausgebreitete Gegend, hörte das frohe Gebrüll der Herden und die Flöten der Hirten nah und fern und den Gesang der munteren Vögel, die bald hoch in heller Luft sich jagten, bald tiefer im Nebel des Thals sich verloren. Staunend stand er lange so. Aber in frommer Begeisterung nahm er jetzt die Leyer von der Wand und sang:

„Möcht ich, ihr Götter, möcht ich mein Entzücken, meinen Dank euch würdig singen. Alles, alles glänzt in reifer Schönheit; alles überströmt in vollem Segen; Anmuth herrschet überall und Freude, und von Bäumen und vom Weinstocke lächelt des Jahres Segen: Schön, schön ist die ganze Gegend in des Herbstes feierlichstem Schmucke. Glücklich ist der, dessen unbeflecktes Gemüth keine begangne Bosheit nagt, der seinen Segen zufrieden genießt und, wo er kann, Gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen; der ganze Tag ist ihm volle Wonne, und sanft umfängt ihn die Nacht mit süßem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude genießt sein frohes Gemüth. Ihn entzückt jede Schönheit des wechselnden Jahres, jeder Segen der Natur. Aber doppelt glücklich ist, der sein Glück mit einer Gattin theilen kann, welche Schönheit und jede Tugend schmückt, einer Gattin, wie du bist, geliebte Daphne! Seit Hymen

uns verband, ist jedes Glück mir süßer. Ja, seit Hymen uns verband, war unser Leben wie zwei wohlgestimmte Flöten, die in sanften Tönen das gleiche Lied spielen. Kein Mißton stört die süße Harmonie, und wer es hört, wird mit Freude erfüllt. War je ein Wunsch, den mein Auge verrieth, den du nicht erfülltest? War je eine Freude, die ich genoß, die du nicht durch deine Freude mir versüßtest? Hat ein Unmuth mich je bis in deine Arme verfolgt, der nicht wie ein Frühlingsnebel vor der Sonne verschwand? Ja, da ich als Braut dich in meine Hütte führte, folgte dir jede Anmuth des Lebens. Zu unsern freundlichen Hausgöttern setzte sie sich, um nimmer von uns zu weichen. Wirthschaftliche Ordnung und Reinlichkeit und Muth und Freude bei jedem Unternehmen und alles, was du vollführtest, ist von den Göttern gesegnet.

Seit du, o seit du der Segen meiner Hütte bist, seitdem ist mir alles mit doppelter Anmuth geschmückt: Gesegnet ist meine Hütte, gesegnet meine Herde und alles, was ich pflanze und alles, was ich sammle. Freudig ist jedes Tages Arbeit, und komme ich müde zurück unter mein ruhiges Dach, o, wie entzücket mich da deine holde Geschäftigkeit. Schöner ist mir der Frühling, schöner der Sommer und Herbst, und, wenn der Winter um unsere Hütte stürmt, dann, beim Feuerherde, an deiner Seite, unter Hausgeschäften und sanften Gesprächen, fühl ich ganz die Anmuth häuslicher Sicherheit. Bei dir eingeschlossen mögen Winde wüthen und Schneegestöber die ganze Aussicht rauben, dann erst fühl ich's, wie du mir alles bist.

Die Fülle meines Glücks seid ihr, ihr anmuthsvollen Kinder, mit jedem Liebreiz der Mutter geschmückt; was für Segen, was für Freude blüht in euch uns auf. Die erste Silbe, die sie euch stammeln lehrte, war's, mir zu sagen, daß ihr mich liebt. Gesundheit und Freude blühen in euch auf und sanfte Gefälligkeit herrschet in eurer Seele. Die Freude seid ihr unserer Jugend, und euer Glück wird einst des Alters Freude sein. Wenn ihr, komm ich vom Felde oder von der Herde zurück, an der Schwelle mit frohem Gewimmel mich rufet, an meinen Knieen hangend, mit kindischer Freude die kleinen Geschenke empfanget, süße Früchte, o, wie erquickt mich dann jede eurer unschuldsvollen Freuden. Mit Entzücken eile ich dann, o Daphne, in deine offnen Arme, und mit holder Anmuth küssest du die Thränen meiner Freude von den Wangen."

Aber jetzt kam Daphne, ein anmuthsvolles Kind auf jedem Arme; schön war sie, wie der thaubenetzte Morgen, mit Freudenthränen auf den Wangen. „O, mein Geliebter," rief sie, „wie bin ich glücklich!"

Jetzt schließt er alle drei in seine Arme. Sie redeten nicht, sie empfanden nur ihr ganzes Glück, und wer sie da gesehen hätte,

würde, durch die ganze Seele gerührt, empfunden haben, daß Tugendhafte glücklich sind.

Geßner.

Palemon.

Wie lieblich glänzet das Morgenroth durch die Haselstaude und die wilden Rosen am Fenster! Wie froh singet die Schwalbe auf dem Balken unter meinem Dache und die kleine Lerche in der hohen Luft! Alles ist munter, und jede Pflanze hat sich im Thaue verjünget. Auch ich scheine verjünget; mein Stab soll mich Greis vor die Schwelle meiner Hütte führen, da will ich mich der kommenden Sonne gegenüber setzen und über die grünen Wiesen hinsehen. O wie schön ist alles um mich her! Alles, was ich höre, sind Stimmen der Freude und des Dankes. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde singen ihr Entzücken; auch die Herden brüllen ihre Freude von den grasreichen Hügeln und dem durchwässerten Thale. O wie lang, wie lang, ihr Götter, soll ich noch eurer Gütigkeit Zeuge sein? Neunzigmal habe ich jetzt den Wechsel der Jahreszeiten gesehen; und wenn ich zurückdenke, von jetzt bis zur Stunde meiner Geburt — eine weite liebliche Aussicht, die sich am Ende mir unübersehbar in reiner Luft verliert — o, wie wallet dann mein Herz auf! Ist das Entzücken, das meine Zunge nicht stammeln kann — sind meine Freudenthränen, ihr Götter, nicht ein zu schwacher Dank? Ach, fließet, ihr Thränen, fließet die Wangen herunter! Wenn ich zurücksehe, dann ist's, als hätte ich nur einen langen Frühling gelebt, und meine trüben Stunden waren kurze Gewitter; sie erfrischen die Felder und beleben die Pflanzen. Nie haben schädliche Seuchen unsere Herden gemindert; nie hat ein Unfall unsere Bäume verderbt, und bei dieser Hütte hat nie ein langwierig Unglück geruhet. Entzückt sah ich in die Zukunft hinaus, wenn meine Kinder lächelnd auf meinem Arme spielten, oder wenn meine Hand des plappernden Kindes wankenden Fußtritt leitete. Mit Freudenthränen sah ich in die Zukunft hinaus, wenn ich diese jungen Sprossen aufkeimen sah. Ich will sie vor Unfall schützen, ich will ihres Wachsthums warten, sprach ich; die Götter werden die Bemühungen segnen; sie werden empor wachsen und herrliche Früchte tragen und Bäume werden, die mein schwaches Alter in erquickenden Schatten nehmen. So sprach ich und drückte sie an meine Brust; jetzt sind sie voll Segen emporgewachsen und nehmen mein graues Alter in erquickenden Schatten. So wuchsen die Aepfelbäume und die Birnenbäume und die hohen Nußbäume, die ich als Jüngling um die Hütte her gepflanzt hatte, hoch empor; sie tragen die alten Aeste weit umher und nehmen die

kleine Wohnung in erquickenden Schatten. Dies, dies war mein heftigster Gram, o Mirta! da du an meiner bebenden Brust in meinen Armen starbest. Zwölfmal hat jetzt schon der Frühling dein Grab mit Blumen geschmückt. Aber der Tag nahet, ein froher Tag, da meine Gebeine zu den deinen werden hingelegt werden; vielleicht führt ihn die kommende Nacht herbei! O! ich sehe es mit Lust, wie mein grauer Bart schneeweiß über meine Brust herunter wallet. Ja, spiele mit dem weißen Haare auf meiner Brust, du kleiner Zephyr, der du mich umhüpfest; es ist es so werth, als das goldne Haar des frohen Jünglings und die braunen Locken am Nacken des aufblühenden Mädchens. O dieser Tag soll mir ein Tag der Freude sein! Ich will meine Kinder um mich her sammeln, bis auf den kleinen stammelnden Enkel und will den Göttern opfern. Hier vor meiner Hütte sei der Altar. Ich will mein kahles Haupt umkränzen, und mein schwacher Arm soll die Leyer nehmen; und dann wollen wir, ich und meine Kinder, um den Altar her Loblieder singen. Dann will ich Blumen über meine Tafel streuen und unter frohen Gesprächen das Opferfleisch essen.

So sprach Palemon und hob sich zitternd an seinem Stabe auf und rief die Kinder zusammen und hielt den Göttern ein frohes Fest.

Geßner.

6. Die Beschreibung (Schilderung).

Der Straßburger Münster.

Ich habe es gesehen, dieses Wunder der christlichen Welt, das Meisterstück der Kunst, das Werk der Geisteskühnheit und Glaubensgluth, das Denkmal einer großen untergegangenen Zeit; und meine Seele war von einer nie empfundenen Gewalt ergriffen und fest gehalten; ich war im Anschauen verloren und trunken von Entzücken. Ich stieg hinan und nicht ohne Bangen und Beschwerde. Der Blick von der Neben-Gallerie, über die man zu gehen hat, hinab auf die Kirche, auf die Stadt, machte mich schon schwindeln; und nun stand ich auf der viel höheren Plattform, von welcher man die ganze Stadt und das ganze große Rheinthal von den Vogesen bis hinüber nach den badischen Gebirgen übersieht. Die Aussicht zog mich wenig an, der Thurm selbst hielt mich gefesselt. Ich überwand den Schwindel und sah hinab auf die Fülle der aufstrebenden Pfeiler und Säulen mit den dazwischen gestellten Bildwerken, ging bald auf diese, bald auf jene Seite und betrachtete bald dieses, bald jenes Stück des reichen Baues. Und nun zog der von der Plattform sich erhebende Thurm die Blicke auf sich; leicht und kühn, wie die Flamme des Feuers,

schwingt er sich empor und reißt den Geist mit sich in die Höhe; ein unwiderstehliches Verlangen zieht mich hin, ihn zu besteigen. Die Treppen sind schmal; die Durchsicht, welche überall gestattet ist, macht mich zagen, aber ich strebe hinauf, und nun stehe ich oben über den vier sogenannten Schnecken, welche eine Gallerie verbindet, die um den Thurm herumführt und einen noch viel höhern Standpunkt, als die Plattform, gewährt. Hinabzusehen erregt beinahe Grausen, und um es zu vermeiden, beschäftigt man sich lieber mit der Betrachtung der wunderbaren Bauart des Thurms. Schon bis zur Plattform ist er gewissermaßen aus einzelnen Säulen zusammengesetzt, gleichwie eine Gruppe von Krystallen, welche nicht neben einander lose aufgeschossen, sondern innerlich verbunden sind. An mehreren Punkten ist er von Fenstern durchbrochen und durchsichtig; aus den Ecksäulen schießen kleinere Säulen hervor, die, vom angemessenen Standpunkte aus gesehen, sich freistehend zeigen; alle Flächen sind mit Säulen, Pfeilern, Nischen und Standbildern verziert, und die Portale ebenso aus manigfaltigen Bestandtheilen zusammengewoben. Aber von der Plattform an ist der ganze Thurm aus Säulen und Bändern geflochten, die durch eiserne Stäbe und Klammern verbunden sind. Die vier Schnecken, in welchen sich die Treppen hinanwinden, bilden vier große Säulen, welche, oben durch eine Gallerie wie durch einen Kranz verbunden, den kühnen Bau halten; zwischen ihnen erhebt sich der schlanke Leib des Thurmes, von vier Fenstern durchbrochen, welche drei Viertheile der Höhe einnehmen, deren Wölbungen sich oben in einen zierlichen Kranz verschlingen, über welchem wieder vier kleinere Fenster sich wölben. Die Kühnheit und Leichtigkeit des Baues erregt zugleich Zagen und Vertrauen, man glaubt nicht in der Höhe zu stehen, sondern emporgehalten zu schweben, aber man fühlt sich sicher in den Händen der kühnen Gewalt, die einen emporhält, weil sich mit ihr Sorgfalt und Klugheit verbinden. Der Sturm bewegt den schlanken leichten Bau, aber er kann ihn nicht erschüttern; der Blitz, vom Eisen angezogen, schlägt jährlich mehrmals in den Thurm, aber er kann nichts mehr thun, als hier und da einen Stein lockern. Die Sorgfalt des Baumeisters ist auf diejenigen übergegangen, denen die Erhaltung des Thurmes anvertraut ist; man bemerkt mehrere neue Steine, welche mit Genauigkeit eingefügt sind, und vernimmt, daß täglich mehrere Steinmetzen beschäftigt sind, für die Ausbesserung Vorrath an Werkstücken zu arbeiten; und so ergänzt sich das Riesengewächs von Jahr zu Jahr, und die abgeworfenen Blätter und Zweige ersetzen sich ihm immerfort.

Mit Sehnsucht, aber ohne Muth, blickte ich hinauf zum dritten Stockwerke des Thurmes, welches, sich schnell verjüngend, stufenähnlich

emporsteigt. Die Thüre zur Treppe ist verschlossen, und man darf sie nur mit der Erlaubniß des Maires öffnen; ein bequemer Vorwand für die Zaghaftigkeit. Ich steige wieder herunter zur Plattform und umgehe die Brustwehr mit verdoppeltem Vergnügen, denn die Scheu ist nun verschwunden, da ich viel höher gestanden habe. Ich steige endlich herab und umgehe unten das herrliche Gebäude, indem ich bald näher tretend einzelne Theile, wie das mittlere herrliche Portal mit der schönen Sonne aus buntgemalten Scheiben, bald wieder zurücktretend das Ganze betrachte. Der Dom verräth in seinem Kreuze den Ursprung aus einer ältern Zeit, der Zeit Karls des Großen; die Bauart ist von der des übrigen Gebäudes und des Thurmes verschieden, und am Fuße sind Hallen von jüngerer Bauart angebracht. Das Ganze ist großartig und prächtig. Auch das Innere ist des Aeußern würdig; starke Säulen tragen das hohe Gewölbe, und der magische Schein der schön gemalten Fenster, besonders der Sonne über dem Portale, verbreitet eine heilige Dämmerung. Doch schien mir der Dom nicht, wie der Thurm, das Gepräge des Außerordentlichen zu tragen und kam mir für seine Breite zu kurz vor. Der weit schmälere, aber verhältnißmäßig längere Dom in Meißen hat auf mich einen mehr harmonischen und befriedigenden Eindruck gemacht. Die unterirdische Kirche, welche man mir zeigte, konnte meine Aufmerksamkeit noch weniger auf sich ziehen, so merkwürdig sie auch an sich durch ihr Alter sein mag. Ich eilte hinaus, um wieder den Thurm zu sehen und sah ihn und konnte mich nicht satt an ihm sehen. Wo ich in einer Straße der Stadt ihn zu Gesichte bekommen konnte, stand ich still und sah ihn an. Wie das Auge des Liebenden den Blick der Geliebten sucht, so suchte ich diesen Gegenstand meiner höchsten Lust und Bewunderung. Ich wollte, ich hätte in Straßburg sonst nichts gefunden, was mich beschäftigte und meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, um nur den Thurm zu sehen.

Die nächste freie Stunde benutzte ich, um ihn zum zweiten Male zu besteigen. Viel leichter ward mir es jetzt, und ich war oben über den Schnecken, ohne zu wissen, wie. Es war, als wenn der kühne Geist des Baumeisters mich beseelte und mir Lust und Kraft zum Steigen einflößte. Ich war schon ganz einheimisch geworden, und alle Zaghaftigkeit schien gewichen zu sein. Der Thürmer, der Zutraun zu mir gefaßt hatte, öffnete mir ohne Erlaubniß die Thüre, welche in die Spitze des Thurmes hinaufführt, und ich machte mich ohne meinen Begleiter, der unten blieb, auf den Weg. Ich stieg bis zur Hälfte hinauf, da kehrte ich, von der Unbequemlichkeit und Steilheit der engen Treppe abgeschreckt, zurück. Es that mir leid,

als ich herunter kam, und thut mir noch leid. So durchsichtig und luftig die Treppe ist, so hat sie doch keine Gefahr, und meine Furcht war eitel. Welch ein Entzücken, oben zu stehen unter der Krone, wo der Baumeister im stolzen Gefühle der Vollendung des großen Werkes gestanden hat, und diesen Triumph im Geiste mit ihm zu feiern!

Ich stehe wieder unten, schauend und sinnend. Was ist's, was solche Gewalt auf meinen Geist ausübt? Worin liegt der Zauber, der mich gefangen hält? Ich kenne die meisten der großen Dichterwerke, in welchen der menschliche Geist seine Erhabenheit und Schöpferkraft offenbart hat, und ich glaube ihren Geist gefaßt zu haben. Aber keins hat so mit einem Schlage mein Gemüth getroffen und in solcher lichtvollen Bestimmtheit mit solcher siegenden Gewalt sein Wesen und seine Bedeutung kund gethan. Aus dem Geiste in geistiger Gestalt geboren, schwebt und schwankt die Dichtung vor der Betrachtung, welche leicht zerstreut und zerstört und sich an Einzelnes anstatt an das Ganze zu halten versucht wird. Hier ist der Geist mit seiner freiesten Kraft und reichsten Fülle in den körperlichen Stoff bildend eingegangen und hat sich eine Gestalt geschaffen, welche den Sinn des Auges in strenger Begrenzung erfüllt und so den Geist sicher ergreift und festhält. Ich habe manche Meisterwerke der Bildnerei und Malerei gesehen und ihre Schönheit empfunden. Ich habe das Bild Christi gesehen, welches die ganze Hoheit und Majestät des Gottes mit dem treuen wahrhaften Leben des Menschen vereinigt darstellt; ich habe das Bild der Maria in der ganzen Verklärung der schönen Weiblichkeit gesehen; ich habe im Anschauen dieser Meisterstücke des Pinsels eine Erhebung und Andacht, ein Entzücken über alle Vergleichung empfunden; aber der Eindruck war nicht so augenblicklich, nicht so entschieden und unwiderstehlich; ich mußte sinnen, betrachten, nachfühlen, nachschaffen; es war ein geistiges Anschauen, beinahe wie bei einem Gedichte. Herrlichkeiten der Natur sind vor meinem Blicke vorüber gegangen, welche in ihrer Art einzig genannt werden. Ich will nicht den Rheinfall, nicht die Gletscher vom Grindelwald anführen, welche groß und herrlich sind, aber doch nicht den Grad von Erhabenheit erreichen, den ich dem Straßburger Münster zuschreibe. Das Größte, was ich in der Natur gesehen, ist die Aussicht vom Rigi; und wenn ich diesen zur Vergleichung stelle, so hat der Münster einen schweren Wettstreit. Wie kann sich das Werk von Menschenhänden mit dem Wunder der Schöpfung vergleichen? Schon der Rigi allein in seiner leiblichen Größe, mit seinen grünen Triften und den anmuthigen Umgebungen von Seen und Städten, würde dem Münster den Rang ablaufen; zur winzigen

Kleinheit aber schrumpft dieser zusammen vor jener ungeheuren Umthürmung von Schneebergen, welche den Rigi von Nordost nach Südwest umziehen. Größer war unstreitig das Gefühl, das mich auf diesem Berge ergriff; es war das Hochgefühl des Gedankens an die Größe des Schöpfers, der Schauer der Ehrfurcht vor dem Allmächtigen. Aber wie immer die Kunst den Vortheil der bestimmten Begrenzung vor der Natur hat, so erschien mir auch die Größe jenes Naturschauspiels zu ungemessen und ungeheuer; meine Seele war überfüllt und der empfangene Eindruck unfaßbar. Und noch einen Vorzug theilte ich dem Kunstwerke vor dem Naturschauspiele zu: daß es als Menschenwerk des menschlichen Gedankens und Gefühls Zeichen ist und uns deswegen wärmer und freundlicher berührt. Der Geist der Schönheit und des Lebens ist ein und derselbe in der Natur und Kunst, im Menschen und allen übrigen Geschöpfen; selbst die großen Massen der Gebirge, obschon von der blinden Kraft der Anziehung zusammengeballt, sind Werk und Zeugniß des Geistes, der aus uns athmet. Aber wie das menschliche Antlitz uns befreundeter ist und deutlicher zu uns spricht, als die schöne Blume, die schöne Landschaft, so steht uns auch das Kunstwerk näher als die Natur. In ihm fühlen wir den schaffenden Geist des Künstlers nach, er ist uns Mittler der göttlichen Offenbarung, Deuter der göttlichen Geheimnisse. Das Kunstwerk gehört der Geschichte, der wir unser geistiges Dasein verdanken, und so gehört der Münster der Geschichte der christlichen Kirche und wurzelt auf dem Boden der sittlichen Freiheit und Erlösung. Der Erbauer war ein gläubiger Christ und fühlte und lebte, wie alle wahre Christen fühlen und leben sollen; es war unser Bruder im Geiste; mit brüderlicher Stimme spricht er zu uns und verkündet uns, was der Geist ihm eingab, der auch uns beseelt.

de Wette.

Die Nacht.

Die Nacht ist die Verkünderin Gottes, denn sie deutet auf ihn, den Nimmermüden. — Es ist Nacht! sagen wir, Nacht in der Schöpfung. Nun ruhen alle Wälder, es ruhen Städt' und Felder; es ruht die ganze Welt. — Aber verhält es sich so, wie es dem einfältig frommen Sinne in diesem Bilde däucht? Ist die Erde das Universum? Und schlummert auch in den Höhen das Leben ein, wenn es hier unten schlafen geht? Ueberdies, ruht denn die ganze Erde, wenn uns die Nacht grüßt? Wandert nicht des Tages wohlthätige Herrin, die Sonne, wenn sie uns verläßt, den Bewohnern der entgegengesetzten Erdhälfte zu? Für wen ist Nacht, Staubgenossen? Für uns

ist Nacht. Wir können einen Tag, der nimmer endet, noch nicht leben. Für Gott ist keine Nacht. Denn auch Finsterniß ist nicht finster bei ihm. Die Nacht leuchtet wie der Tag; Finsterniß ist wie das Licht. Und was ist denn, wenn ihr wähnet, es ruhe alles auf der nachtumschatteten Erde? Feiert nun die gesammte Thätigkeit? Werdet ihr nun keine Spur des Lebens gewahr? Hat er nun weggenommen seinen Odem und zurückgezogen seine Hand, der allwaltende Weltgeist? — Durchwandert die Finsterniß! Hört ihr die Gesänge und den Reigen? Es ist eine fröhliche Schaar, die den Tanzsaal lieber hat, als den Schlaf. Seht ihr den weitherstrahlenden Kerzenschein? Er umglänzt eine festliche Tafel, die noch lange nicht aufgehoben sein wird. Bemerkt ihr das matte einsame Licht dort? Es leuchtet einem stillen Denker, der in Nachforschung sich vertieft hat, einem fleißigen Arbeiter, dem der Tag zu kurz ist für das lange Bedürfniß; einem armen Kranken, der die Stunden der Ruhe unter folternden Schmerzen durchkämpfen muß.

Geht in einer Sommernacht über Feld! Hier zirpt eine Grille. Da schlägt eine Wachtel. Dort summt ein Käfer. Da ruft es im Schilfrohre. Hier rauscht ein Wild aus dem Dickicht. Dort schallt es herüber wie Wächterhorn von den Hütten der Menschen. Ueber euch hin schwirrt im ungewissen Fluge die Eule, und im Gebüsche flüstern auf euch nieder die Träume der schlafenden Vöglein. — Könntet ihr vollends sehen, was ihr nicht seht und hören, was ihr nicht hört: wie würdet ihr das Klopfen, das Treiben, das Schaffen, das geheime Regen und Bewegen wahrnehmen in allen Theilen der Natur! Tretet hinaus in die Nachtluft! Der Wind haucht auch über schlummernde Fluren, und der Strom predigt im Mondenscheine, wie im Mittagsglanze.

Blicket empor in die Höhe! Die Sterne finden ihre Bahn gleich der Sonne und halten unverrückt ihre ewige Ordnung, wie die Feldblume ihre Zeit. — Lauschet hinunter in die Tiefe! Während ihre Kinder schlafen, legt die Mutter-Erde sie dichter an die nährende Brust, und frischeres Gedeihen steigt in die Pflanzen, „daß die Bäume des Herrn voll Saft stehn und das Land voll Früchte werde, die er schafft; daß da Gras wachse für das Vieh und Saat zu Nutzen der Menschen und der Wein erfreue des Menschen Herz, und das Brod des Menschen Herz stärke.“ — Oder bleibet ganz in der Nähe und weilet am Lager eines Schlummernden. Es ist alles still. — Aber die verborgene Lebenswerkstatt: o, behorchet sie! Wie die Lungen arbeiten, wie die Brust sich hebt! Wie der Odem flüstert! Wie das Herz klopft! Wie die Pulse zittern! Wie die Wangen glühen! Wie das Blut umläuft und der Milchsaft seine

Kanäle durchströmt zu des Leibes Erhaltung. Was bedarf es weiter Zeugniß? Ihr sehet: Das Leben ruhet in der Nacht, aber nicht überall ruhet es. Und selbst wo es ruhet, ist die Ruhe nur scheinbar. Mitten durch die Ruhe gleitet allenthalben Bewegung. —

Wer bewegt an seinem Herzen die Müden? Wer lebt, wo das Leben erloschen scheint? — Fallet nieder, Christen, und betet an und empfindet, wenn ihr Sprache nicht habt: Er trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Worte, und sein Aufsehen bewahret unsern Odem. Es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allem. Wie viel verschlossene Augen auch die Nacht zeige, das Vaterauge ist offen. Der Vater ist mitten unter den hunderttausend Schläfern der eine, der nie schläft noch schlummert, der Hüter Israels, der nimmermüde Schutzgeist der Natur.

Dräseke.

Der Kerker.

Komm, folge mir im Geiste freiwillig auf einige Augenblicke in die Hölle auf Erden und laß diesen Gang uns erschüttern, durchwettern und warnen, auf daß nicht einst unser Leib gezwungen und länger daselbst verweilen müsse!

Zwei Thüren von dicken Bohlen, mit festen massiven Schlössern versehen, schließen einen unheimlichen Raum, den rings gewaltige Steinmauern umzwängen. In der einen Wand befindet sich ein kleines Fenster, das mit einem starken Eisengitter verwahrt ist; alle übrigen Wände sind, wie die Decke, kahl und einförmig. Du erblickst hier weder Sopha noch Stuhl, weder Tisch noch Bett, weder Lampe noch Leuchter, weder Buch noch Feder, noch sonst irgend etwas, das zur Zerstreuung oder Bequemlichkeit dienen könnte; ein eiserner Ofen, ein hartes Strohlager, ein schwerer Block und unzerreißbare Ketten, das ist die ganze Summe des Geräths. Und weshalb ist diese Grube gemauert? Sollen Wölfe oder Tiger in ihr hausen? Mit nichten! Für Menschen ist sie bestimmt; für freigeborne Menschen, die einst den Stempel der Gottähnlichkeit an ihrer Stirn trugen! Da sitzt er, der freche Verbrecher, und rasselt mit den Ketten und knirscht mit den Zähnen; die furchtbarste Langeweile zerreibt ihn, denn die Einförmigkeit verwandelt sich allmählich in ein Nichts; da sitzt er, ohne Freunde und Gesellen, ohne Eltern und Geschwister, im Busen ein Feuer, das nie verlischt, einen Wurm im Herzen, der nie stirbt, einen allmächtigen Rächer über sich und die strafende Gerechtigkeit um sich; da sitzt er, Flüche auf der Lippe, Flüche im Ohre, Flüche im Gebeine, und heult und klappert mit den Zähnen, und verflucht den Tag seiner Geburt und Gott und die

Welt und sich selbst. Komm, mir schaudert, und eine donnernde Stimme ruft mir zu: „Fliehe die Sünde wie eine Schlange!"

Colshorn.

Auf dem Schlachtfelde.

Nacht war's, als das Bewußtsein mir nach und nach wieder aufdämmerte. Ich fühlte zuerst das peinlichste Gefühl einer unendlichen Schwäche, dann den Brand einer glühenden Zunge, nun erst das Brennen der Wunden. Ich wußte nicht, wo ich war. Es ächzte, stöhnte um mich her; Seufzer, gewaltig erschütternd, schauerlich, weit hintönend, zu gewaltig für die Menschenbrust, drangen klagend durch die Nacht. Ich rang um die entschwundene Erinnerung, aber die Nacht, die Schwäche, das beginnende Fieber lähmten die Anstrengung; da blitzte es durch die Nacht, und in des Blitzes langem Scheine sah ich um mich ein Schlachtfeld, sah die winselnden Menschen, die stöhnenden Pferde, sah weithin unter den Leichen und Sterbenden Gestalten sich bewegen. Ich hoffte Rettung. Da sah ich sie Leichen und Sterbende ausziehen ohne Erbarmen, sah sie des Himmels Blitz als Licht zu ihrem Werke brauchen, sah sie immer zahlreicher auf dem verlassenen Schlachtfelde, sie, die Schakals und Hyänen Europa's, sie, die mit den Flüchen und dem Blute der Sterbenden, denen sie lebendig ihre letzte Hülle, ihr letztes Kleinod genommen, beladenen Marrodeurs. Und näher schwärmten sie zu mir heran, und deutlicher sah ich ihr ruchloses Treiben; über sie rollte gewaltig Gottes Donnerwagen, aber sie hörten ihn nicht. Aber auf mich sank das furchtbarste Entsetzen. Meine Zunge, meine Wunden brannten immer fürchterlicher. Menschen vor mir, aber nicht Retter; die Zunge wollte rufen, todesängstlich sah das Auge die nahenden Gestalten und hemmte den Ruf. Rettung wünschte ich, nur von Menschen hoffte ich sie, aber die einzigen, die ich sah, brachten den Tod. Zwischen den Donnerschlägen hörte ich schon das Flehen der Gequälten, Hohngelächter der Unmenschen, sah im Blitze bittende Hände emporgehoben, sah diese Hände verstümmeln um des blinkenden Goldes willen. Dem Tode hatte ich oft ohne Bangen entgegengesehen, aber nie in dieser Gestalt mir ihn gedacht. Die entsetzlichste Angst klemmte mir das Herz zusammen, sie hinderte eine wohlthätige Ohnmacht, die Angst wurde immer tödtender; seufzen durfte ich nicht, beten konnte ich nicht. Doch diese Tiger kamen nicht zu mir; sie kamen heran, bis das Blut mir in den Adern stockte, dann schien ein gewisses Etwas zwischen mir und ihnen zu sein, und weiter in's tiefe Feld hinein verloren sie sich. Es hatte des Herrn Hand zwischen mir und ihnen einen Graben gezogen. So

ist die Hand des Herrn oft rettend zwischen dem Menschen und seinem Verderben, und der Mensch sieht seinen Retter nicht. Und einsam war ich wieder; aber nun traten die Schrecken der öden Einsamkeit, die Qualen des Verschmachtens ein. O, sie sind furchtbar, diese Qualen, und zu Jahrhunderten werden die Minuten! Grauenvoll war das Leuchten der Blitze über die Todten hin und vernichtend die Stimme des Himmels durch das irdische Gewimmer. Da rauschte es über mir, neben mir, kühle schwere Tropfen fielen auf die heiße Stirn, ein schöner Gewitterregen brauste über das Leichenfeld. Gott hatte meine Leiden gesehen, er netzte seinen Finger und kühlte die brennende Zunge mir. Eine unbegreifliche Erquickung durchschauerte mich. Es war nicht bloß der Leib, der in süßer Kühlung neues Leben fand, es waren nicht bloß die Bande des Schreckens, des Entsetzens, die sprangen und die Seele frei gaben, nein: in meinem Herzen, das bis dahin nur Irdisches empfunden, empfand ich nun Gott, empfand sein Dasein, sein Erbarmen, seine Liebe.

Jeremias Gotthelf.

Aus

„Werthers Leiden“

von Göthe.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend manigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der

Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft und denke: Ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

7. Die Erzählung.

Aus dem Volksromane

„Tyll Eulenspiegel.“*)

Wie Vlenspiegel sich außgab, das er zu Magdenburg von der Lauben fliegen wolt.

Also bald nach dieser zeit, als Vlenspiegel ein Meßner was, kame er gen Magdenburg vnd trib vil anschleg, dauon sein Namme ward von erst bekannt, das man von Vlenspiegel wußt zusagen, vnd ward angefochten von den fürnembsten der Burger von der statt, das er etwas abenthewriges treiben solt, da sagt er, er wolt es thun auff dem Rhathauß, vnd von der Lauben herabfliegen, machet ein geschrey in der statt, das sich jung vnd alt samleten auf dem Marckt, vnd wolten es sehen. Also stund Vlenspiegel auff der Lauben vor dem Rhathauß, vnd beweget sich mit den armen, gleich als er fliegen wolte, die leute stunden, theten jre augen vnd meuler auff, vnd meyneten er wolt fliegen. Vlenspiegel lacht vnd sprach, Ich meynt es were kein Thor oder Narr mer in der welt, dann ich, so sihe ich wol, das hie schier die gantz statt vol thoren ist, vnd wann jr mir alle sagten, das jr fliegen kündt, ich glaubte es nicht, ich bin doch weder ein Ganß noch Vogel, so hab ich nicht Flügel, vnd on federn kann niemandt fliegen, nun sehet jr offenbar, das es erlogen ist, vnd lieff also von der Lauben, ließ des volcks ein theil fluchen, das ander lachen, vnd sprachen das ist ein schalcksnarr, dannocht hat er war gesagt.

Wie Vlenspiegel zu Braunschweyg sich verdingt zu einem brodtbecker.

Da nun Vlenspiegel gen Braunschweyg kame, zu der Becker stuben, wohnet ein Becker nah dabei, der rufft jm in sein hauß, vnd

*) Seltzamme Vnd Wunderbarliche Historien Tyll Vlenspiegels, eines Bawren Son, Bürtig auß dem land zu Braunschweyg. Zu Straßburg, Im Jar M. D. LI.

fragt jn, waz er für ein gesell were, er sprach ich bin ein Becker-knecht, der brodtbecker sprach, ich hab eben yetzt kein knecht, wilt du mir dienen? Vlenspiegel sagt ja. Als er nun zwen tag war bei jm gewesen, hieß jn der Becker bachen auff den abendt, dann er kundt jm nicht helffen biß an den morgen, Vlenspiegel sprach ja, was soll ich aber bachen, der Beck was ein schimpfflich Mann, waz doch zornig vnd sprach in spott, bistu ein Beckerknecht, vnd fragst erst was du bachen solt? was pflegt man zu bachen? Eulen oder Mörkatzen? vnd ging damit schlaffen, da ging Vlenspiegel in die Bachstuben, vnd macht den Teyg zu eitel Eulen vnd Mörkatzen, vnd buch die. Da der Meyster des morgens aufffstund, vnd wolt jm helffen, vnd geht in die Bachstuben, so findt er weder Semel noch wecken, sunder eitel Eulen vnd Mörkatzen, da ward der Meyster zornig vnd sprach, hilf Herrgott was hastu gebachen? Vlenspiegel sprach, was jr mich geheyssen habt, der beck sprach, was soll ich nun mit der Narrey thun? solchs brodt ist mir nirgendt zu nutz vnd ergreiff jn bei dem halß, vnd sprach bezale mir den Teyg; Vlenspiegel sprach ja, wann ich euch den Teyg bezale, sol dann die wahr mein sein, die dauon gebachen ist? der Meyster sprach, was frag ich nach solcher wahr, also bezalt er jm sein Teyg, vnd nam die gebachen Eulen vnd Mörkatzen in ein Korb, trug sie in die Herberg zu dem Wilden mann, vnd gedacht in jm selber, du hast offt gehöret, man künt nichts so seltzames gen Braunschweyg bringen, man lößt gelt darauß, vnd was an der zeit, das am andern tag S. Niclauß abendt was, also stund Vlenspiegel für d'kirchen mit seiner Kauffmannsschatz, vnd verkaufft die Eulen vnd Mörkatzen all, vnd lößet vil mer gelt darauß, dann er dem Becken für den Teyg hat geben. Das ward dem Becken kundt gethan, den verdroß es, vnd lief für S. Niclaußen Kirchen, vnd wolt jn anfordern für den kosten, die ding zu bachen. Da was Vlenspiegel erst hinweg mit dem gelt, vnd hatte der Becker das nachsehen.

Aus dem Volksbuche

„Die Schiltbürger."*)

Wie die Schiltbürger das graß auff einer alten Mawern durch jr Viehe wollen lassen abschaffen.

Die Schiltbürger waren ernsthafft in jrem Thun, sonderlich in betrachtung deß gemeinen nutzes, damit derselb allenthalb auffgieng

*) Der Schiltbürger Wunderseltzame Abentheurliche, vnerhörte, vnd bißher vnbeschriebene Geschichten vnd Thaten der obgemelten Schiltbürger in Misnopotamia hinter Vtopia gelegen.

vnd zunehme vnd nirgend schaden lidte. Auff ein zeit giengen sie hinauß, ein alte Mawren zu besehen, welche von einem alten Gebäw noch vberbliben war, ob sie vielleicht die stein davon zu nutz abwenden könten. Nu war auff der Mawr schon lang graß gewachssen, das betawret die Bawren, daß es solte verloren werden vnd niemand zu nutz kommen, hielten derowegen rath, wie man es solt zu ehren zihen. Davon fielen nun vielerley Meinungen: die einen vermeinten, man solte es abmeyen, aber niemand wolte sich eins solchen vnterstehn vnd sich auff die Mawren wagen; andere vermeinten, wann schützen vnter jn weren, so were es am besten, daz man es mit einem pfeil abschüsse. Endlich wüschet der Schultheis herfür, vnd rieht, man solte Viehe darauff lassen gehen, das würde es abessen, so dörfte man es weder abmeyen noch abschiessen. Solchem Rath, alß dem besten, fiel die gantze Gemeinde zu vnd zur Danksagung ward ferner erkandt, des Schultheissen Kuh solt die erste deß guten Rahts genießen, welches der Schultheis gern gestattet. Also machten sie der Kuh ein starkes seil vmb den Hals, warffens vber die Mawren, vnd fangen sie am andern Orte zu ziehen. Als aber der strick zugieng, fing die Kuh an zu erwürgen, vnd wie sie schier hinauff kam, streckt sie die Zunge herauß. Solches sahe ein grosser Schiltbürger, der schrey: Zieht, zieht, Leib vnd Seel hanget an einander. Zieht noch ein mal, zieht, sprach der Schultheis, sie hat das graß schon geschmeckt, vnd die Zungen darnach außgestreckt. Zieht zieht sie ist bald droben, sie ist so dölpisch vnd vngeschickt, daß sie jr selberst nicht helffen kan: es solt sie ewer einer zu vollem hinauff stoßen.

Aber vergebens wars, die Schiltbürger kunten die Kuh nicht hinauff bringen, liessen sie herab, da war sie todt. Deß waren sie fro, nur daß sie etwas zu schinden vnd zu metzgen hetten.

Aus den
„Abderiten“
von Wieland.

Am folgenden Morgen, da Hippokrates und Demokrit nach einem leichten Schlafe von wenigen Stunden wieder zusammenkamen, um auf einer an die Gärten Demokrit's grenzenden Anhöhe der Morgenluft zu genießen, erinnerte der Anblick der unter ihnen im Sonnenglanze liegenden Stadt den Hippokrates, daß er in Abdera Geschäfte habe. „Kannst du wohl errathen,“ sagte er zu seinem Freunde, „zu welchem Ende mich die Abderiten eingeladen haben?“ „Die Abderiten haben dich eingeladen?“ rief Demokrit. „Ich hörte doch dieser

Zeit von keiner Seuche, die unter ihnen wüthe! Es ist zwar eine gewisse Erbkrankheit, mit der sie alle sammt und sonders bis auf sehr wenige von alten Zeiten her behaftet sind, aber —" — „Getroffen, getroffen, guter Demokrit, dies ist die Sache!" — „Du scherzest," erwiderte unser Mann, „die Abderiten sollten zum Gefühle, wo es ihnen fehlt, gekommen sein? Ich kenne sie zu gut. Darin liegt eben die Krankheit, daß sie dies nicht fühlen." — „Indessen," sagte der andere, „ist nichts gewisser, als daß ich jetzt nicht in Abdera wäre, wenn die Abderiten nicht von dem nämlichen Uebel, wovon du sprichst, geplagt würden. Die armen Leute!" — „Ah! nun versteh' ich dich! Deine Berufung konnte eine Wirkung ihrer Krankheit sein, ohne daß sie es selbst wußten. Laß doch sehen! — Ha! da haben wir's. Ich wette, sie haben dich kommen lassen, um dem ehrlichen Demokrit so viele Aderlässe und Nieswurz zu verordnen, als er vonnöthen haben möchte, um ihres gleichen zu werden! Nicht wahr?" — „Du kennst deine Leute vortrefflich, wie ich sehe, Demokrit; aber um so kaltblütig von ihrer Narrheit zu reden, muß man so daran gewöhnt sein, wie du!"

Die Zeit kam heran, wo der Aeskulap dem Senate von Abdera seinen Bericht abstatten sollte. Er kam, trat mitten unter die versammelten Väter und sprach mit einer Wohlredenheit, die alle Anwesenden in Erstaunen setzte. „Friede sei mit Abdera! Edle, Feste, Fürsichtige und Weise, liebe Herren und Abderiten! Gestern lobte ich Sie wegen Ihrer Fürsorge für das Gehirn Ihres Mitbürgers Demokrit; heute rathe ich Ihnen wohlmeinend, diese Fürsorge auf Ihre ganze Stadt und Republik zu erstrecken. Gesund an Leib und Seele ist das höchste Gut, das Sie sich selbst, Ihren Kindern und Ihren Bürgern verschaffen können; und dies wirklich zu thun, ist die erste Ihrer obrigkeitlichen Pflichten. So kurz mein Aufenthalt unter Ihnen ist, so ist er doch schon lang genug, um mich zu überzeugen, daß sich die Abderiten nicht so wohl befinden, als es zu wünschen wäre. Ich bin zwar zu Kos geboren und wohne bald zu Athen, bald zu Larissa, bald anderswo, jetzt zu Abdera, morgen vielleicht auf dem Wege nach Byzanz; aber ich bin weder ein Koer, noch Athener, weder ein Larisser, noch Abderit, ich bin ein Arzt. So lange es Kranke auf dem Erdboden giebt, ist es meine Pflicht, so viele gesund zu machen, als ich kann. Die gefährlichsten Kranken sind die, die nicht wissen, daß sie krank sind, und dies ist, wie ich finde, der Fall der Abderiten. Das Uebel ist für meine Kunst zu tief; aber was ich rathen kann, um die Heilung vorzubereiten, ist dies: Senden Sie mit dem ersten guten Winde sechs große Schiffe nach Anticyra. Meinetwegen können sie, mit welcherlei Waaren es den Abderiten

beliebt, dahin befrachtet werden, aber zu Anticyra lassen Sie alle sechs Schiffe so viel Nieseswurz laden, als sie tragen können, ohne zu sinken. Man kann zwar auch Nieseswurz aus Gallizien haben, die etwas wohlfeiler ist, aber die von Anticyra ist die beste. Wenn die Schiffe angekommen sein werden, so versammeln Sie das gesammte Volk auf Ihrem großen Markte; stellen Sie, mit Ihrer ganzen Priesterschaft an der Spitze, einen feierlichen Umgang zu allen Tempeln in Abdera an und bitten die Götter, daß sie dem Senate und dem Volke zu Abdera geben möchten, was dem Senate und dem Volke zu Abdera fehlt. Sodann kehren Sie auf den Markt zurück und theilen den sämmtlichen Vorrath von Nieseswurz auf gemeiner Stadt Unkosten unter alle Bürger aus; auf jeden Kopf sieben Pfund, nicht zu vergessen, daß den Rathsherren, welche (außerdem was sie für sich selbst gebrauchen) noch für so viele andere Verstand haben müssen, eine doppelte Portion gereicht werde! Die Patienten sind hartnäckig und können nur durch langen, anhaltenden Gebrauch der Arznei geheilt werden. — Wenn sie nun dieses Vorbereitungsmittel nach der Vorschrift, die ich ihnen geben will, durch die erforderliche Zeit gebraucht haben werden, dann überlasse ich sie einem andern Arzte; denn wie gesagt, die Krankheit der Abderiten liegt zu tief für meine Kunst. Ich kenne fünfzig Meilen rings um Abdera nur einen einzigen Mann, der ihnen von Grund aus helfen könnte, wenn sie sich geduldig und folgsam in seine Kur begeben wollten. Der Mann heißt Demokrit, Damasippens Sohn. Stoßen Sie sich nicht an den Umstand, daß er zu Abdera geboren ist! Er ist darum kein Abderit, dies können Sie mir auf mein Wort glauben; oder wenn Sie mir nicht glauben wollen, so fragen Sie den delphischen Gott. Er ist ein gutherziger Mann, der sich ein Vergnügen daraus machen wird, Ihnen seine Dienste zu leisten. Und hiermit, meine Herren und Bürger von Abdera, empfehle ich Sie und Ihre Stadt den Göttern. Verachten Sie meinen Rath nicht, weil ich ihn umsonst gebe; es ist der beste, den ich jemals einem Kranken, der sich für gesund hielt, gegeben habe." Als Hippokrates dies gesagt hatte, machte er dem Senate eine höfliche Verbeugung und ging seines Weges.

Niemals, — sagte der Geschichtschreiber Hekatäus, ein desto glaubwürdigerer Zeuge, weil er selbst ein Abderit war, — niemals hat man zweihundert Menschen alle zugleich in einer so sonderbaren Stellung gesehen, als diejenige des Senats von Abdera in diesem Augenblicke war; es müßten nur die zweihundert Phönicier sein, welche Perseus durch den Anblick des Kopfes der Medusa auf einmal in eben so viele Bildsäulen verwandelte, als ihm ihr Anführer seine theuer erworbene Andromeda mit Gewalt wieder abjagen wollte.

In der That hatten sie alle möglichen Ursachen von der Welt, auf etliche Minuten versteinert zu werden. Beschreiben zu wollen, was in ihren Seelen vorging, würde vergeblich sein. Nichts ging in ihnen vor; ihre Seelen waren so versteinert als ihre Leiber. Mit dummem, sprachlosem Erstaunen sahen sie alle nach der Thür, durch welche der Arzt sich zurückgezogen hatte; und auf jedem Gesichte drückte sich zugleich die angestrengte Bemühung und das gänzliche Unvermögen aus, etwas von dieser Begebenheit zu begreifen.

Endlich schienen sie nach und nach, einige früher, einige später, wieder zu sich selbst zu kommen. Sie sahen einander mit großen Augen an; fünfzig Mäuler öffneten sich zugleich zu der nämlichen Frage und fielen wieder zu, weil sie sich aufgethan hatten, ehe sie wußten, was sie fragen wollten. „Zum Henker, meine Herren,“ rief endlich der Zunftmeister Pfriem, „ich glaube gar, der Quacksalber hat uns mit seiner doppelten Portion Nieswurz zu Narren!“ — „Ich versah mir gleich von Anfang nichts Gutes zu ihm,“ sagte Thrasyllus. — „Meiner Frau wollt' er gestern gar nicht einleuchten,“ sprach der Rathsherr Smilax. — „Ich dachte gleich, es würde übel ablaufen, wie er von sechs Schiffen sprach, die wir nach Anticyra senden sollten,“ sagte ein anderer. — „Und die verdammte Ernsthaftigkeit, womit er uns alles das vordeclamirte,“ rief ein fünfter; „ich gestehe, daß ich mir gar nicht einbilden konnte, wo es hinauslaufen würde.“ — „Ha, ha, ha, ein lustiger Zufall, so wahr ich ehrlich bin!“ meckerte der kleine dicke Rathsherr, indem er sich vor Lachen den Bauch hielt. „Gestehen wir, daß wir fein angeführt sind! Ein verzweifelter Streich! Das hätt' uns nicht begegnen sollen! Ha, ha, ha!“ — „Aber wer konnte sich auch zu einem solchen Manne so etwas versehen?“ rief der Nomophylax. — „Ganz gewiß ist er auch einer von Euern Philosophen,“ sagte Meister Pfriem. „Der Priester Strobylus hat wahrlich so unrecht nicht! Wenn es nicht wider unsre Freiheiten wäre, so wollt' ich der erste sein, der darauf antrüge, daß man alle diese Spitzköpfe zum Lande hinausjagte.“ — „Meine Herren,“ fing jetzt der Archon an, „die Ehre der Stadt Abdera ist angegriffen, und anstatt daß wir hier sitzen und uns wundern oder Glossen machen, sollten wir mit Ernst daran denken, was uns in einer so kitzlichen Sache zu thun geziemt. Vor allen Dingen sehe man, wo Hippokrates hingekommen ist!“ Ein Rathsdiener, der zu diesem Ende abgeschickt wurde, kam nach einer ziemlichen Weile mit der Nachricht zurück, daß er nirgends mehr anzutreffen sei. „Ein verfluchter Streich!“ riefen die Rathsherren wie aus einem Munde; „wenn er uns nun entwischt wäre!“ — „Er wird doch kein Hexenmeister sein,“ sagte der Zunftmeister Pfriem,

indem er nach einem Amulet sah, das er gewöhnlich zu seiner Sicherheit gegen böse Geister und böse Augen bei sich zu tragen pflegte.

Bald darauf wurde berichtet, man habe den fremden Herrn auf seinem Maulesel ganz gelassen hinter dem Tempel der Dioskuren nach Demokrit's Landgut zutraben sehen.

„Was ist nun zu thun, meine Herren?“ sagte der Archon.

„Ja — allerdings! — Was nun zu thun ist? — Dies ist eben die Frage!“ riefen die Rathsherren, indem sie einander ansahen. Nach einer langen Pause zeigte sich's, daß die Herren nicht wußten, was nun zu thun war.

„Der Mann steht in großem Ansehen beim Könige von Macedonien,“ fuhr der Archon fort; „er wird in ganz Griechenland wie ein zweiter Aesculap verehrt! Wir könnten uns leicht in böse Händel verwickeln, wenn wir einer, wiewohl gerechten, Empfindlichkeit Gehör geben wollten. Bei allem dem liegt mir die Ehre von Abdera —“

— „Ohne Unterbrechung, Herr Archon!“ fiel ihm der Zunftmeister Pfriem ein, „die Ehre und Freiheit von Abdera kann niemandem näher am Herzen liegen, als mir selbst. Aber, alles wohl überlegt, seh' ich wahrlich nicht, was die Ehre der Stadt mit dieser Begebenheit zu thun haben kann. Dieser Harpokrates oder Hypokritus, wie er sich nennt, ist ein Arzt; und ich habe mein Tage gehört, daß ein Arzt die ganze Welt für ein großes Siechhaus und alle Menschen für seine Kranken ansieht. Ein jeder spricht und handelt, wie er's versteht; und was einer wünscht, das glaubt er gern. Hypokritus möcht' es, denk' ich, wohl leiden, wenn wir alle krank wären, damit er desto mehr zu heilen hätte. Nun denkt er, wenn ich sie nur erst dahin bringen kann, daß sie meine Arzneien einnehmen, dann sollen sie mir krank genug werden. Ich heiße nicht Meister Pfriem, wenn dies nicht das ganze Geheimniß ist!“

„Meiner Seele! getroffen!“ rief der kleine dicke Rathsherr; „weder mehr noch weniger! Der Kerl ist so närrisch nicht! — Ich wette, wenn er kann, schickt er uns alle möglichen Flüsse und Fieber an den Hals, bloß damit er den Spaß habe, uns für unser Geld wieder gesund zu machen! Ha, ha, ha!“

„Aber vierzehn Pfund Nieswurz auf jeden Rathsherrn!“ rief einer von den Aeltesten, dessen Gehirn, nach seiner Miene zu urtheilen, schon völlig ausgetrocknet sein mochte. „Bei allen Fröschen der Latona, das ist zu arg! Man muß beinahe auf den Argwohn kommen, daß etwas mehr dahinter steckt!“

„Vierzehn Pfund Nieswurz auf jeden Rathsherrn,“ wiederholte der Meister Pfriem und lachte aus vollem Halse —

„Und für jeden Zunftmeister," setzte Smilax mit einem bedeutenden Tone hinzu.

„Das bitt' ich mir aus," rief Meister Pfriem; „er sagte kein Wort von Zunftmeistern."

„Aber das versteht sich doch wohl von selbst," versetzte jener; „Rathsherren und Zunftmeister, Zunftmeister und Rathsherren; ich sehe nicht, warum die Herren Zunftmeister hierin was besonders haben sollen."

„Wie, was?" rief Meister Pfriem mit großem Eifer, „Ihr seht nicht, was die Zunftmeister vor den Rathsherren besonderes haben? — Meine Herren, Sie haben es gehört! — Herr Stadtschreiber, ich bitt' es zum Protokoll zu nehmen!"

Die Zunftmeister standen alle mit großem Gebrumme von ihren Sitzen auf.

„Sagt' ich nicht," rief der alte hypochondrische Rathsmeister, „daß etwas mehr hinter der Sache ist? Ein geheimer Anschlag gegen die Aristokratie, — aber die Herren haben sich ein wenig zu früh verrathen."

„Gegen die Aristokratie?" schrie Pfriem mit verdoppelter Stimme, „gegen welche Aristokratie? Zum Henker, Herr Rathsmeister, seit wann ist Abdera eine Aristokratie? Sind wir Zunftmeister etwa nur an die Wand hingemalt? Stellen wir nicht das Volk vor? Haben wir nicht seine Rechte und Freiheiten zu vertreten? Herr Stadtschreiber, zum Protokoll, daß ich gegen alles Widrige protestire und dem löblichen Zunftmeisterthume sowohl, als gemeiner Stadt Abdera, ihre Rechte vorbehalte."

„Protestirt! protestirt!" schrieen die Zunftmeister alle zusammen. — „Reprotestirt! reprotestirt!" schrieen die Rathsherren. Der Lärm nahm überhand. „Meine Herren," rief der regierende Archon, so laut er konnte, „was für ein Schwindel hat Sie überfallen? Ich bitte, bedenken Sie, wer Sie sind, und wo Sie sind. Was werden die Eierweiber und Obsthändlerinnen da unten von uns denken, wenn sie uns wie die Zahnbrecher schreien hören?" Aber die Stimme der Weisheit verlor sich ungehört in dem betäubenden Getöse. Niemand hörte seine eignen Worte. Zu gutem Glücke war es seit undenklichen Zeiten in Abdera gebräuchlich, auf den Punkt zwölf Uhr durch die ganze Stadt zu Mittag zu essen; und vermöge der Rathsordnung mußte, sowie eine Stunde abgelaufen war, eine Art von Herold vor die Rathsstube treten und die Stunde ausrufen. „Gnädige Herren," rief der Herold mit der Stimme des homerischen Stentors, „die zwölfte Stunde ist vorbei!" — „Stille! der Stundenrufer!" — „Was rief er?" — „Zwölfe, meine Herren, zwölfe vorbei!" — „Schon zwölfe?" — „Schon vorbei?" — „So ist es hohe Zeit!"

Der größte Theil der gnädigen Herren war zu Gaste gebeten. Das glückliche Wort Zwölf versetzte sie also auf einmal in eine Reihe angenehmer Vorstellungen, die mit dem Gegenstande ihres Zankes nicht im mindesten in Verbindung standen. Schneller als die Figuren in einem Guckkasten sich verwandeln, stand eine große Tafel, mit einer Menge niedlicher Schüsseln bedeckt, vor ihrer Stirn; ihre Nasen weideten sich im Voraus an Düften von bester Vorbedeutung; ihre Ohren hörten das Geklapper der Teller; ihre Zunge kostete schon die leckerhaften Brühen, in deren Erfindung die abderitischen Köche mit einander wetteiferten; kurz, das unwesentliche Gastmahl beschäftigte alle Kräfte ihrer Seelen; und auf einmal war die Ruhe des abderitischen Staates wieder hergestellt.

„Wo werden Sie heute speisen?“ — „Bei Polyphonten.“ — „Dahin bin ich auch geladen.“ — „Ich freue mich über die Ehre Ihrer Gesellschaft!“ — „Sehr viel Ehre für mich!“ — „Was werden wir diesen Abend für eine Komödie haben?“ — „Die Andromeda des Euripides.“ — „Also ein Trauerspiel!“ — „O mein Lieblingsstück! — Und eine Musik! Unter uns, der Nomophylax hat etliche Chöre selbst gesetzt. Sie werden Wunder hören!“

Unter so sanften Gesprächen erhoben sich die Väter von Abdera in eilfertigem aber friedsamem Gewimmel vom Rathhause, zur großen Verwunderung der Eierweiber und Obsthändlerinnen, welche kurz zuvor die Wände der Rathsstube von echt tracischem Geschrei wiederhallen gehört hatten.

Aus
„Peter Schlemihls wundersamer Geschichte“
von Chamisso.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen und eilte, diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Parke, erreichte die Landstraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zu ging, hört' ich hinter mir schreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!“ — Ich sah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren.“ — „Danke, Mütterchen!“ ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rath hin und trat unter die Bäume. Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?“ und gleich wieder darauf von ein

paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!“ Das fing an, mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über die Breitestraße, die ich zunächst durchkreuzen mußte und zwar zu meinem Unheile in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich seh’ ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir der Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geschrei der sämmtlichen literarischen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort mich zu recensiren und mit Koth zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegen ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne gingen.“ Um sie von mir abzuwehren, warf ich Gold aus vollen Händen unter sie und sprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen. Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen, daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Geld hingegeben; was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden! Ich war noch sehr verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirthshause hielt; ich erschrak über die Vorstellung, nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin und befahl, vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen und verschloß mich darin, sobald ich konnte. Was denkst Du, was ich nun anfing? — O mein lieber Chamisso, selbst vor Dir es zu gestehen, macht mich erröthen! Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wuth, die, wie eine flackernde Feuersbrunst, sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immermehr Gold, und streute es auf den Estrich, und schritt darüber hin, und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend, ich schloß meine Thüre nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf. Da träumt’ es mir von Dir, es ward mir, als stünde ich hinter der Glasthüre Deines kleinen Zimmers und sähe Dich von da an Deinem Arbeitstische zwischen

einem Skelet und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen, vor Dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeschlagen, auf Deinem Sopha lagen ein Band Goethe und der Zauberring; ich betrachtete Dich lange und jedes Ding in Deiner Stube, und dann Dich wieder, Du rührtest Dich aber nicht, Du holtest auch nicht Athem, Du warst todt. Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu sein. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen, durstig und hungrig auch noch; ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts gegessen. Ich stieß von mir mit Unwillen und Ueberdruß dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz gesättiget; nun wußt' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben — ich versuchte, ob es der Beutel wieder verschlingen wollte — nein. Keines meiner Fenster öffnete sich über den See. Ich mußte mich bequemen, es mühsam mit saurem Schweiße zu einem großen Schranke, der in einem Kabinet stand, zu schleppen und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl und erwartete, daß sich Leute im Hause zu regen anfingen. Ich ließ, sobald es möglich war, zu essen bringen und den Wirth zu mir kommen. Ich besprach mit diesem Manne die künftigen Einrichtungen meines Hauses. Er empfahl mir für den näheren Dienst um meine Person einen gewissen Bendel, dessen treue und verständige Physiognomie mich gleich gewann. Derselbe war's, dessen Anhänglichkeit mich seither tröstend durch das Elend des Lebens begleitet und mir mein düstres Loos ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenlosen Knechten, Schustern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein und kaufte besonders sehr viele Kostbarkeiten und Edelsteine, um nur etwas des vielen aufgespeicherten Goldes los zu werden; es schien mir aber gar nicht, als könne der Haufen sich vermindern.

Ich schwebte indeß über meinen Zustand in den ängstigendsten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thüre und ließ abends vierzig Wachskerzen in meinem Saale anzünden, bevor ich aus dem Dunkel herauskam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beschloß, so viel Muth ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends spät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen und schlich zitternd wie ein Verbrecher aus dem Hause. Erst auf einem entlegenen Platze trat ich aus dem Schatten der Häuser, in deren Schutz ich so weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor, gefaßt, mein Schicksal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erspare mir, mein lieber Freund, die schmerzliche Wiederholung alles dessen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeugten oft das tiefste Mitleid, das ich ihnen einflößte, Aeußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten, als der Hohn der Jugend und die hochmüthige Verachtung der Männer, besonders solcher dicken, wohlbeleibten, die selbst einen breiten Schatten warfen. Ein schönes, holdes Mädchen, die, wie es schien, ihre Eltern begleitete, indem diese bedächtig nur vor ihre Füße sahen, wandte von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; sie erschrak sichtbarlich, da sie meine Schattenlosigkeit bemerkte, verhüllte ihr schönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf sinken und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es nicht länger. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchschnittenem Herzen zog ich mich schwankend in's Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häusern halten, um meine Schritte zu sichern und erreichte langsam und spät meine Wohnung.

Aus

„Wilhelm Meisters Lehrjahre“

von Goethe.

Mignon.

Sie wissen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Gesinnung ich, indem sie neben mir aufwachsen, zum Guten und Rechten zu bilden wünsche. Aus meinem Munde hören sie nichts, als was ich selber für wahr halte; doch kann ich und will ich nicht hindern, daß sie nicht auch von andern manches vernehmen, was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt gäng und gäbe ist. Fragen sie mich darüber, so suche ich, soviel nur möglich ist, jene fremden ungehörigen Begriffe irgendwo an einen richtigen anzuknüpfen, um sie dadurch, wo nicht nützlich, doch unschädlich zu machen. Schon seit einiger Zeit hatten meine Mädchen aus dem Munde der Bauernkinder gar manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht, vom heiligen Christe vernommen, die zu gewissen Zeiten in Person erscheinen, gute Kinder beschenken und unartige bestrafen sollen. Sie hatten eine Vermuthung, daß es verkleidete Personen sein müßten, worin ich sie denn auch bestärkte, und, ohne mich viel auf Deutungen einzulassen, mir vornahm, ihnen bei der ersten Gelegenheit ein solches Schauspiel zu geben. Es fand sich eben, daß der Geburtstag von Zwillingsschwestern, die sich immer sehr gut betragen hatten, nahe war; ich versprach, daß ihnen diesmal ein Engel die kleinen Geschenke bringen sollte, die sie so wohl verdient hätten.

Sie waren äußerst gespannt auf die Erscheinung. Ich hatte mir Mignon zu dieser Rolle ausgesucht, und sie ward an dem bestimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anständig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Brust und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfangs wollte ich die Flügel weglassen, doch bestanden die Frauenzimmer, die sie anputzten, auf ein Paar große goldene Schwingen, an denen sie recht ihre Kunst zeigen wollten. So trat, mit einer Lilie in der einen Hand und mit einem Körbchen in der andern, die wundersame Erscheinung in die Mitte der Mädchen und überraschte mich selbst. Da kommt der Engel, sagte ich. Die Kinder traten gleichsam alle zurück! Endlich riefen sie aus: „Es ist Mignon!" und getrauten sich doch nicht, dem wundersamen Bilde näher zu treten.

„Hier sind Eure Gaben," sagte sie und reichte das Körbchen hin.

Man versammelte sich um sie, man betrachtete, man befühlte, man befragte sie.

„Bist du ein Engel?" fragte das eine Kind.

„Ich wollte, ich wär' es," versetzte Mignon.

„Warum trägst du eine Lilie?"

„So rein und offen sollte mein Herz sein, dann wäre ich glücklich."

„Wie ist's mit den Flügeln? Laß sie sehen!"

„Sie stellen schönere vor, die noch nicht entfaltet sind."

Und so antwortete sie bedeutend auf jede unschuldige, leichte Frage. Als die Neugierde der kleinen Gesellschaft befriedigt war, und der Eindruck dieser Erscheinung stumpf zu werden anfing, wollte man sie wieder auskleiden. Sie verwehrte es, nahm ihre Zither, setzte sich hier auf diesen hohen Schreibtisch hinauf und sang ein Lied mit unglaublicher Anmuth.

So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick,
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar leb' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe,
Macht mich auf ewig wieder jung!

Ich entschloß mich sogleich, fuhr Natalie fort, ihr das Kleid zu lassen und ihr noch einige der Art anzuschaffen, in denen sie nun auch geht und in denen, wie es mir scheint, ihr Wesen einen ganz andern Ausdruck hat.

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mann stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm, es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte nichts mit aus dem ganzen reichen Leben, nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den hellen Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe.

Ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gieb mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!“ Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage!“ Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich!“ sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob ihre Arme drohend zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählich seine Züge an. Mitten in den Kampf floß

plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt; er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! — Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!"

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge, der in der Stellung des schönen Jünglings vom Kapitol sich einen Dorn auszieht, und seine vorige blühende Gestalt wurde ihm bitter vorgegaukelt. Er konnte es nicht mehr sehen; er verhüllte das Auge; tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komm nur wieder, Jugend, komm wieder!" —

Und sie kam wieder: denn er hatte nur in der Neujahrsnacht fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er noch jung in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn der Tugend zurückbegeben konnte, die in's reine Land der Ernten leitet. Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehst. Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komm wieder, schöne Jugend!" — so würde sie nicht wieder kommen. —

Jean Paul.

Der doppelte Schwur der Besserung.

Heinrich war ein fünfzehnjähriger Jüngling, das heißt voll guter Vorsätze, die er selten hielt, und voll Fehler, die er täglich bereute. Er hatte seinen Vater und seinen Lehrer innig lieb, aber seine Vergnügungen oft stärker; er wollte gern das Leben für beide aufopfern, aber nicht seinen Willen; und seine aufbrennende Seele entriß denen, die er liebte, nicht mehr Thränen, als ihm selber. So irrte schmerzlich sein Leben zwischen Bereuen und Sündigen umher, und zuletzt nahm sein langer Wechsel zwischen guten Entschlüssen und verderblichen Fehltritten seinen Freunden und sogar ihm die Hoffnung der Besserung. — Jetzt kam dem Grafen, seinem Vater, die Sorge nicht mehr aus dem zu oft verwundeten Herzen, daß Heinrich auf der Akade-

mie und auf Reisen, wo die Irrwege des Lasters immer blumiger und abschüssiger werden, und wohin keine zurückziehende Hand, keine zurückrufende Stimme des Vaters mehr reicht, von Schwäche zu Schwäche sinken und endlich mit einer besudelten, entnervten Seele wiederkehren werde, die ihre reinen Schönheiten und alles verloren, sogar den Widerschein der Tugend, die Reue.

Der Graf war zärtlich, sanft und fromm, aber kränklich und zu weich. Die Gruft seiner Gemahlin stand gleichsam unter dem Fußboden seines Lebens und unterhöhlte jedes Beet, wo er Blumen suchte. — Jetzt ward er an seinem Geburtstage und vielleicht durch diesen krank, so wenig ertrug die gelähmte Brust einen Tag, wo das Herz stärker an sie schlug. Da er von Ohnmacht in Ohnmacht sank, so ging der gequälte Sohn in das englische Wäldchen, worin das Grabmal seiner Mutter und das leere war, das sein Vater sich in der Leichenklage hatte bauen lassen; und hier gelobte Heinrich dem mütterlichen Geiste den Krieg mit seinem Jähzorn und mit seinem Heißhunger nach Freuden an. Der Geburtstag des Vaters rief ihm ja zu: „Die dünne Erde, die deinen Vater hält und ihn vom Staube deiner Mutter absondert, wird bald einbrechen, vielleicht in wenig Tagen, und dann stirbt er bekümmert und ohne Hoffnung, er kommt zu deiner Mutter und kann ihr nicht sagen, daß du besser bist.“ O da weinte er heftig; aber unglücklicher Heinrich, was hilft deine Rührung und dein Weinen ohne dein Bessern? — Nach einigen Tagen erhob sich der Vater wieder und drückte im kränklichen Uebermaße von Rührung und Hoffnung den reuigen Jüngling an die fieberhafte Brust. Heinrich berauschte sich in der Freude über die Genesung und über den Kuß — er wurde froher und wilder — er trank — er verwilderte mehr — sein Lehrer, der die sieche Weichheit des Vaters durch kraftvolle Strenge gut zu machen suchte, bestritt das Aufschwellen des Freudentaumels. — Heinrich wurde glühend, den Geboten ungehorsam, die er für keine weichen väterlichen hielt, und da der Lehrer fest, stark und nothwendig sie wiederholte, verletzte Heinrich im Taumel das Herz und die Ehre des strengen Freundes zu tief — und da flog auf das so oft getroffene kranke Herz des hoffenden Vaters der Aufruhr gegen den Lehrer, wie ein giftiger Pfeil, und der Vater unterlag der Wunde und sank auf das Krankenbett zurück. Ich will euch, liebe Leser, weder Heinrichs Schuld noch Gram abmalen, aber schließet in das strenge Urtheil, das ihr über seine Schuld sprechen müßet, auch jene ein, die ihr vielleicht auf euch geladen. Ach, welches Kind kann an das Sterbebett seiner Aeltern treten, ohne daß es sagen muß: „Wenn ich ihrem Leben auch keine Jahre nahm, o, so koste ich ihnen doch Wochen

und Tage! — Ach, die Schmerzen, die ich jetzt lindern will, habe ich vielleicht selber gegeben oder verstärkt, und das liebe Auge, das so gern noch eine Stunde lang in's Leben blicken wollte, drückten ja bloß meine Fehler früher zu!" — Aber der wahnsinnige Sterbliche begeht seine Sünden so kühn, bloß weil sich ihm ihre mörderischen Folgen verhüllen; er kettet die in seine Brust eingesperrten, reißenden Thiere los und läßt sie in der Nacht unter die Menschen dringen; aber er sieht es nicht, wie viele Unschuldige das losgebundene Unthier ergreift und erwürgt. — Leichtsinnig wirft der wilde Mensch die glimmenden Kohlen seiner Sünden umher und erst, wenn er im Grabe liegt, brennen hinter ihm die Hütten auf von seinen eingelegten Funken, und die Rauchsäule zieht als eine Schandsäule auf sein Grab und steht ewig darauf.

Heinrich konnte, sobald die Hoffnung der Genesung verschwand, die zerfallene Gestalt des guten Vaters vor Qualen nicht mehr anschauen; er hielt sich bloß im nächsten Zimmer auf und kniete, während Ohnmachten mit dem väterlichen Leben spielten, wie ein Missethäter still und mit verbundenen Augen vor der Zukunft und vor dem zerschmetternden Schrei: „Er ist todt!" — Endlich mußte er vor den Kranken kommen, um Abschied zu nehmen und Vergebung zu empfangen; aber der Vater gab ihm nur seine Liebe, aber nicht sein Vertrauen wieder und sagte: „Aendere dich, Sohn, aber versprich es nicht!"

Heinrich lag niedergedrückt vor Scham und Trauer im Nebenzimmer, als er, wie erwachend, seinen alten Lehrer, der auch der Lehrer seines Vaters gewesen, diesen einsegnen hörte, als ziehe schon die längste Nacht um das kalte Leben. „Schlummere süß hinüber," sagte er, „du tugendhafter Mensch, du treuer Schüler. Alle guten Vorsätze, die du mir gehalten, alle deine Siege über dich und alle deine schönen Thaten müssen jetzt wie hellrothe Abendwolken durch die Dämmerung deines Strebens ziehen! Hoffe noch in deiner letzten Stunde auf deinen unglücklichen Heinrich und lächle, wenn du mich hörst, und wenn in deinem brechenden Herzen noch eine Entzückung ist!" — Der Kranke konnte sich unter dem schweren über ihn gewälzten Eise der Ohnmacht nicht ermannen; die gebrochenen Sinne hielten die Stimme des Lehrers für die Stimme des Sohnes, und er stammelte: „Heinrich, ich sehe dich nicht, aber ich höre dich; lege deine Hand auf mich und schwöre es, daß du besser wirst!" — Er stürzte herein zum Schwur; aber der Lehrer winkte ihm und legte seine Hand auf das erkaltende Herz und sagte leise: „Ich schwöre in Ihrem Namen." — Aber plötzlich fühlte er das Herz gestorben und ausruhend von der langen Bewegung des Lebens. „Flieh, Unglück-

licher!“ sagte er, „er ist ohne Hoffnung gestorben.“ Heinrich floh aus dem Schlosse. O, wie hätte er eine Trauer schauen oder theilen dürfen, die er selber über die väterlichen Freunde gebracht? Er ließ seinem Lehrer bloß das Versprechen und die Zeit der Wiederkehr zurück. Schwankend und laut weinend kam er in's englische Wäldchen und sah die weißen Grabmäler wie bleiche Skelette die grüne Umlaubung durchschneiden. Aber er hatte nicht den Muth, die leere, künftige Schlummerstätte des Vaters zu berühren; er lehnte sich bloß an die zweite Pyramide, die ein Herz bedeckte, das nicht durch seine Schuld gestorben war, das mütterliche, das schon lange stille stand im Staube der zerfallenden Brust. Er durfte nicht weinen und nicht geloben; schweigend, gebückt und schwer trug er den Schmerz weiter. Ueberall begegneten ihm Erinnerungen des Verlustes und der Schuld: jedes Kind war eine, das dem Vater mit der hoch einhergetragenen Aehrenlese entgegenlief; jedes Geläut kam aus einer Todtenglocke; jede Gruft war ein Grab; jeder Zeiger wies, wie auf jener königlichen Uhr, nur auf die letzte väterliche Stunde.

Heinrich kam an. Aber nach fünf dunklen Tagen voll Reue und Pein sehnte er sich zum Freunde des Vaters zurück und schmachtete, ihn durch die Erstlinge seiner Veränderung zu trösten. Er wollte erst nachts mit seiner Schamröthe in die Trauerwohnung treten. Als er durch das Wäldchen ging, stand die weiße Pyramide des väterlichen Grabes schauderhaft zwischen den lebendigen Zweigen, wie im Blau des reinen Himmels die graue Dampfwolke eines zusammengebrannten Dorfes schwimmt. Er lehnte das sinkende Haupt an die harte, kalte Säule und konnte nur dumpf und sprachlos weinen, und im dunklen, mit Martern angefüllten Herzen war kein Gedanke sichtbar. Hier stand er verlassen, keine sanfte Stimme sagte: „Weine nicht mehr!“ — Kein Vaterherz zerschmolz und sagte: „Du bist genug gestraft.“ Das Rauschen der Wipfel schien ein Zürnen und die Dunkelheit ein Abgrund.

Dieses so Unwiederbringliche im Verluste lagerte sich wie ein Meer weit um ihn, das niemals rückt und niemals fällt. — Endlich erblickte er nach dem Falle einer Thräne einen sanften Stern am Himmel, der mild, wie das Auge eines himmlischen Geistes, zwischen die Wipfel hereinblickte. Da kam ein weicherer Schmerz in die Brust; er dachte an den Schwur der Besserung, den der Tod zerrissen hatte; nun sank er langsam in die Kniee und blickte zum Sterne hinauf und sagte: „O Vater, Vater, hier liegt dein armes Kind an deinem Grabe und schwört dir! Ja, reiner, frommer Geist, ich werde anders werden; nimm mich wieder an! Ach, könntest du ein Zeichen geben, daß du mich gehört hast!“

Es rauschte um ihn; eine langsame Gestalt schlug die Zweige zurück und sagte: „Ich habe dich gehört und hoffe wieder!“ Es war sein Vater. Das Mittelding zwischen Tod und Schlaf, die Schwester des Todes, die Ohnmacht, hatte wie ein gesunder, tiefer Schlummer ihm das Leben wieder beschert, und er war dem Tode wieder entgangen. Guter Vater, und hätte der Tod dich in den Glanz der zweiten Welt getragen, dein Herz hätte nicht froher zittern und süßer überströmen können, als in dieser Auferstehungsminute, wo dein vom schärfsten Schmerze umgeänderter Sohn mit dem bessern an deines sank und die schönste Hoffnung eines Vaters wieder brachte!

Aber indem der Vorhang dieser kurzen Scene fällt, so frage ich euch, geliebte junge Leser: Habt ihr Aeltern, denen ihr die schönste Hoffnung noch nicht gegeben habt? O, dann erinnere ich euch wie ein Gewissen daran, daß einmal ein Tag kommen wird, wo ihr keinen Trost habt, und wo ihr ausruft: „Ach, sie haben mich am meisten geliebt, aber ich ließ sie ohne Hoffnung sterben, und ich war ihr letzter Schmerz!“

Jean Paul.

Die Posaune des Gerichts.

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde, wurde zur Zeit des Vollmondes eine schreckliche That vollbracht. Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos dalag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes; die Nachtigall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesange, als der Knieende den Dahingestreckten aussuchte und alles, was er fand, zu sich steckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn an den Strom, der fernher rauschte, hinaustragen, um ihn dort zu versenken. Plötzlich blieb er stehen, keuchend unter der todten Last. Der Mond war herausgetreten und warf sein sanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne eines herzzerreißenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Posthorn die Weise des Liedes: „Denkst Du daran!“ Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf seinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter. Endlich am Strome blieb er stehen und lauschte hin. Alles war still und nur die Wellen flossen schnell dahin, als eilten sie fort von dem Mörder. Dieser ärgerte sich jetzt, daß er die Spuren seiner That nicht vertilgt habe und sich von sonderbarer Furcht forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab, der Schweiß rann ihm von der Stirne; es war

ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher Nachtvogel flog flatternd auf, wenn er so durch's Dickicht drang; aber nirgends fand er das Gesuchte. Er hielt an, um sich zurecht zu finden, um sich die Gegend genauer zu vergegenwärtigen; aber kaum war er drei Schritte gegangen, so war er in der Irre. Alles flimmerte vor seinen Augen, und es war ihm, wie wenn die Bäume auf und nieder wandelten und ihm den Weg verstellten. Der Morgen brach endlich an; die Vögel schwangen sich auf und sangen ihre hellen Lieder; vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitschen knallen. Der Mörder machte sich eiligst davon. Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in dessen Gemarkungen sie lag. An der rechten Schläfe trug der entseelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem scharfen Steine. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten entnehmen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch auf dem Hügel liegt, an dessen Fuße die Landstraße, in Felsen gehauen, sich vorüberzieht, sollte nun des andern Tages der todte Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menschen folgten dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen; jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Theilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach:

„Auf dem Wege bist du gefallen. Wer weiß, wohin dein Herz sich sehnte, welches Herz dir entgegenschlug. Möge der, der alles kennt und alles heilt, Ruhe und Frieden in die Seele der Deinigen senden! Unbekannt bist du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weiß, woher du kamst, wohin du gingst; aber er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinaufsteigen lassen, die unser Auge nie mißt. Zu welcher Kirche du gehörtest, welche Sprache du redetest, wer mag den stummen Mund fragen? Du stehst jetzt vor ihm, der über allen Kirchen thront, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu fassen vermögen. — Erhebet mit mir eure Hände," fuhr der Geistliche zu den Versammelten fort, und alle hoben die Hände empor. Dann sprach er wieder: „Wir heben unsere Hände empor zu dir, o, Allwissender! Sie sind rein von Blutschuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir: Wir sind rein von der That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weilest, der du deinen Bruder in Waldesnacht erschlugst, das Schwert schwebt unsichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerschmettern. Kehre um, so lange es noch Zeit ist. Häufe nicht Frevel auf Frevel, denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts . . . . ." Da plötz-

lich hörte man von der Straße herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst du daran!“ — Alles schwieg und hielt den Athem an. Aus der Mitte der Versammelten stürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!“ — Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumüthig seine That, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verspielt habe; wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe; wie das Posthorn ihn verwirrt, wie er seine Hand brennen gefühlt, wie er sie zum Himmel erhoben, und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns ihm das Geständniß abpreßten. Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinan bewegt; mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten viele heim. Zwei Menschen waren auf ewig aus der Genossenschaft der Menschen geschieden.

Auerbach.

Der westphälische Hofschulze.

Im Hofe zwischen den Scheuern und Wirthschaftsgebäuden stand mit aufgekrämpten Hemdärmeln der alte Hofschulze und schaute achtsam in ein Feuer, welches, zwischen Steinen und Kloben am Boden entzündet, lustig flackerte. Er rückte einen kleinen Amboß, der daneben stand, zurecht, legte sich Hammer und Zange zum Griffe bereit, prüfte die Spitzen einiger großen Radnägel, die er aus dem Bruststücke des vorgebundenen Schurzfells zog, legte die Nägel auf das Bodenbret des Leiterwagens, dessen Räder er ausbessern wollte und drehte die Stelle des Rades, von welcher ein Stück Schiene abgebrochen war, vorsichtig nach oben, worauf er durch untergeschobene Steine das Rad in seiner Stellung befestigte.

Nachdem er wieder ein paar Augenblicke in das Feuer gesehen hatte, ohne daß seine hellen und scharfen Augen davon zu blinzeln begannen, fuhr er rasch mit der Zange hinein, hob das rothglühende Eisen heraus, legte es auf den Amboß, schwang den Hammer darüber, daß die Funken sprühten, schlug das noch immer gluthröthliche um das Rad, da wo die Schiene fehlte, schlug und schweißte es mit zwei gewaltigen Schlägen fest und trieb dann die Nägel, welche es in seiner weichen Dehnbarkeit noch immer leicht durchließ, an ihre Plätze. Einige der stärksten und heftigsten Schläge gaben dem eingefügten Stücke das letzte Geschick. Der Schulze stieß mit dem Fuße die vor das Rad gelegten Steine hinweg, faßte den Wagen bei der Stange, um das geflickte Rad zu prüfen und zog ihn ungeachtet seiner Schwere ohne Anstrengung quer über den Hof, so daß die Hühner, Gänse und Enten, welche sich ruhig gesonnt hatten, mit

großem Geschrei vor dem rasselnden Wagen entflohen, und ein paar Schweine aus ihrem eingewühlten Lager grunzend auffuhren. Zwei Männer, von denen der eine ein Pferdehändler, der andere ein Rendant oder Receptor war, hatten, unter der großen Linde am Tische sitzend und ihren Trunk verzehrend, der Arbeit des alten rüstigen Mannes zugesehen. „Das muß wahr sein," rief jetzt der eine, der Pferdehändler, „Ihr hättet einen tüchtigen Schmied abgegeben, Hofschulze!"

Der Hofschulze wusch in einem Stalleimer voll Wasser, welcher neben dem kleinen Ambose stand, sich Hände und Gesicht, goß dann das Feuer aus und sagte: „Ein Narr, der dem Schmiede giebt, was er selbst verdienen kann." Er nahm den Ambos auf, als sei er eine Feder und trug ihn nebst Hammer und Zange unter einen kleinen Schuppen zwischen Wohnhaus und Scheuer, in welchem Hobelbank, Säge, Stemmeisen und was sonst zu Zimmer- und Schreinergewerk gehört, bei Holz und Bretern mancher Art stand, lag oder hing. Indem der Alte sich unter dem Schuppen noch zu schaffen machte, sagte der Pferdehändler zu dem Receptor: „Wollen Sie glauben, daß der auch alle Pfosten, Thüren und Schwellen, Kisten und Kasten im Hause mit eigner Hand flickt, oder, wenn das Glück gut ist, auch neu zuschneidet? Ich meine, wenn er wollte, könnte er auch einen Kunstschreiner vorstellen und würde einen richtigen Schrank zu Wege bringen." „Da seid Ihr im Irrthume," sprach der Hofschulze, der das letzte gehört hatte, und, das Schurzfell jetzt abgethan, in einem weißleinenen Kittel aus dem Schuppen trat. Er setzte sich zu den beiden Männern an den Tisch, eine Magd brachte ihm auch ein Glas, er that seinen Gästen Bescheid und fuhr dann fort: „Zu einem Pfosten, zu einer Thüre und Schwelle gehören nur ein Paar gesunde Augen und eine firme Faust; aber ein Schreiner braucht mehr. Ich habe mich einmal vom Hochmuthe verleiten lassen und wollte, wie Ihr es nennt, einen richtigen Schrank zu Wege bringen, weil mir Hobel und Meisel und Reißschiene auch bei dem Zimmerwerke durch die Hände gegangen waren. Ich maß und zeichnete und schnitt die Hölzer zu, auf Fuß und Zoll hatte ich alles abgepaßt; ja, als es nun an das Zusammenfügen und Leimen gehen sollte, war alles verkehrt. Die Wände standen windschief und klafften, die Klappe vorne war zu groß, und die Kasten für die Oeffnungen waren zu klein. Ihr könnt das Gemächt noch sehen, ich habe es auf der Diele stehen lassen, mich vor Versuchung künftig zu wahren, denn es thut dem Menschen immer gut, wenn er eine Erinnerung an seine Schwachheit vor Augen hat." In diesem Augenblicke ließ sich ein lustiges Wiehern aus dem Pferdestalle gegenüber vernehmen. Der Pferdehändler räusperte sich, spuckte aus, schlug sich Feuer an, blies dem

Receptor eine starke Dampfwolke in das Gesicht, sah sehnsüchtig nach dem Stalle und dann gedankenvoll vor sich nieder. Hierauf spuckte er noch einmal aus, nahm den lackirten Hut vom Kopfe, strich mit dem Arme über die Stirn und sagte: „Noch immer eine schwüle Witterung.“ — Dann schnallte er seine lederne Geldkatze vom Leibe, warf sie mit Getöse auf den Tisch, daß der Inhalt klang und klirrte, löste die Riemen und zählte zwanzig blanke Goldstücke hin, bei deren Anblicke die Augen des Receptors zu funkeln anfingen, und nach denen der alte Hofschulze gar nicht hinsah. „Hier ist das Geld!“ rief der Pferdehändler, die Faust geballt auf den Tisch stemmend, „krieg' ich die braune Stute dafür? Sie ist, weiß Gott, nicht einen Heller mehr werth.“ „Dann behaltet Euer Geld, damit Ihr nicht zu Schaden kommt,“ versetzte der Hofschulze kaltblütig. „Sechsundzwanzig, wie ich gesagt habe, und keinen Stüber darunter. Ihr kennt mich nun die Jahre her, Herr Marx, und solltet daher wissen, daß das Dingen und Feilschen bei mir nicht verschlägt, weil ich nie von meiner Sprache abgehe. Ich begehre, was mir eine Sache werth ist, und thue niemalen vorschlagen, und so könnte ein Posaunenengel vom Himmel dahergefahren kommen, er kriegte die Braune nicht unter Sechsundzwanzig.“ „Aber Sackerlot,“ schrie der Pferdehändler erbost, „aus Fordern und Bieten besteht doch der Handel, und meinen eigenen Bruder überfrage ich, und wenn kein Vorschlagen mehr in der Welt ist, so hört alles Geschäft auf!“ „Im Gegentheile,“ erwiderte der Hofschulze, „das Geschäft kostet dann weit weniger Zeit und ist schon um deshalb profitlicher; aber auch außerdem haben beide Theile von einem Handel ohne Vorschlagen vielen Nutzen. Ich habe es immer erlebt, daß, wenn vorgeschlagen wird, sich die Natur erhitzt und zuletzt niemand mehr recht weiß, was er redet oder thut. Da läßt denn der Verkäufer, um nur dem Gehader ein Ende zu machen, die Waare oft unter dem Preise, den er im Stillen bei sich festsetzte, und der Käufer seinerseits verthut sich in der Begierde und Brunst des Bietens ebenso oftmals. Ist aber keine Rede vom Ablassen, dann bleiben beide schön ruhig und wahren sich vor Schaden.“

„Da Ihr so vernünftig redet, so werdet Ihr meinen Antrag jetzt besser erwogen haben,“ hob der Receptor an. „Wie gesagt, die Regierung will alle Korngefälle der Höfe in hiesiger Gegend in Geld umwandeln. Sie hat allein den Schaden davon, denn Korn bleibt Korn, aber Geld ist heute so viel und morgen so viel werth; indessen ist es nun einmal ihr Wille, um der Last des Aufspeicherns quitt zu werden. Ihr thut mir also den Gefallen und unterschreibt diese neue, auf Geld lautende Urkunde, die ich zu diesem Behufe

schon mitgebracht habe." „Durchaus nicht," antwortete der Hofschulze eifrig; „es ist ein alter Glaube hier im Lande, daß, wer seinem Hofe eine Last auflegt, dafür zur Strafe nach dem Tode auf seinem Hofe umgehen muß. Ich weiß nicht, wie es damit beschaffen ist, aber das weiß ich: vom Oberhofe sind seit vielen hundert Jahren nur Körner an die Gotteszelle gegeben worden, und damit wolle sich also das Rentamt begnügen, wie das Stift sich damit begnügt hat. Wächst Geld auf meinem Acker? Nein! Korn wächst darauf. Woher wollen Sie also das Geld nehmen?"

„Ihr sollt ja nicht übervortheilt werden!" rief der Receptor.

„Es muß alles beim Alten bleiben!" sagte der Hofschulze feierlich; „das war noch eine gute Zeit, als die Tafeln mit den Verzeichnissen der Lasten und Abgaben der Bauernschaft in der Kirche hingen. Dazumalen stand alles fest, und kein Gezänk hat sich nimmer darüber begeben, wie neuerdings nur gar zu oft. Hernacher hieß es, die Tafeln mit den Hühnern und Eiern und Maltern schadeten der Andacht, und sie wurden hinweggethan. Im Gegentheil, sie hatten immer zu Predigt und Gesang gehört, wie Amen und Segen, ich für mein Theil, wenn ich sie ansah, besonders beim dritten Theile oder der Nutzanwendung, hatte die erbaulichsten Gedanken, zum Exempel: Ueberhebe dich nicht; denn da steht geschrieben, wie viel Zinsroggen und Schoßhafer du geben mußt; oder auch so: Wenn du draußen Lasten zu tragen hast, hier im Gotteshause bist du frei, und was dergleichen mehr war. Nun aber, als man auf die leeren Stellen sah, gingen die Gedanken immer wandern und suchten nach den Tafeln, und es dauerte geraume Zeit, ehe und bevor die Menschheit wieder recht nach dem Pastor hinhörte."

Er ging in sein Haus. — „Das ist ein alter Racker!" rief der Pferdehändler, als er seinen Handelsfreund nicht mehr sah, indem er den lackirten Hut verdrießlich wieder auf den Kopf stülpte. „Wenn der nicht will, so bringt ihn der Teufel nicht herum. Das Schlimmste ist, daß der Kerl die besten Pferde in der Gegend zieht und sie im Grunde, so zu sagen, billig genug losschlägt."

„Ein starres, widerhaariges Volk hier zu Lande!" sagte der Receptor; „ich bin erst vor kurzem aus Sachsen herversetzt und merke den Abstand. Dort wohnen die Leute beisammen und deshalb müssen sie schon höflich und nachgiebig und bethulich mit einander sein. Aber hier sitzt ein jeder auf seinem Kampe, hat sein Holz, sein Feld, seinen Wiesenwachs um sich, als gäbe es sonst nichts in der Welt. Darum halten sie auch so steif auf ihre alten Schnurren und Faxen, die doch anderwärts überall abgekommen sind. Was für Mühe habe ich schon mit den andern Bauern wegen der dummen

Umschreibereien gehabt, aber dieser hier ist doch der Schlimmste."

„Das kommt daher, Herr Receptor, weil er so reich ist," bemerkte der Pferdehändler; „mich wundert, daß Sie es mit den andern in der Bauernschaft ohne ihn durchgesetzt haben; denn der hier ist ihr General und Advocat und alles; sie richten sich in jeglicher Sache nach ihm; er bückt sich vor keinem. Vor'm Jahre kam ein Prinz hier durch; wie er den Hut vor dem abnahm, war es wahrhaftig, als wollte er sagen: „Du bist der, und ich bin der!" — Der Mistfink! Für die Stute sechsundzwanzig Pistolen haben zu wollen! Aber das ist das Unglück, wenn der Bauer zu viel Vermögen kriegt. Wenn Sie dort durch das Eichholz hindurch sind, gehen Sie eine geschlagene halbe Glockenstunde durch seine Felder. Und alles bestellt, daß es nur so eine Art hat. Ich bin mit meiner Koppel vorgestern durch den Roggen und Weizen geritten, und ich will nicht ehrlich sein, wenn was anderes als die Köpfe von den Pferden über die Aehren hinübersahen. Ich dachte, ich würde ersaufen."

„Woher hat er's denn?" fragte der Receptor.

„O!" rief der Pferdehändler, „da liegen hier mehrere solcher Höfe herum, man heißt sie Oberhöfe; wenn die nicht manchen Edelmann ausstechen, so will ich nicht Marx heißen. Das Erdreich ist von uralter Zeit zusammengeblieben. Und sparsam und fleißig ist der Nichtsnutz von jeher gewesen, das muß man ihm lassen. Sie sahen ja, wie er sich abäscherte, nur um dem Schmiede die paar Groschen Verdienst zu nehmen. Und blicken Sie nur um sich; ist es denn hier nicht, als ob man bei einem Grafen wäre?"

Während der letzten Reden hatte der verdrießliche Pferdehändler sachte in die Geldkatze gegriffen und den zwanzig Goldstücken, gleichsam gleichgiltig thuend, noch sechs hinzugefügt. Der Hofschulze trat wieder in die Thür, und der andere sagte brummend, ohne ihn anzusehen: „Da liegen die Sechsundzwanzig, weil es einmal nicht anders sein soll."

Der alte Bauer lächelte schalkhaft und sprach: „Ich wußte wohl, daß Ihr das Pferd kaufen würdet, Herr Marx, denn Ihr sucht für den Rittmeister in Unna eins zu dreißig Pistolen, und mein Bräunchen paßt Euch dazu wie bestellt. Ich ging auch nur in das Haus, um die Goldwage zu holen und konnte vorher sehen, daß Ihr Euch unterdessen besonnen haben würdet."

Der Alte, welcher in seinen Bewegungen bald etwas ungemein Rasches, bald wieder die größte Bedächtigkeit zeigte, je nachdem das Geschäft war, was er trieb, setzte sich an den Tisch, wischte langsam und sorgfältig seine Brille ab, spannte sie über die Nase und fing an, die Goldstücke genau zu wägen. Zwei oder drei musterte er als

zu leicht aus, worüber der Pferdehändler ein heftiges Gezeter erhob, welchem der Hofschulze schweigend und kaltblütig, die Wage in der Hand behaltend, zuhörte, bis der andere statt der verworfenen Münzen vollwichtige hervorholte. Endlich war die Sache beendigt, der Verkäufer packte bedächtig das Geld in ein Papier und ging mit dem Pferdehändler nach dem Stalle, um ihm das Pferd zu überliefern.

Der Receptor aber wartete die Rückkunft der beiden nicht ab und schlich vom Hofe.

Immermann.

Aus

Lienhard und Gertrud

von Pestalozzi.

Der Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter.

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der kommende festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still bereitete sie das Nachtessen, nahm ihrem Manne und den Kindern und sich selber ihre Sonntagskleider aus dem Kasten und bereitete alles auf morgen, damit dann am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreue. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an den Tisch, um mit ihnen zu beten. Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und auch die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, an's Herz zu legen; und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bleibe. Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebete, und die Mutter redete also mit ihnen: „Ich habe Euch etwas Gutes zu sagen, Kinder. Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist, als an dem, was er sonst thut. Kinder, wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brod mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket, Kinder, dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist und denket fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mund voll Brod mit Angst und Sorgen abtheilen mußte! Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte, und daß es besser für euch sei, meine Lieben, daß ihr zur Armuth, zur Geduld und zur Ueberwindung der Gelüste erzogen würdet, als daß ihr Ueberfluß hättet.

Denn der Mensch, der alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes und thut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Kinder, denket doch, so lange ihr leben werdet, an diese Armuth und an alle Noth und Sorgen, die wir hatten; und wenn es jetzt besser geht, Kinder, so denket an die, so Mangel leiden, wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergesset nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und wenn ihr einen Mund voll Ueberflüssiges habet, es ihm gerne gebt. Nicht wahr, Kinder, ihr wollt es gerne thun?" — „O ja, Mutter, gewiß gerne!" sagten alle Kinder.

8. Die Novelle.

Die Novelle leitet ihren Namen aus der italienischen Sprache her und heißt auf deutsch „Neuigkeit". Sie ist eine kürzere Erzählung, die ihren Stoff meist dem geselligen Leben entlehnt und ihn in kurzer, lebendiger und wohlklingender Sprache darstellt. Sie umfaßt nicht den ganzen Lebenskreis der Hauptperson, führt auch nicht die Charakterentwickelung derselben vollständig durch, sondern bringt nur einzelne, aber in sich immer abgeschlossene Ereignisse und charakteristische Begebenheiten aus dem Leben ihres Helden zur Darstellung. Die Wahrheit, die dadurch veranschaulicht werden soll, ist nicht immer bestimmt ausgesprochen, muß sich aber aus dem Ganzen leicht erkennen lassen. Einfachheit der Verwickelung und Kürze der Darstellung unterscheiden die Novelle vom Romane, trotzdem aber laufen die Grenzen des Unterschiedes zwischen ihr, dem Romane und der Erzählung oft in einander, so daß die Novelle nicht selten als ein Mittelding zwischen den beiden letztgenannten Prosadichtungen erscheint. Vorzügliche Novellen haben wir von Goethe, Zschokke, Immermann, Gutzkow, Heyse, Auerbach, Schaumberger 2c.

Aus der Novelle

„Lyonel Harlington"

v. Zschokke.

1. Das Verbrechen.

„Dies alte Städtchen ist nicht so übel mit seinem unentstrickbaren Gassenlabyrinth, von tausend Dachgiebeln und Erkern überhangen!" sagte einer der beiden Reisenden, die abends vorher im

Gasthofe „zum Paradiese“, dem vornehmsten der Stadt Baarmingen, eingetreten waren. Beide standen am offenen Fenster, in die Hauptstraße hinabschauend. Der Urheber jener Bemerkung war ein schmucker junger Mann mit braunlockigem Haar, noch nicht über die Grenzen der zwanziger Jahre hinaus. In seiner Haltung war etwas Vornehm-Lässiges. Der blitzende, durchdringende Blick seiner Augen verrieth Lebendigkeit des Gefühls und scharfen Beobachtersinn.

„Mir däucht wenig da zu loben. Ein verfaultes Nest aus dem Mittelalter, wie das meiste in diesem Welttheile!“ antwortete der Gefährte mürrisch, ein langer, hagerer, etwas ältlicher Mann, doch noch gelenk und rüstig, wie es die kahle Glatze seines Scheitels, noch weniger sein fahles Gesicht kaum vermuthen ließ. Die zahlreichen Furchen der Stirn und die senkrechten Längenfalten um Wangen und Kinn gaben ihm ein bedächtiges, ernstes Ansehen; und wieviel Treuherzigkeit immerhin sprechen mochte, verzog sich doch, wenn er freundlich werden wollte, seine Miene nur zu einem satyrischen Lächeln.

„Verdirb Dir nicht frühmorgens schon die gute Laune, wunderlicher Kauz!“ entgegnete der Jüngere.

„God dam! Bin zufrieden, gestern Abend nicht in der Finsterniß den Hals gebrochen zu haben. Keine Gassenbeleuchtung! Schauen Sie nur da drunten das Straßenpflaster, die Löcher und Pfützen und die hohen Steinklippen dazwischen, gleich den Erkern und Giebeln der Häuser. Man kann hier keinen Schritt thun, ohne Turnübungen zu machen. Die Polizei hat's recht christlich darauf angelegt, die unergründlichen Wege des Schicksals in ihren Stadtgassen anschaulich zu machen.“ —

„Laß gut sein, Arnold! Dein Aerger bessert's nicht. Freilich, ein verzweifelter Sturz war's mit dem Pferde. Aber der Wundarzt versichert ja, Deine Quetschungen seien binnen acht Tagen geheilt; und Dein edler Rappe, meint der Thierarzt, soll in derselben Zeit von seinen Kniewunden hergestellt sein.“

„Vom Rappen keine Rede. Mög' er und ich ein paar Wochen lang hinken! Nur Sie, Herr Harlington, beklag' ich am meisten. Was wollen Sie so lange in diesem Neste treiben? Gospodi Pomiloi! sagt der Russe, Sie werden sich ganz zuverlässig todt gähnen.“

„Sorge meinetwillen nicht. Bis Ihr beide auf den Beinen wieder fest steht, halt' ich noch ein paar kleine Ausflüge in der Umgegend. Indessen kann auch mein Schweißfuchs ausruhen. Mich gelüstet einmal wieder, Habersack auf dem Rücken, Fußwanderungen und Abenteuer zu versuchen. Man erlebt und genießt mehr, von eigenen Beinen, als von fremden getragen.“

„Je nachdem! Par exemple, Ihre Wanderung von Civita Vecchia nach Cornato! Schlechter Genuß, blauen Rücken und Beulen am Kopfe holen. Hätten die welschen Strauchdiebe Meister werden können, so lägen Sie dort in einem der halbtausend etruskischen Gräber verscharrt, und Adieu du schönes Maryhall!“

„Hier leben wir unter ehrlichen Deutschen! — Aber, sieh' doch, Arnold! In der Straße wird's immer lebendiger. Herren, Damen, Greise, Kinder, Landvolk, Stadtvolk, alles bunt durcheinander! Was bedeutet das?“

„Es wird Feiertag sein, kalkulir' ich, oder Markttag, oder andächtige Prozession, bessere Straßenpflasterung vom Himmel zu erflehen; oder Seiltänzerei, oder . . .“

Der junge Mann flog zur Thüre und zog die bunte Glockenschnur. Nach kurzer Zeit erschien der Wirth vom Paradiese, Herr Jeremias Vogel, in eigener Person, fragend: „Was befehlen Ew. Gnaden?“

„Wohin treibt unten in der Straße der Menschenstrom?“

„Aha,“ rief der Paradieswirth mit freudenheller Miene, den Gästen wichtige Nachrichten mittheilen zu können: „Ihre Gnaden wissen also nichts? Gar nichts? O, das müssen Sie nicht versäumen, gnädiger Herr! Ich glaubte, Sie wären bloß deswegen nach unserm Baarmingen gekommen. Zwanzig Meilen in der Runde weit her zieht alles, was Odem hat, unserer Stadt zu. Schon in gestriger Hofzeitung stand das ganze Urtheil zu lesen. So etwas sieht man nicht alle Tage. Der Moormichel wird geköpft! Sie wissen, er heißt eigentlich Michael Murg; aber man nennt ihn der Kürze willen schlechtweg Moormichel. Präcise um 11 Uhr diesen Morgen wird's vor sich gehen.“

„Was hat der arme Teufel gesündigt, Herr Paradieswirth?“

„Ja wohl, Ihre Gnaden, armer Teufel! Nun die Armensünderglocke bald läuten wird, fühl' ich selbst Mitleiden. Anfangs aber, als der Gräuel gerade an's volle Tageslicht gekommen war — ja, gnädiger Herr, wär' ich im Oberkriminalgerichte gesessen, ich! ja, geviertheilt hätt' er mir werden müssen und hintennach bei lebendigem Leibe auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Das sag' ich.“

„Was für ein Verbrechen hat er . . .“

„Nein, gnädiger Herr, nicht ein Verbrechen, sondern ein halbes Hundert und mehr!“ fiel der Wirth dem Frager in's Wort: „Meineid, Lüge, falsche Anklage, Raub, Mord, was Ihnen beliebt. Erlauben Sie, ich hole Ihnen die Hofzeitung, das neueste Blatt!“

„Geben Sie sich keine Mühe; erzählen Sie mir lieber den Handel ganz einfach!“

„Wie Ihre Gnaden befehlen. Ohne Zweifel erscheint heut' ohne-

dem ein gedruckter Bericht über Verbrechen, Bekehrung und Hinrichtung des Delinquenten. Vermuthlich eine Meisterarbeit von unserm zweiten Stadtpfarrer, der den Moormichel zum Schaffot begleitet. Ich werde die Ehre haben, Ihnen das Blatt zu verschaffen, gnädiger Herr."

„Sie wollten aber erzählen. Fangen Sie an!"

„Also kurz und bündig nur so viel von der Hauptsache! Es mögen sieben Monate her sein, — wir sind zu Ende April; heut' ist der dreißigste; im vorigen August war's, — richtig, neun Monate voll sind's, da ging der Förster Knäserich, ein guter Mann sonst, mit drei Waldhütern im Rollenhagner Walde den Arbeitern nach. Er hört in der Ferne eine Weibsperson erbärmlich schreien; dann plötzlich alles still. Er macht daraus nichts, hört aber nach guter Weile neuen Lärm, diesmal Männerstimmen aus gleicher Gegend. Holla, denkt er, Holzfrevler! Auf, Leute, hin mit uns! Sie laufen, hast du nicht, siehst du nicht, durch's Gebüsch, kommen an die Rollenhagner Landstraße, sehen Blutspuren. Also Wilddiebe! denkt mein guter Knäserich, schickt zwei seiner Kerls links, zwei rechts. Er selber rennt mit dem dritten der Blutspur nach in's Walddickicht, erblickt frisch aufgeworfenes Erdreich. Man gräbt nach. Siehe, da liegt der Leichnam eines Mädchens ohne Kopf. Es war die Wirthstochter von Bachbungen. Was sagen Sie dazu?"

„Abscheulich! Und der Kopf?"

„Ward hundert Schritte weit davon ebenfalls eingescharrt gefunden. Ein bildhübsches Mädchen soll's gewesen sein. Kreisphysikus und Gerichtspersonen werden geholt. Es ergiebt sich in der Untersuchung, daß das Mädchen gemordet und dann beraubt worden sei. Die Unglückliche hatte, nach Aussage ihrer Eltern, einen Schuldzins in die Stadt tragen sollen. Der Moormichel hatte im Wirthshause mit der Dirne am Abend vorher noch gesprochen. Das konnte er im Verhöre nicht leugnen. Nämlich er war von den Waldhütern glücklich auf der Landstraße eingeholt und verhaftet worden. Man fand bei ihm noch das blutige Schnupftuch der Ermordeten. Zwar sagte der Einfaltspinsel, das habe er an der Landstraße gefunden; aber unsere Justiz ist pfiffiger. Das muß man ihr nachsagen!"

„Hat er die That selber eingestanden?"

„Der halsstarrige und verstockte Sünder blieb beim Leugnen vom Anfang bis zum Ende, schob die Schuld sogar auf zwei Schmiedeknechte, die bald nach dem Weggehen des Mädchens das Wirthshaus verlassen hatten. Doch schien er selbst der Sache nicht gewiß. Er aber behauptete trotzdem, noch lange nach Entfernung der wandernden Schmiedeknechte aus dem Dorfe Bachbungen, hier in einigen Häusern

mit seiner Waare verweilt zu haben. Er ist von Profession nur ein hausirender Krämer. Die Schmiedeknechte wurden aber gleichfalls ausgeschrieben, wirklich auch von verschiedenen Orten her eingeliefert, wußten im Gefängnisse einer vom Dasein des andern nichts, stimmten in ihren Aussagen so genau überein, daß kein Zweifel an ihrer Unschuld blieb."

„Man ließ sie also los?"

„Verzeihung, Ihre Gnaden. Sie sitzen noch fest, weil sie, wie man hört, wegen anderer unsauberer Geschichten Verdacht auf sich tragen. Allein mit dem grausen Moormichel ist man fix und fertig. — Wenn Ihre Gnaden der Exekution beizuwohnen gedenken, erlauben Sie mir die Ehre, Sie auf den Richtplatz zu begleiten. Sie müssen den bequemsten Platz haben."

„Ich nehme den Vorschlag an. Meinst Du nicht, Arnold? Nicht der Delinquent, sondern der Haufen der Menschengesichter dabei ist sehenswerth. Unterdessen erwartest Du den Besuch des Wundarztes; er versprach, diesen Morgen den Verband zu öffnen und Dein zerquetschtes Knie genauer zu untersuchen."

„O, gnädiger Herr," rief Jeremias Vogel lachend, „den Doctor treffen wir auf dem Richtplatze, das läßt der sich nicht nehmen. Wissen Ihre Gnaden, so etwas sieht man leider bei uns nicht alle Tage!"

2. Die Strafe.

Der junge Mann, in Gesellschaft des höflichen Wirths, folgte bald dem Zuge der Menschen aus allen Ständen durch die engen Gassen. Vor dem Rathhause, auf dem Marktplatze, flutheten aus verschiedenen Straßen, die sich da ausmündeten, immer und immer frische Schaaren neugieriger Gaffer heran, daß es sehr schwierig ward, sich in dem bunten Gewimmel und Getümmel vorwärts zu drängen.

„Pompös! Das wird ein großartiges Schauspiel geben!" ließ sich der Wirth zum Paradies vernehmen. „Ich glaube, kein König hat so zahlreiches Leichengefolge, als unser Moormichel. Wollen wir nicht versuchen, dem Rathhause näher zu steuern?"

„Was giebt's da zu sehen?" fragte der Gast.

„Zu sehen und zu hören! Denken Sie nur, droben auf der Bühne, mit schwarzen Tüchern behangen, erscheinen die Vornehmsten des Raths und die Richter! Darauf wird der Delinquent vorgeführt und allem Volke zur Schau gestellt. Dann wird ihm laut und deutlich das entsetzliche Todesurtheil vorgelesen. Ich bin begierig, was

für ein Gesicht der arme Schelm dazu schneiden wird; doch kann ich mir's schon ungefähr einbilden. Nach diesem wird er den Henkersknechten überantwortet. Aber der Scharfrichter ist nicht dabei. Der erwartet ihn draußen auf dem Schaffot und hält das blanke Richtschwert unter dem rothen Mantel versteckt. Nun geht der Zug feierlich vorwärts; der arme Sünder mit auf dem Rücken gebundenen Händen, zwei Geistliche links und rechts ihm zur Seite, die, zur Erbauung und Tröstung, abwechselnd herrliche Gebete sagen. Sodann folgen . . . . .“

„Beim Himmel!“ unterbrach mit verdrießlichem Kopfschütteln der Fremde seinen gesprächigen Führer; „ich glaube fast, Ihr Herren seid Narren vor lauter Lust und Wonne über die feierliche Menschenquälerei. Meint Ihr denn, der Unglückliche, von Angst und Pein auf dem Todesgange betäubt, werde aus dem Wortkrame Eurer Priester Erbauung und Trost schöpfen können?“ —

„Wenn's nicht bei ihm anschlägt, Ihre Gnaden, hat niemand, als der Bösewicht selbst den Schaden davon. Im Sterbestündlein ist doch wohl jeder rechtschaffene Christ am meisten zur Andacht gestimmt; und niemand weiß, wohin man nachher kömmt. Ja, wenn man's wüßte! Aber da sitzt der Knoten, den keiner löst.“

„Herr Wirth, ich mag aber die gräßliche Komödie nicht sehen. Wenn's Ihnen gefällig ist, so führen Sie mich zu dem Platze, wo der Spektakel ein Ende nehmen wird. Dort können wir jetzt noch einen bequemen Standpunkt wählen.“

„Aber, o jerum! Schauen Sie nur, gnädiger Herr; ein grandioser Anblick! Ringsum, in allen Häusern, von oben bis unten, die Fenster vollgestopft; Kopf über Kopf; größtentheils schöne Damen; ich kenne viele; die meisten von unsrer Noblesse aus der ganzen Nachbarschaft. Prächtiger Blumenflor, in allen Farben! Alle im höchsten Putze!“

„Und gewiß darunter recht viele zartfühlende, weiche Seelen, die keinen Blutstropfen von einem Nadelstiche sehen, ohne ohnmächtig zu werden, und bei Romanen oder im Theater die weißen Schnupftücher naß weinen . . . . Fort, kommen Sie! die gefühlsamen Thierchen machen mir Ekel mit ihrer kindlichen, unschuldigen Neugier.“

„Wie Ihre Gnaden beliebt,“ sagte der gefällige Wirth und führte seinen unwirschen Gast durch ein Nebengäßchen fort; endlich zur Stadt hinaus zu einem freien Platze, auf welchem man schon in der Ferne das breite hölzerne Blutgerüst, ohnweit einiger alter Lindenbäume, erblickte, und im Viereck von doppelten Reihen Soldaten umstellt. Hier war des Gedränges noch nicht viel. Doch in den Aesten und Zweigen der Linden kletterten, saßen und hingen

lachende Schulknaben, die einander Possen spielten, sich stießen, zerrten und schimpften.

Bauern und Städter, Männer und Frauenzimmer wandelten unterdessen in heitern Gesprächen durcheinander auf der geräumigen Wiese und geduldig des großen Schauspiels gewärtig. Aus aller Mienen leuchtete die Begierde, mit welcher man der Dinge harrte, die da kommen sollten.

Als endlich der klägliche, schneidende Ton der sogenannten Armsünderglocke von der Stadt herübergellte, drängten sich die vorhandenen Zuschauer den Reihen der Soldaten so nahe als möglich, eifersüchtig, das vortheilhafteste Plätzchen zu erobern. Bald quoll eine Menge Volks aus dem Thore der Stadt hervor und ergoß sich weit umher in die Ebene, bis man im Gewühle der anschwellenden Menschenmasse nichts mehr sah, als den blauen Himmel über sich und das Blutgerüst vor sich.

„Das ist zum Ersticken!“ sagte der paradiesische Gastwirth. „Ungeschliffene Manieren haben die Leute. Ihre Gnaden sind in eine ganz falsche Stellung gerathen und um sich herum geschoben. Wenden Sie sich, wenn Sie noch können! Das Schaffot liegt ja hinter Ihrem Rücken! Sie sehen nichts. Das Gerüst ist schon gestopft und gepfropft voll. Da tritt der Moormichel eben hinauf; der Scharfrichter auch, die Geistlichen sind da . . .“

„Zum Teufel, schweig, Du Donners-Waschmaul! Siehst Du nicht, daß man betet?“ rief hinter dem Dienstfertigen eine Stimme halblaut; und der Stimme folgte ein so kräftiger Rippenstoß, daß der Wirth ächzte. Sein Gast blieb indessen ruhig in der bisherigen verkehrten Stellung. Das Gesicht abgewandt von der Blutbühne, gefiel er sich, die zahllosen Köpfe und Physiognomien der Zuschauer zu mustern, die in gespannter Erwartung mit starren Augen an dem hafteten, was auf dem Gerüste vorging.

Plötzlich herrschte weit umher die tiefste Stille. Man vernahm von den Tausenden keinen Odemzug; selbst die Gesichtszüge aller wurden steifer und starrer. Dann erscholl vom Schaffot herab mit durchdringendem Schrei ein Ruf: „Gott, erbarme Dich meiner Richter! Sie sind schuldig! Ich bin unschuldig!“

Es war die Stimme des Verurtheilten. Ein Schauder durchrieselte die Glieder des jungen Fremdlings. Dieser letzte Schrei, dies Gebet um Erbarmen Gottes für die Richter schien dem großen Haufen in vollkommener Ordnung, ganz zur Feierlichkeit einer Hinrichtung zu gehören. Nach einer Weile fielen jählings die straffen Züge sämmtlicher schaulustigen Gesichter in sich zusammen und ein dumpfes „Ach! Ha! Ab! Vorbei!“ summte über tausend Lippen,

. die sich dann, wie zu einem stillen Gebete, lautlos bewegten. Sobald man noch die salbungsvolle Bußpredigt eines der Geistlichen fast eine Stunde lang angehört hatte, rollten die Trommeln einen Wirbel, und mit Lärmen wickelte sich der ungeheure Menschenknäuel auf und auseinander.

„Eine prächtige Rede! die sollte gedruckt werden!“ sagte der Wirth, indem er im Gedränge der Leute links und rechts vor und hinter sich gestoßen ward. „Haben Ihre Gnaden je in Ihrem Leben eine prächtigere . . .“

Der Gast hörte nicht, denn hinter ihm trieb man vorwärts, fluchte, schwor und heulte. Neben ihm fuhr hastig eine Dame mit ihren Händen nach den seinigen, als suche sie ihm etwas zu entreißen, wandte dann den Kopf hinter sich und schrie: „Mein Shawl! mein Shawl! Diebe! Diebe!“

„Sie werden doch nicht glauben, daß ich ihn geraubt?“ fragte der Gast des Paradieses die Schreierin, während er und sie nebeneinander, Schulter an Schulter, im Drange der Menge langsam fortgerückt wurden.

„Man hat mir ihn gestohlen!“ rief sie weinend. „Mein Gott! was ist das? Mein Strickbeutel!“ fügte sie nach einigen Augenblicken erschrocken hinzu, indem sie die linke Hand erhob, worin noch die breiten Seidenbänder schwebten, an welchen einst ein vermuthlich zierlicher, nun abgeschnittener Strickbeutel gehangen hatte. Sie klammerte sich zitternd an des jungen Nachbars Arm und sagte: „Um Gotteswillen, nehmen Sie sich meiner an. Man ist ja nicht sicher, daß einem das Kleid vom Leibe gezogen wird!“ Der Nachbar übernahm willig die Schutzherrenrolle der Beraubten, bis er die Dame aus dem dichtesten Gewühle befreit hatte. Herr Jeremias Vogel bedauerte höflich die Unglückliche, die sich laut klagend und immer noch mit den Augen suchend entfernte.

„Ja, ja,“ bemerkte Herr Jeremias Vogel ihr nachsehend, „das Frauenzimmerchen ist ein unerfahrenes Ding. Es weiß noch nicht, wie man sich bei solchem Zusammenlaufe von allerlei Volk in acht nehmen muß. Da heißt's Vorsicht! Ihre Gnaden, das Mittagsmahl erwartet Sie . . .,“ fuhr er fort: „und was? alle Teufel, meine Uhr! Ei, verflucht, meine Uhr!“ Er durchsuchte mit großer Hastigkeit und wiederholt alle Taschen, streifte mit beiden Händen an den Beinkleidern auf und ab, ob das verlorene Gut darin am unrechten Orte liege. Es blieb verschwunden. Er blickte lange mit Augen, wie vom Schrecke verglast, in die Augen seines Gastes, als wolle er guten Rath oder Trost darin finden und sagte mit tiefem Seufzer: „Wahres Höllengesindel! Zum Glücke nur meine alte, sil-

herne, die mir jede Nacht stehen bleibt. Aber doch nach einer so erbaulichen Ermahnung! Wahrhaftig, die Menschen haben keinen Tropfen Religion mehr im Leibe!"

Der junge Mann konnte sich bei den Aeußerungen seines verwunderten Wirthes kaum des Lächelns erwehren, ward aber schnell ernsthaft, als ihm beifiel, daß er wohl selber gleiches Mißgeschick erfahren haben könne. Er tastete erst oberflächlich am gewohnten Sitze der Uhr umher, dann mit den Fingern in die Tasche hinein. Sie war leer. Er klopfte an sämmtliche Taschen, die er trug, selbst an die des Rocks, und in dieser fehlte nun sogar sein buntes, köstliches Foulard.

„Beruhigen Sie sich, Herr Paradieswirth!" sprach er trocken. „Meine goldene Repetiruhr hat den Weg Ihrer silbernen genommen und ein Schnupftuch ist zur Gesellschaft mitgeflogen. Gehen wir heim in unser Paradies. Ich wünsche, daß alle Liebhaber der Todesstrafe und Abschreckungstheorie fortan bei Ihnen einkehren, so wird Ihr heutiger Verlust millionenfach ersetzt."

3. Die Polizei.

Als beim Mittagessen, welches die zwei Fremden in ihrem Zimmer gemächlich verzehrten, der ältere derselben die Diebesgeschichten vernommen hatte, warf er Messer und Gabel hin und rief: „God dam! Nicht bloß also in Newyork, Paris, London oder andern großen Städten stinken die Kloaken des Menschengeschlechtes! Jedes Nest hat heutiges Tages seine Escrocs und Escamoteurs auf Richtstätten, wie in Kirchen. Wo Gelegenheit winkt, werden den Bestien die Klauen zum Griffe lang. Aber die Uhr muß wieder herbei, Herr! Sie werden sie nicht fahren lassen."

„Wo willst Du sie suchen, Arnold?"

„Suchen? Es wird hier Polizei geben, weil Schelmen. Beim Andenken Ihrer Frau Mutter, eilen Sie zur Polizei! Wollen Sie nicht, so hink' ich selber mit der Krücke hin."

„Und wenn die Polizei so hinkend wäre, wie Du?"

„Bon! so ist die Druckerpresse schnell. Lassen Sie den Raub in alle öffentlichen Blätter einrücken! Die Uhr läßt sich kennbar beschreiben. Ich kalkulire, es wird nicht fehlen. Hätt' Ihnen der Schelm eine Banknote von 1000 Dollars gestohlen, es sollte Sie und mich nicht so ärgern, als der Verlust des theuern Andenkens von Miß Harlington."

„Gieb Dich zufrieden, Arnold. Ich gehe. Die Uhr ist jedes

Versuches werth, den fingerfertigen Taschenspieler, koste es, was es wolle, ausfindig zu machen.“

Der Bestohlene ließ sich, sobald abgetischt war, zum Polizeidirector führen und wartete geduldig eine halbe Stunde, bis er vorgelassen ward. Der Schirmherr der öffentlichen Sicherheit, mit der Brille auf der Nase, empfing ihn ziemlich mürrisch, und nicht um viel freundlicher der gleichfalls bebrillte Schreiber. Beide blieben an ihrem Schreibtische sitzen, erwiderten den Gruß mit leichtem Kopfnicken und auf die Frage an den Fremdling, was ihm beliebe? trug der Geplünderte seine Angelegenheit vor.

„Hol's der Henker, schon wieder!“ schrie der Beamte ärgerlich und schleuderte die Feder weit von sich. „Das nimmt kein Ende! Hat's denn Taschendiebe geregnet? — Wie heißen Sie, mein Herr?“

„Lyonel Harlington.“

„Harlington? Und weß Landes? Woher? Von wannen?“

„Von Tuscaloosa, Staat Alabama, Pflanzer zu Maryhall.“

„Ich verstehe kein Wort. Reden Sie deutsch. Sprechen Sie verständlich! Also woher?“

„Von Tuscaloosa.“

„Mein Lebtag hab' ich solchen Namen nicht gehört. Wo liegt der Ort?“

„Im Staate Alabama.“

„Nun höre einer das um Gotteswillen an! Wo, in aller Welt, muß man denn einen Staat Alabama suchen? Will der Herr etwa seinen Spaß treiben? Glaubt der Herr, man verstehe hiesigen Landes keine Geographie?“

„Wohl möglich.“

„Was? Möglich? Ich frage: Was ist das für ein Staat Alabama? Alabama!“

„Einer von den Vereinsstaaten in Nordamerika, falls Sie davon gehört oder gelesen haben; beinahe so groß, als Ihr gesammtes Deutschland mit dessen Königreichen und Herzogthümern.“

Das Polizeihaupt blickte finster auf und fragte weiter: „Und was ist das Tuskulanum oder wie es heißt? Weiler, Dorf, Flecken oder dergleichen?“

„Hauptstadt.“

„Nun gar Hauptstadt!“ murmelte der Director, indem er das Gesicht spöttisch verzog und zu seinem Secretär sagte: „Die Sache wird mir immer wunderlicher. Schreiben Sie genau ein! Vermuthlich eine Hauptstadt von fünf Häusern!“

„Erlauben Sie, wenigstens doppelt und dreifach so groß, als

die edle Stadt Baarmingen. Uebrigens ist da, wenn es Sie interessirt zu wissen, der Sitz der drei höchsten Staatsgewalten und eine gute Universität, an der ich selber studirt habe."

„Herr, das klingt mir etwas bunt. Sie werden in jedem Falle einen Paß bei sich tragen, denk' ich."

„Allerdings. Hier ist er."

Der Polizeidirector nahm das Papier, musterte Vorder- und Rückseite und brummte: „Die Visa sind in der Ordnung. Aber das Signalement?" — Er stand vom Sessel auf, wischte die Brille, trat mit etwas argwöhnischem Mienenspiele zum Eigenthümer des Passes, las wieder und verglich: Lyonel Harlington, — Tuscaloosa, — Counti Tuscaloosa, — Staat Alabama, — Güterbesitzer, — Alter 25 Jahr, — Körperbau schlank, — Maß 5 Fuß 9 Zoll, — Haare lockig, braun, — Augenbrauen dunkelbraun, — Augen blau, — Nase mittlere, — Zähne vollständig, weiß, — Bart schwarz, — Kinn rund, — Gesicht oval, ein wenig blaß-bräunlich, — Merkmale, besondere, keine.

Der Director beschaute sich seinen Mann noch einmal von Kopf zu Fuß und fand in dem Amerikaner jedesmal einen kräftigen, jungen Mann, den man schön nennen konnte, vollkommen nach der Mode gekleidet, doch einfach, im grauen Fracke, eleganter Unterkleidung, äußerst feiner Wäsche, das schwarzseidene Halstuch nachlässig umgeschlagen, in der Hand einen Strohhut. „Nun, dagegen wäre wohl nichts einzuwenden," meinte der Polizeidirector. „Stimmt ziemlich überein. Seit wann angekommen?"

„Spät abends gestern zu Pferde. Mein Reisegepäck wird von Regensburg nachkommen."

„Sind allein angekommen?"

„Ich habe meinen Bedienten bei mir, namens Arnold Jackson, aus Kentucky."

„Gut, gut. Bevor Sie abreisen wollen, Herr von Harlington, werd' ich beide Pässe visiren. Sie logiren?"

„Im Gasthofe zum Paradiese."

„Also bei meinem Vetter! Sie werden sich bei ihm wohlbefinden. Ihm haben die Blitzstrolche ebenfalls die Uhr aus dem Sacke gezogen. Wieder zu bekommen wird schwer halten. Leider, Uhren sehen sich alle ähnlich. Auch möcht' ich kaum verbürgen, daß Sie die Ihrige je wieder erblicken. Doch wollen wir's versuchen!"

„Ich verspreche dem Entdecker, der sie mir zustellt, hundert Gulden Belohnung und hinterlege die Summe, wo man will."

„Vortrefflich, Herr Baron! Hundert Gulden — notiren Sie, Herr Sekretär. Das Sümmchen könnte den Taschendieb selbst in

Versuchung führen, seinen Raub zu erstatten. Vermuthlich also ein kostbares, neues Werk."

„Nein, ziemlich alt, aber gut; eine goldene Repetiruhr."

„Und vielleicht besondere Kennzeichen daran?"

„Auswärts, auf dem Deckel, von getriebener Arbeit ein Wappen, von zwei bekränzten wilden Männern gehalten; in der Mitte ein Adler zwischen zwei Schlangen, darüber eine Herzogskrone. Auf dem Deckel des Innern stehen die Buchstaben J. R. à Genève eingegraben und die Nummer 18755."

Das Polizeihaupt verneigte sich tiefer, als gewöhnlich seine Art sein mochte, und mit einer achtungsvollen Miene, als säh' er in dem Amerikaner einen incognito reisenden Herzog vor sich.

„Geruhen Sie," sagte er und stand ehrerbietig vom Sitze auf, „sich auf meinen vollkommensten Diensteifer zu verlassen. Ich beklage unendlich, daß Ihnen das unangenehme Ereigniß gerade während Dero hiesigen Aufenthaltes begegnen mußte. — Herr Sekretär, eine Kundmachung ist auszufertigen und sämmtlichen Intelligenzblättern des Landes einzuverleiben mit Bemerkung aller und jeder Kennzeichen der Uhr."

Lyonel, froh, endlich das Geschäft abgethan zu haben, sah sich nach der Thüre um. Der Sekretär, hinter jedem Ohre und im Munde eine Schreibfeder, flog hastig vom Sessel auf, die Thür eigenhändig zu öffnen. Der Director aber begleitete den vornehmen Unbekannten unter den verbindlichsten Zusicherungen und Verbeugungen bis vor's Haus.

„Arnold," sagte Harlington, als er in's Paradies zu seinem Diener zurückgekehrt war, „bewahre uns Gott noch lange in unserer Heimath vor europäischer Polizei. Die Schelmen schleichen sich ungehindert durch, und die ehrlichen Leute müssen für sie büßen, werden arretirt, inspicirt, examinirt, inquirirt. Hätte mich nicht mein Rock oder die angebotene Belohnung für den ehrlichen Finder der Uhr gerettet, ich glaube, der Polizeimann würde mich durch seine Brille für den Dieb meiner eigenen Uhr gehalten haben."

Aus dem

„Barfüßele"

von B. Auerbach.

Der Gang zum ersten Tanze.

Eben fuhr ein großer Leiterwagen mit grünen Reisern besteckt durch das Dorf und drauf saß die ganze Musik, und der Krappenzacher stand mitten zwischen den Musikanten und blies die Trompete,

daß es schmetterte. Nun war kein Halt mehr im Dorfe, alles machte sich eilig davon. Die Berner Wägelein, einspännig und zweispännig, aus dem Dorfe selber und aus dem benachbarten, die hier durch mußten, jagten fast einander wie im Wettrennen. Rosel stieg zu ihrem Bruder auf den Vordersitz und Barfüßele saß hinten im Korbe. Es schaute immer vor sich nieder; so lange man durch das Dorf fuhr, so schämte es sich. Nur beim Elternhause wagte es aufzublicken: die schwarze Marann' grüßte heraus, der rothe Gockelhahn krähte auf der Holzbeige, und der Vogelbeerbaum nickte: „Glück auf den Weg!"

Jetzt fuhr man durch das Thal, wo der Manz die Steine klopfte, jetzt über den Holderwasen, wo eine alte Frau die Gänse hütete. Barfüßele nickte ihr freundlich. „Ach Gott, wie komme ich denn dazu, daß ich hier so stolz und geschmückt vorbeifahre, und ist's denn nicht eine gute Stunde bis Endringen, und man meint doch, man wäre kaum eingesessen, und jetzt heißt's schon absteigen! Und die Rosel ist schon begrüßt und umstanden von allerlei Gefreundeten und: „Ist das die Schwester Deiner Schwägerin, die Du da bei Dir hast?" heißt es vielfach."

„Nein, es ist nur unsere Magd," antwortete Rosel. Mehrere Bettler aus Haldenbrunn, die hier waren, betrachteten Barfüßele staunend, sie kannten sie offenbar nicht und erst, als sie sie lange angesehen hatten, riefen sie: „Ei, das ist ja das Barfüßele!" „Das ist nur unsere Magd." Dieses Wörtchen „nur" war Barfüßele tief in's Herz gedrungen, aber sie faßte sich schnell und lächelte, denn in ihr sprach es: „Laß dir nicht von einem Wörtchen deine Freude verderben! Wenn du das anfängst, da trittst du überall auf Dornen." Die Rosel nahm Barfüßele bei Seite und sagte: „Geh' Du nur einstweilen auf den Tanzboden oder anderswohin, wenn Du sonst Bekannte im Orte hast! Bei der Musik sehe ich Dich hernach schon wieder."

Ja, da stand Barfüßele wie verlassen, und sie kam sich vor, als hätte sie ihre Kleider gestohlen und gehöre gar nicht daher, sie war ein Eindringling. „Wie kommst Du dazu, daß Du zu einer Hochzeit gehst?" fragte sie sich und wäre am liebsten wieder heimgekehrt. Sie ging durch das Dorf aus und ein, dort an dem schönen Hause vorbei, das für den Brosi erbaut worden war, und worin auch heute viel Leben sich zeigte, denn die Oberbauräthin hielt mit ihren Söhnen und Töchtern hier ihre Sommerfrische. Barfüßele ging wieder in das Dorf hinein und schaute sich nicht um und doch wünschte sie, daß jemand sie anrufe, damit sie sich zu ihm geselle. Am Ende des Dorfes begegnete ihr ein schmucker Reiter auf einem

Schimmel, der das Dorf hereinritt. Er trug eine fremde Bauerntracht und sah stolz drein; jetzt hielt er an, stemmte die Rechte mit der Reitgerte in die Seite, mit der Linken klatschte er den Hals seines Pferdes und sagte: „Guten Morgen, schönes Jungferle! Schon müde vom Tanze?“ — „Für unnöthige Fragen bin ich schon müde,“ lautete die Antwort. Der Reiter ritt davon und Barfüßele saß lange Zeit hinter einer Haselhecke und mußte allerlei in sich hineindenken, und ihre Wangen glühten von einer Röthe, die der Zorn über sich selbst, über die spitze Antwort auf eine harmlose Frage, die Betroffenheit und ein unbegreifliches inneres Wogen anfachte, und unwillkürlich drängte sich ihr das Lied auf die Lippen:

„Es waren zwei Liebchen im Allgäu,
Die hatten einander so lieb.“

So zum Jubel gespannt, hatte sie den Tag begonnen und jetzt wünschte sie sich den Tod. „Hier hinter der Hecke einschlafen und nicht mehr sein, o, wie herrlich wäre das! Du sollst keine Freude haben, warum noch so lange herumlaufen? Wie zirpen die Heimchen im Grase, und ein warmer Dampf steigt auf von der Erde, und eine Grasmücke zwitschert immerfort, und es ist, als ob sie mit ihrer Stimme immer in sich hinein lange und frische, noch innigere Töne heraushole und sich gar nicht genug thun könne, das so recht von ganzem Herzen zu sagen, was sie zu sagen hat, und droben singen die Lerchen, und jeder Vogel singt für sich, und keiner hört auf den andern, und keiner stimmt dem andern bei und doch ist alles . . . .“

Noch nie in ihrem Leben war Amrei am hellen Tage und nun gar des Morgens eingeschlafen, und jetzt küßte der Sonnenstrahl ihre geschlossenen Lippen, die im Schlafe noch immer wie trotzig gepreßt waren, und die Röthe auf ihrem Kinn färbte sie röther. Sie schlief wohl eine Stunde, da wachte sie zuckend plötzlich auf. Der Reiter auf dem Schimmel war auf sie zugeritten, und jetzt eben hob das Pferd seine beiden Vorderfüße, um sie auf ihre Brust zu stellen. Es war nur ein Traum gewesen, und Amrei schaute sich um, als wäre sie plötzlich vom Himmel gefallen; sie sah staunend, wo sie war, betrachtete verwundert sich selbst; aber Musikklang aus dem Dorfe weckte schnell alles, und sie ging neu gekräftigt in's Dorf zurück, wo bereits alles noch lebendiger geworden war. Jetzt sollten sie nur kommen, die Tänzer! Sie wollte tanzen bis zum andern Morgen und nicht ausruhen und nicht müde werden. Die frische Röthe eines Kinderschlafes lag auf ihrem Angesichte, und alles sah sie staunend an. Sie ging nach dem Tanzboden; da tönte die Musik, aber in den leeren Raum, es waren keine Tänzer da. Nur die Mädchen,

die zur Bedienung der Gäste gedungen waren, tanzten miteinander herum. Der Krappenzacher betrachtete Barfüßele lange und schüttelte den Kopf. Er schien sie offenbar nicht zu kennen. Amrei drückte sich an den Wänden hin und wieder hinaus. Sie begegnete Dominik, dem Furchenbauer, der heut' in voller Freude strahlte.

„Mit Verlaub," sagte er, „gehört die Jungfer zu den Hochzeitsgästen?"

„Nein, ich bin nur eine Magd und bin mit meiner Haustochter, des Rodelbauern Rosel, gekommen."

„Gut, so geh hinauf auf den Hof zur Bäuerin und sag' ihr, ich schick' Dich, Du wolltest ihr helfen; man kann heute nicht Hände genug in unserem Hause haben!"

„Weil Ihr es seid, recht gern," sagte Amrei und machte sich auf den Weg. Unterwegs mußte sie viel daran denken, daß der Dominik auch Knecht gewesen sei und . . . . „ja, so etwas kommt nur alle hundert Jahr einmal vor. Und es hat viel Blut gekostet, ehe er zu dem Hofe gekommen ist, das ist doch arg."

Die Furchenbäuerin Ameile hieß die Ankommende, die im Anerbieten ihrer Dienste zugleich die Jacke abzog und sich eine große Schürze mit Brustlatz ausbat, freundlich willkommen; aber die Bäuerin that es nicht anders, Amrei mußte vorher selber sattsam Hunger und Durst stillen, bevor sie andere bediente. Amrei willfahrte ohne viel Umstände, und schon mit den ersten Worten gewann sie die Furchenbäuerin, denn sie sagte: „Ich will nur gleich zugreifen, ich muß gestehen, ich bin hungrig und will Euch nicht viel Mühe machen mit Zureden." Amrei blieb nun in der Küche und gab den Auftragenden alles so geschickt in die Hand und wußte bald alles so zu stellen und zu greifen, daß die Bäuerin sagte: „Ihr beiden Amrei's, Du da und meine Bruderstochter, Ihr könnt jetzt schon alles machen, und ich will bei den Gästen bleiben."

Die Amrei von Siebenhöfen, die sogenannte Schmalzgräfin, die weit und breit als stolz und trotzig bekannt war, benahm sich ausnehmend freundlich gegen Barfüßele, und die Furchenbäuerin sagte einmal zu Barfüßele: „Es ist schad', daß Du kein Bursch' bist; ich glaub', die Amrei thät Dich auf dem Flecke heirathen und Dich nicht heimschicken, wie alle andern Freier."

„Ich hab' einen Bruder, der ist noch zu haben, aber er ist in Amerika," scherzte Barfüßele.

„Laß ihn drüben," sagte die Schmalzgräfin; „am besten wär's, man könnte alle Mannsleute hinüberschicken und wir blieben allein da."

Amrei verließ den Hof nicht, bis wieder alles an den Platz gestellt

war, und als sie ihre Schürze auszog, war sie noch so weiß und unzerknittert, wie beim Anziehen.

„Du wirst müd' sein und nimmer tanzen können," sagte die Bäuerin, als Amrei endlich mit einem Geschenke Abschied nahm, und diese sagte: „Was müd' sein? Das ist ja nur gespielt. Und glaubet mir, es ist mir jetzt wohler, daß ich heut' schon etwas geschafft habe. So einen ganzen Tag bloß zur Lustbarkeit, ich wüßt' ihn nicht herumzubringen, und das ist's gewiß auch gewesen, warum ich heute morgen so traurig war, es hat mir was gefehlt; aber jetzt bin ich vollauf zum Feiertage aufgelegt, ganz aus dem Geschirre, jetzt wäre ich erst recht aufgelegt zum Tanzen — wenn ich nur Tänzer kriege."

Ameile wußte Barfüßele keine bessere Ehre anzuthun, als indem sie sie wie eine vornehme Bäuerin im Hause herumführte, und in der Brautstube zeigte sie die große Kiste mit den Kunkelschenken (Hochzeitsgeschenken) und öffnete die hohen, blaugemalten Schränke, darauf Name und Jahrzahl geschrieben war und darin vollgestopft die Aussteuer und zahlreiches Linnenzeug; alles mit bunten Bändern gebunden und mit künstlichen Nelken besteckt. Im Kleiderschranke mindestens dreißig Kleider, daneben die hohen Betten, die Wiege, die Kunkel mit den schönen Spindeln, um und um mit Kinderzeug behangen, das die Gespielen geschenkt hatten.

„O, lieber Gott!" sagte Barfüßele, „wie glücklich ist doch so ein Kind aus so einem Haus!"

„Bist Du neidisch?" fragte die Bäuerin und im Andenken, daß sie das alles einer Armen zeige, setzte sie hinzu: „Glaub' mir, das viele Sach' macht es nicht aus; es sind viele glücklicher, die keinen Strumpf von den Eltern bekommen."

„Ja wohl, das weiß ich und bin auch nicht neidisch um das viele Gut, weit eher darum, daß Euer Kind Euch und so vielen Menschen danken kann für das Gute, was es von ihnen hat. Solche Gewänder von der Mutter müssen doppelt warm halten."

Aus der Novelle

„Im Hirtenhause"

von H. Schaumberger.

Hirtenhaus! — Wie unschuldig, ja fast anheimelnd das Wörtchen klingt! Unwillkürlich denkt man dabei an ein malerisches, altes Häuschen, ein wenig verfallen und altersgrau zwar, aber doch nett, wohnlich, heimlich. Vor dem Häuschen umschließt eine lebendige Hecke von Hagebutten und Kreuzdorn ein sauberes Gärtchen; in der Gartenecke auf dem knorrigen, weißblühenden Hollunderbaume nistet

die Grasmücke, unter dem weitvorspringenden Dache hat sich die Schwalbe angesiedelt und hält gute Nachbarschaft mit dem Rothschwänzchen; nur die Spatzen, die sich in den Löchern der baufälligen Giebelwand festgesetzt, stören dann und wann den Hausfrieden. Daneben streckt ein alter Nußbaum seine sparrigen Aeste hoch in die Luft und breitet sie über das Häuschen, als wolle er es beschützen vor Unbill des Wetters und Windes. Auf dem Bänkchen vor der Hausthüre sonnt sich ein Alter, aus dessen runzelvollem Gesichte ein paar helle Augen klug und zutraulich in die Welt blicken; oft nickt er wohl auch dem Hunde zu, der seinen Kopf auf des Herren Knie legt und streichelt ihm das zottige Fell. Lugt dann noch ein blühendes Mädchengesicht verstohlen durch die halboffene Hausthüre, dann ist das Bild ländlicher Stille, befriedeten Glückes vollendet.

Aber wie wenig entspricht dem die Wirklichkeit, wie verschwinden all die heiteren Bilder, sobald man weiß: Das Hirtenhaus ist das Armenhaus des Dorfes, der Sammelplatz alles Elendes, der Aufenthalt der Verkommenen, auch der Verworfenen. „In's Hirtenhaus!" — begreifst Du nun die Bedeutung der kleinen Wörtchen? Verstehst Du, was sie für den, dem sie gelten, besagen? — —

* * *

Der Kuckuk in der Schwarzwälderuhr rief eben die dritte Morgenstunde an.

Ein tiefer Seufzer in der dunkeln, kalten Kammer übertönte das Rasseln und Rauschen des Schlagwerks, und eine unterdrückte Männerstimme flüsterte: „Margelies, Margelies!" Eine Weile erfolgte keine Antwort, als aber der Name ängstlicher wiederholt ward, klagte eine Frau: „Laß mich, den Alp, der mich drückt, vertreibt kein Anruf! — — — Schon drei! — Großer Gott im Himmel, und heut noch in's Hirtenhaus!" Heftiges Weinen brach die Stimme.

In der andern Ecke ward es ebenfalls lebendig, ein Kinderstimmchen wisperte: „Marie, Mariele! — Hast den Kuckuk gehört?"

„Mehr wie Du!" war die wichtigthuende Entgegnung. „Schon um zehn, elf, zwölf, eins, zwei und jetzt wieder. Siehst Du, ich hab ihn nun einen ganzen Tag voraus gehört. — Ach, unser armer Kuckuk!"

„Warum geht er nicht mit?"

„Bist dumm! Weißt nicht? er wird ja verkauft!"

„Ach unser armer, armer Kuckuk!" jammerte das Kind. „Gelt, Mariele, das ist gar nicht wahr? gelt unser Kuckuk wird nicht verkauft?"

„So sei doch still!" suchte Marie zu beschwichtigen. „Ach Gott, wenn's mit dem Kuckuk allein abging! Sei still, heul' nicht, die Eltern haben so Kummer genug! Gieb Acht! — Wenn unser

Kuckuk fortgetragen wird, passen wir auf, wo er hinkommt, nachher stellen wir uns vor's Haus, da hören wir ihn alle Tage."

„Aachele — wir hören unsern Kuckuk alle Tag'!"

Die Mutter jammerte, der Vater schluchzte, und die erschrockenen Kinder stimmten laut in das Weinen ein. „Lorz, Lorz, so rede was!" klagte die Frau. „Du bist der Mann, hast Du keinen Trost?"

„Ja, ja, Margelies," war die Antwort, „gleich, gleich doch!"

Leise verließ der Vater das Bett, tastete sich zu den Kindern — auch ein drittes war erwacht — und redete ihnen freundlich zu: „Seid still, Kinderle, schlaft ruhig! Wird der alte Kuckuk verkauft, was thut's? Dafür schaff' ich Euch einen neuen, viel, viel schönern!"

Die beiden Kleinen beruhigten sich, das Wasser stand ihnen noch in den Augen und schon patschten sie vor Freude in die Händchen, schliefen auch richtig bald ein. Nicht so Marie. Heftig schlang sie ihre Arme um den Hals des Vaters und flüsterte ihm in's Ohr: „Wenn ich aus der Schule bin, dien' ich und verdiene viel, viel Geld. Und alles geb ich Euch — aber gelt, eines thut Ihr — Ihr kauft den alten, guten Kuckuk wieder? — Gelt, den alten?"

„Ja, ja, freilich!" flüsterte Lorenz, den diese Worte fast wieder außer Fassung gebracht hätten. „Du bist ein brav's Mädle! Aber schlaf! — Um acht geht die Schul' an, und Du weißt, jetzt mußt Du doppelt auf dem Zeuge sein."

Die Mutter saß noch aufrecht im Bette, hatte das Gesicht in die Hände gelegt, und die Thränen tröpfelten ihr durch die Finger. Lorz versuchte vergeblich ihre Hände wegzuziehen, was er auch sagte, sie wollte sich nicht trösten lassen, blieb fest dabei: „Und wenn zehnmal unschuldig, darnach fragen die Leute nicht!"

„So brauchst Du Dich auch nichts um sie zu kümmern. Kommt keine Krankheit und Schwäche über mich, will ich sorgen, daß wir nicht lange im Hirtenhause bleiben."

„Drin waren wir doch," rief Margelies und rang die Hände, „wenn auch nur einen Tag, eine Stunde; kein Mensch kann das wieder von uns weg bringen. Mir ist's nicht um mich, könnt' ich's allein auf mich nehmen, kein Wort käme über meine Lippen — mich jammern nur unsere Kinder! Auch die, und sie besonders sind verschimpft für's ganze Leben, werden verspottet, wo sie sich sehen lassen, verachtet, gemieden von jedem. Dazu müssen sie sich hudeln und herumstoßen lassen, sollen ausfressen, was andere einbrocken, da ist überhaupt nichts zu schlecht, nichts zu schändlich — ihnen wird's zugemuthet, sie sind ja aus dem Hirtenhause! Bis heut' war es meine Lust, die Kinder in Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit großzuziehen, nun ist alle Mühe umsonst, im Hirtenhause werden sie bald

an Leib und Seele verderben. Ach, und wenn die Kinder umschlügen! — eh' ich das erleb', eh' wollt ich, ich wär' gestorben!"

Lorenz hatte seine Margelies gewähren lassen, was sollte er auch erwidern? Nur ihr letztes Wort war ihm zuviel. Er ließ ihre Hände los und sagte streng: „So, das ist deine ganze Weisheit? Meinst Du nun wirklich, damit sei etwas gebessert und besonders den Kindern geholfen? — Margelies, Du dauerst mich, daß Du im Jammer alles vergißt und nur allein an Dich denkst. Von mir nicht zu reden, was soll aus den Kindern werden, ging Dein Wort in Erfüllung?"

„So war das gar nicht gemeint!" weinte Margelies.

„Drum eben ist's doppelt unrecht! Mir sind die Kinder so fest an's Herz gewachsen, als Dir, ich weiß auch, was ihnen im Hirtenhause droht — aber mit Klagen und jämmerlichen Reden ist da nichts geholfen. Nimm Dich zusammen, Margelies, daß wir nicht gänzlich zu Schanden werden. Je mehr Schlechtes die Kinder im Hirtenhause hören und sehen, desto eifriger müssen wir ihnen ein gutes Beispiel vor Augen führen, müssen die Kinder behüten wie Augäpfel. — Margelies, das ist ein Großes, aber wenn wir's zwingen, und mit Geduld und Standhaftigkeit müssen wir's zwingen — auch im Hirtenhause sollen die Kinder gedeihen — dann können wir einmal getrost die Augen zuthun. — Du glaubst mir nicht? — Ja den Kopf müssen wir freilich oben behalten, sonst geht das nicht. Merk' Dir doch: Ein unverschuldet Unglück ist kein rechtes Unglück, wenn wir's nicht dazu machen, und wer treu seine Schuldigkeit thut, kann nicht gänzlich zu Schanden werden!"

Margelies schluchzte, tastete aber doch nach ihres Mannes Hand und sagte: „Hab Geduld mit mir, Lorenz! Es war schlecht von mir, so zu reden — es soll nicht wieder geschehen. Ich will beten, Lorenz, daß mich der Herrgott gesund und bei Kräften erhält! — Es ist ja wahr, so lange wir frisch und gesund zusammen sind, dürfen wir nicht klagen!"

„So höre ich Dich gern — halt aber auch daran fest! Dein Herz wird Dir noch manchmal schwer, arg schwer werden — wein' Dich dann aus in der Nacht oder geh' abseits, am Tage zeig' ein fröhliches Gesicht, ich thu's auch, so sauer mir's ankommt. Merk's, damit verderben wir unsern Feinden die Freud', sie müssen erkennen, daß wir uns nicht niederwerfen lassen. Nimm Dich zusammen auch um der Kinder willen! Das ewige Flennen macht sie verstört, die armen Würmer wissen nimmer, wem sie angehören."

„Ich dank Dir, Lorenz! — Hilf mir nur zurecht, Du bist der Mann, und habe Geduld!"

„Ja, Geduld haben wir beide vonnöthen! Halte daran fest: Was zu ermachen ist, wird ermacht! Sollte es aber doch länger dauern, ehe wir aus dem Hirtenhause herauskommen, laß keinen Verdruß zwischen uns aufkommen, sonst ist's gefehlt! Gieb mir die Hand; Bergheim soll erfahren: Hirtenhaus oder Bauernhof, Herrenschloß oder Bettlerhäusle macht in Wahrheit keinen Unterschied, auf die Leute kommt's an, die drin wohnen! — Jetzt sei still, die Kinder regen sich wieder, wir selber brauchen Ruhe, es steht uns ein schwerer Tag bevor."

Es war schon lange stille in der Kammer, als der Kuckuk vier Uhr ankündigte. Die jüngeren Kinder verschliefen diesmal den Ruf, Marie saß jedoch aufrecht zwischen Bruder und Schwester und weinte. Kein Wort des Gesprächs war ihr entgangen, faßte sie auch nicht alles, soviel hatte sie verstanden: Die Eltern sorgten und härmten sich auch um ihretwillen. Im schmerzlichen Gefühle ihrer Hilflosigkeit und Schwachheit rang sie die kleinen Hände; da sie die Eltern nicht trösten konnte, gelobte sie mit heißen Thränen, Vater und Mutter zur Freude zu leben, das kindische Wesen abzuthun, der Mutter beizustehen. „Die Geschwister behalt' ich im Aug' und leide nicht, daß sie ausarten. Gras trag' ich bei für die Ziegen, und im Winter spinn' und strick' ich mit der Mutter um die Wette. Ach du lieber Gott, mach' mich recht geschickt und fleißig und brav, es ist ja wegen der Eltern!" Mit einem Gebete auf den Lippen schlief sie endlich ein.

Lorenz lag still und athmete ruhig, aber seine Augen standen weit offen, und unter der Decke rang er die Hände. Der langsame Pendelschlag der Uhr war ihm unerträglich, jedes Tick-Tack traf ihn wie ein Schlag auf den Kopf. Er war daran aufzustehen, die Uhr zu stellen — aber was hätte er Margelies antworten sollen? Mit Mühe hatte er ihr den Sturm in seiner Brust verborgen, um sie aufzurichten, sich stärker gestellt, als er war; jetzt kam die Angst doppelt über ihn. Er marterte sich ab, einen Ausweg zu finden, seine Gedanken verwirrten sich bei der Frage: Mußte es so kommen?

9. Der Roman.

Unter Roman verstand man ursprünglich eine Erzählung wunderbarer Begebenheiten, die in romanischer Sprache, d. i. in einer der Töchtersprachen der griechischen und lateinischen Sprache, also in der französischen, italienischen, spanischen &c. geschrieben war. Gegenwärtig versteht man unter Roman eine umfangreiche Erzählung, in Prosa geschrieben, welche die Aufgabe hat, ein

umfassendes Bild von dem Lebensgange und der Charakterentwickelung eines hervorragenden und berühmten Menschen zu geben. Diese Persönlichkeit bildet, wie im Epos, den Helden, und der Dichter schildert uns nun in edler, ruhig fließender, bisweilen blühender Sprache den Kampf desselben mit den auf ihn einstürmenden feindlichen Gewalten, bis der Held entweder siegt oder untergeht. Da das Haupterforderniß des Romans Wahrheit ist und die darin aufgeführten Begebenheiten ein Bild der Wirklichkeit darstellen sollen, so bleibt alles Wunderbare und Uebernatürliche darin ausgeschlossen. Die Schilderungen der Persönlichkeiten, ihre Charakterentwickelung, der Zustand ihres Geistes und Herzens, ihre Neigungen und Leidenschaften in allen Farben und Schattirungen, das alles muß dem wirklichen Leben entnommen sein. Darum kann auch der Held selbst nicht ein fehlerfreier Mensch, nicht ein vollendetes Muster jeder Tugend sein, er muß die Fehler und Gebrechen der menschlichen Natur an sich tragen, groß aber dastehen in seinem Kampfe gegen diese Unvollkommenheiten. Um den Helden und seinen Kampf gruppiren sich eine Reihe untergeordneter Persönlichkeiten und Ereignisse, welche im richtigen Verhältnisse zu dem Ganzen stehen müssen, wobei der Dichter besonders darauf zu achten hat, daß der Held durch das Interesse, welches anderen Personen zugewendet wird, nicht leide, sondern daß alles in Beziehung auf ihn gebracht werde und er der Brennpunkt des ganzen Lebensbildes sei. Trotz der Menge der Romane, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat, giebt es doch nur wenig gute Produkte darunter. Gar vielen Romanschreibern fehlen die nothwendigen Eigenschaften hierzu, die meisten gehen nur darauf aus, zu unterhalten und zu spannen, fehlen aber dabei oft gegen die Forderungen der Kunst, der Schönheit, wohl auch der Sittlichkeit.

Das Vaterland des Romans ist Frankreich, von da ist er nach England, Spanien und Deutschland gekommen. Man hat die Romane verschieden eingetheilt und unterscheidet Ritter-, Räuber-, Künstler-, Reise- und Seeromane, ernste, komische, sentimentale, satyrische, wohl auch historische, philosophische und politische (sociale) Romane.

Aus dem

„Zauberer von Rom“

von Karl Gutzkow.

Anfangs hatte Paolo Vigo seinen Begleitern, so wenig sie auch durch Gespräch ihre Schritte hemmen mochten, gelegentlich dennoch

wiedererzählt, warum Fra Federigo, als ihn endlich die Genossen Negrinos zur Abhaltung mindestens einer Versammlung im Jahre überredeten, dazu gerade den Tag des heiligen Bernhard wählte. Nicht nur, daß in der Höhe des August die wichtigsten Ernten beendet waren, Fra Federigo hatte ihm auch das Gedächtniß des Abtes Bernhard von Clairvaux als ein Spiegelbild frommerer Zeiten dargestellt, wo noch einsichtsvolle freimüthige Priester zu heilsamen Zwecken in den Rath der Großen traten. Siebenhundert Jahre war es her, in der Blüthezeit des Mittelalters, als ein hoher Ernst die Völker ergriff und Männer erstehen ließ, die von solcher Weihe und Thatkraft kaum in einer wilden, kriegerischen Epoche erwartet werden durften. Als die Philosophie in Frankreich, England und Italien aufblühte, sogar die Dichtkunst über das rohere Deutschland hie und da einen milden Glanz der Sitten verbreitete, die Kreuzzüge einen seltenen Aufschwung des Gemüths und der Phantasie hervorriefen, zerstörte Rom und die Herrschaft der Päpste noch nicht alle Hoffnungen der Völker und verdunkelte noch nicht alle Lichtschimmer einer besseren Aufklärung. Ein einfacher Bürger in Lyon, Pierre Vaux (Peter Waldus), las die Bibel in einigen Abschnitten, die in die gewandteste und poesiefähigste Sprache der damaligen Zeit, die provençalische, übersetzt worden waren. Ein wunderbarer Glanz überfiel ihn beim Lesen des dem Laien damals gänzlich unbekannten Buches — gerade wie die Jünger, die nach Christi Tod im Dunkeln wandelten, plötzlich an ihrer Seite einen Wanderer bemerkten, der die Schrift so mächtig auslegte. Waldus las seine Entdeckungen Befreundeten vor, ließ die Bibel auf seine Kosten noch vollständiger in die Sprache seiner Landsleute übersetzen und nahm die einfachen Formen des ersten apostolischen Christenthums an. Sein Vermögen gab er seiner Gemeinde; ihre Priester, denen die Ehe unverboten blieb, wählte die Gemeinde selbst; von den Sakramenten behielt man nur Taufe und Abendmahl; letzteres hörte auf, ein mystischer Akt zu sein und blieb nur noch ein Opfer der Erinnerung; es war eine Reformation ohne Schulgezänk, ohne Disputation der Theologen, eine Läuterung der Lehre allein durch das Herz.

Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich das Wirken der Waldenser. Ein ganzer Gürtel Europas von den französischen Abhängen der Pyrenäen an bis nach Süditalien fiel vom herrschenden Kirchengeiste, vom weltlichen Streite der Päpste mit dem Kaiser zugleich von Geistlichen ab, die damals sogar die Waffen führten und oft im glänzenden Harnische hoch zu Roß saßen, im wildesten Kampfgewühl die zum Segnen bestimmte Hand mit Blut besudelnd. Mit einem warmen, lebendigen Eifer für die apostolische Reinheit der Lehre und

des kirchlichen Lebens ging die Gesittung Hand in Hand. Gerade dieser Gürtel Europas wurde der blühendste an Gewerbfleiß, Erfindungen in Künsten und Wissenschaften. Immer weiter und weiter schwang sich ein lichtheller Irisbogen über Europa. Burgund, Deutschland, Böhmen erglänzten von seinem siebenfachen Strahl. Wo der Webstuhl sauste, wo die Industrie der Städte mit dem Betriebe des Ackerbaues zu regem Austausche ihrer Erzeugnisse verbunden war, da erschollen bald auch die neugedichteten Lieder zum Lobe des Höchsten. Ganze Städte und Länderstrecken hatten schon keinen andern Gottesdienst mehr, als den der Waldenser, der Humiliaten, der armen Brüder. Man erklärte die Kirchen und ihre Pracht für überflüssig und nannte jeden grünen Rasenplatz, jedes Laubdach einer Eiche eine Gott wohlgefällige Kapelle.

Paolo Vigo schilderte die furchtbare Verfolgung, welche nun von Rom aus über diese Bekenner des reinen Christenthums hereinbrach. Er nannte die Päpste bei Namen, welche zum Morden aufforderten. Jene Schreckensthaten des Abtes von Citeaux und jenes Vorbildes eines Alba, des Grafen Simon von Montfort, schilderte er, wie sie mit Feuer und Schwert Männer, Weiber, Kinder vertilgten. Damals kam der Satz der römischen Kirche auf: „Ketzern braucht man nicht das Wort zu halten;" päpstliche Legaten schwuren auf die Hostie, daß, wenn ihnen die Ketzer die Mauer öffneten, sie nur allein mit einigen Priestern einziehen würden, um die bethörten Bewohner zu bekehren; geschah es dann, so warfen sie die Priesterkleider ab, zogen verborgene Schwerter hervor, die Reisigen der fanatisirten Glaubensarmee brachen hinter ihnen her hinein und kein Säugling auf dem Mutterarme entkam dem allgemeinen Blutbade. Beutegier, Habsucht schürten den Eifer der Verfolgung. Simon von Montfort, Abt Arnold schlugen herrenlos gewordene Länderstrecken zu Fürstenthümern zusammen. Damals war Graf Raimund von Toulouse ein ebenso unglückliches Oberhaupt der bedrängten evangelischen Bekenner, wie späterhin das Haupt der Hugenotten Coligny. Endlich flüchteten sich die letzten Reste dieses unablässigen Mordens in die Berge, in die Pyrenäen, die Alpen, die Apenninen. Jahrhunderte lang erhielten sie sich dort, trotz einer sie auch hier erreichenden zweiten blutigen Verfolgung, die das Werk der neuen Kreuzritter wurde, der Jesuiten. Damals griffen sie in den Thälern Piemonts wiederholt zu den Waffen. Zu jenen tapfern älteren Namen, die mit Maccabäermuth ihre heilige Sache, Haus, Herd, Weib und Kind vertheidigt hatten, gesellten sich neue, wie Heinrich Arnaud, der in offener Schlacht mit einer kleinen Schaar Tausende zurückgeschlagen hatte, sich über die steilsten Felsen Piemonts zurückzog,

ein Lager in einer Schlucht wie eine Festung erbaute, acht Monate lang, nur von Kräutern lebend, mit seiner kleinen Schaar gegen die Kanonen kämpfte, die auf sein Häuflein ein mörderisches Feuer von den Felswänden aus unterhielten, bis sich endlich der Tapfre mit dem Reste seiner Schaar, 350 an der Zahl, einen ruhmvollen Abzug erkämpfte. Wie dann auch in Calabrien die Waldenser hingesunken waren, hatte Federigo oft erzählt. Damals starb Negrino in Cosenza den Hungertod, Pascal in Rom auf dem Scheiterhaufen.

Oft hatte Federigo mit seiner rührenden Stimme beklagt, daß besonders solche Thorheiten verderblich wären, die selbst in den Gemüthern der Edeldenkenden hätten Raum gewinnen können. Bernhard von Clairvaux, Abt eines Klosters in Frankreich, Lehrer seines Jahrhunderts, ein Orakel der Fürsten, ein Rath ihrer Rathgeber, ein Straf- und Bußprediger der Geistlichen, der den Päpsten sogar ein: Bis hierher und nicht weiter! zurief; — und auch dieser, wie die heilige, sonst so edle Hildegard, sah in den Thaten und Lehren der Waldenser nur die Eingebungen des Teufels! Ambrigio Negrino und Hubertus waren nicht befähigt, sich zu all den Bildern und Erinnerungen aufzuschwingen, die von Paolo Vigo's fiebernd erregten Lippen kamen. „Herr, erleuchte die Weisen!“ verstanden jetzt auch die Ankömmlinge aus Federigo's Rede. „Mildere ihr Vertrauen auf eigene Kraft! Wecke den Guten und Gerechten Deine Fürsprecher im Rathe der Großen. Ersticke den Durst nach Rache im Gemüthe beleidigter Machthaber!“ In der That, es schien, als wollte Federigo von seinen Freunden Abschied nehmen. Mehr als sonst riß ihn heute seine Rede hin. Er berührte kirchliche Punkte, die er sonst vermieden hatte — er wollte niemandem die Möglichkeit nehmen, mit seinem Pfarrer in leidlicher Verbindung zu leben. Mit großer Wehmuth sprach er: „Der heilige Bernhard kann uns in vielem ein Vorbild sein — hochragend wie jener Berg im Norden, der mit ewigem Schnee bedeckt, seinen Namen trägt! Wisset, daß Bernhard jene Lehre, nach welcher auch die Mutter Jesu ohne Sünde geboren sein soll, sündhaft nannte! — Ihr fragtet mich darum, weil der heilige Vater diese neue Lehre zu verehren befohlen hat! — Nun wohl! Eines Weibes Name ist heilig, wohl trägt Maria die Erdkugel in Händen, wenn Maria die Kraft bedeuten soll, deren ein schwaches Weib im Aufschwunge ihres Willens fähig ist. Wohl ist zu fassen möglich, wie die alte, wilde, grausame Zeit, die heidnische, die selbst des Heilands spottete, der sich am Kreuze selbst nicht hätte helfen können, doch vor einer Mutter erschrak, vor einer Mutter sich beugte — o, noch den Mörder befällt vor seiner Hinrichtung die Trauer um den Kummer, den er seiner Mutter bereitete!“ — Hier

stockte der Redner und wollte abbrechen. Aber einige Stimmen unterbrachen ihn und deutlich vernahm man aus einem schlichten Hirtenmunde, der dazwischen sprach, die Worte: „Wo Maria dann auch ganz die Königin des Himmels werden soll, wo bleibt ihr Sohn? Wie kommt da der wahre Mittler zu seiner ihm allein gebührenden Ehre?“ Im höchsten Grade gespannt, horchten die Ankömmlinge und sogen die Worte ein, mit welchen Federigo erwiderte: „Lasset das gehen! — Seht, es war ja sogar ein anderer Heiliger — Bonaventura sein Name — ein Heiliger, der zur Zeit jenes Bernhard lebte — auch der hat den Psalm David's genommen: „Herr, auf Dich traue ich, laß mich nimmermehr zu Schanden werden!“ — und hat in jedem Seufzer des Vertrauens und der Liebe zu Gott an die Stelle Gottes — ruchlos, um es nur auszusprechen — ein Weib mit seinen menschlichen Fehlen und menschlichem Elende gesetzt: „Maria, auf Dich traue ich! — Mutter Gottes, Du hast mich erlöset!“ So den ganzen Psalm hindurch! — Und dennoch verdanken wir auch dem heiligen Bonaventura so viel Entsiegelungen der frischesten Lebensbrunnen des christlichen Geistes.“ — „Nein,“ unterbrachen die Stimmen der Aufgeregten, „er lästerte!“ — „Ich beschwöre Euch,“ rief Federigo, „habt Mitleid mit jenen armen Verblendeten, in deren Schoße ihr, kummervoll genug ihre Bräuche theilend, voll Bangen und voll Zagen lebt! Laßt sie die Altäre zu Ehren einer hochbegnadeten Frau mit Zierrath und mit Bändern schmücken! Laßt sie ihr Gebet des Morgens, des Mittags und des Abends wenigstens an etwas richten, was mit dem Heilande verwandt ist! — Aber das ist wahr (nun erhob sich die Stimme des Sprechers, von dem man sah, daß ihn die Gesinnungen seiner Umgebung fortrissen), wenn es Maria ist, die uns erlöst und vor Gott vertreten soll, so konnten jene Räuber, die mit dem Giosafat Eure Hütten verbrannten, Eure Herden raubten, auf ihrer fühllosen Brust getrost ihr Bildniß tragen!“ — Eine freudige Zustimmung ging mit Zornesruf durch die Reihen. „Wehe einem Kinde,“ fuhr Federigo, aufgeregt und sich nun ganz vergessend fort, „das für seine Bewährung im Leben nur die Nachsicht einer Mutter hat! Nie, nie, wenn auch heute in Spezzano die Lampen brennen werden, nie sollt Ihr auf die Fürsprache der Mutterschwäche hoffen! Denkt an die klugen Jungfrauen, die im Dunkeln ihr Oel hüteten und die Lampen nur anzündeten, wenn ihr rechter Bräutigam, der Heiland, kam! Nein, ich sehe es, Ihr glaubt nicht an die Wahrheit eines gotteslästerlichen Bildes, das sich in einer der großen und herrlichen Kirchen Milanos befindet und das einen Traum unsres heutigen heiligen Bernhard darstellen soll! — Zwei Schiffe steuern dem Himmel zu; des einen Steuer führt

der Herr; des andern Maria. Jenes bricht zusammen und seine Mannschaft sinkt in den Abgrund; dieses gleitet sicher dem Hafen des Himmels zu. — Maria streckt ihre hilfreiche Hand nach den Scheiternden aus, und nun kommen auch sie in den Hafen der Gnade, sie, die mit Christo verloren sein sollen, sie, jetzt nur noch im Angesichte des hilflosen Jesus, erlöst durch Maria!" — Ein Ausruf des Schreckens über solche Lehren theilte sich selbst Negrino, Hubertus und Paolo Vigo mit.

„Zorn regt sich in Eurer Brust?" sprach Federigo. — „Eure Blicke sagen: Nimmermehr kann solches ein Heiliger auch nur geträumt haben! Ihr sprecht: Du von Rom verrathener, von Rom auf das Steuer eines untergehenden Schiffes verwiesener Heiland, Du, Du bist allein der wahre Führer! Deine Hand streckte sich einst über die Wellen aus und ließ den Verzagenden darüber hinwegschreiten! Der Nachen, den Du, Du gezimmert hast, Sohn des Zimmermanns, die Flagge, die Du als Wahrzeichen aufgesteckt, sie, die Dein mit dem Blute beschriebenes Kreuz trägt, sie sollte nicht die glückliche Fahrt, die Einkehr in den Hafen der Seligen gewinnen? Doch wohin verirren wir uns, meine Freunde! Ihr müßt in Eure Wohnungen zurück — müßt wieder sein, was drei Jahrhunderte Euch zu sein gezwungen haben — müßt mit den schuldlosen Nachkommen der Mörder Eurer Urväter leben. — Vergebt ihnen im Geiste der Liebe und Hoffnung! Versagt Euren Priestern nicht die Spenden, die sie noch begehren dürfen! Auch die Spenden der Andacht nicht, die in diesen Ländern üblich sind! Ein Korn reinen Goldes ist immer noch selbst bei dem schlechten Blei der verdorbenen Lehre! Noch ist die Zeit nicht reif, wo der Schmelztiegel Gute und Böse scheiden wird! Aber das Lamm wird bald das fünfte Siegel aufthun, von welchem ich Euch oft schon gesprochen habe! Unter den Altären des Himmels werden die Seelen derer, die erwürgt wurden um des Wortes Gottes willen, zu zeugen beginnen, daß es auf Erden weithin wiederschalle! Die Stunde kommt näher! — O, bald wird die Freiheit im Glauben und Denken auch für Italien anbrechen! Auch in diese Thäler wird der Lichtstrahl einer neuen Sonne dringen! Läutert Euch für diesen großen Augenblick! Thut das Gute, tragt im Herzen Euren reinen Sinn und Eure geläuterte Hoffnung! Wenn ich — ach! heute von Euch scheide — ja, Geliebte, ich scheide von Euch! Es ist das letzte, letzte — Mal!"

Warum mußte nur das Ohr der drei Ankömmlinge und aller in Thränen gebadeten Hörer so gebannt sein vom allgemeinen Schluchzen, Wehklagen, von den Thränen des Redners, daß jene sich still hinter eine der Bluteichen verbargen und die Worte ihres Freundes

und Lehrers nicht stören mochten! Denn nunmehr mußte Hubertus, der Schärferspähende, die erstickte Abschiedsrede Federigo's unterbrechen, auf die ihnen gegenüber liegenden waldbedeckten Berge deuten und wie ein Verzückter in wilder Hast rufen: „Besteigt den Nachen Jesu! Rettet, rettet Euch!“

Aus
„Ut de Franzosentid“
von Fritz Reuter.

As sei all rut sünd, dunn wutscht wat äwer den Gang, wo de Nachtlamp brennt, in Mamsell Westfalen ehr Stuw herin, dat is de Spitzbauben-Jung, de Fritz Sahlmann, un hett unnern Arm en groten Klumpen Is, as en Hauttöppel grot, un as 'ne Katt springt hei up de Beddlad von Mamsell Westfalen ehr grot Gardinenkutsch in de Höcht und legt den Isklumpen baben up den Himmel von dat Beddgestell un seggt tau sik: „Täuw, du olle Racker! Dit is för de Mulschellen, de ik kregen heww; dit sall di de upstigende Hitz woll käuhlen,“ un dormit wutscht hei wedder rut ut de Dör.

Herr Droi kümmt nu ok wedder rin, treckt sik ut, leggt „la grang Nationg“ vör't Bedd up den Staul, pust dat Licht ut un leggt sik dal, reckt sik in dat schöne, weike Bedd lang ut un seggt: „Ah! Szeh bong!“ horkt nu up dat Resonniren von de beiden Franzosen nebenan, doch endlich hürt dat Szackeriren up, un Herr Droi is grad so twischen Slapen und Waken, dunn geiht dat: tap — tap — tap. „Haha,“ denkt Herr Droi up Französisch, „dat is dor Späuk hir nebenan!“ un horkt nu, wat sin Landslüd woll dortau seggen warden. De liggen ganz still; äwer tap — tap — tap geiht dat ruhig wider, un nu is dat Herr Droin, as wenn't in sin Stuw is. Jo, in sin Stuw is't, un wenn't in sin Stuw' is, denn is't in de Dör rinne kamen, wo süll't süs rin kamen sin? Hei grippt also nah einen van sin Schauh un smitt nah de Dör hen; bautz! to de Schauh gegen de Dör, un up den Gang bullert dat, as wenn't Gewitter inslagen hadd. De Franzosen nebenan fangen an sik tau rögen un reden mit enanner. Bald is dat indeß wedder still; äwer tap — tap geiht dat wedder dicht bi Herr Droin sin Bedd. Herr Droi richt sik in En'n nu bögt sik vöräwer, üm better hüren tau känen, — klatsch! — föllt em en Druppen up den kahlen Kopp — un klatsch! — noch ein up de krumme Näs, un as hei vör sik hengrippt, dunn fäuhlt hei, dat sin Aewerbedd so bi Lütten anfangt dörchtauweiken. „Diangter!“ seggt hei, „dat Dack is nich dicht, un dat leckt dörch den Bähn. Wat nu?“ Hei verföllt natürlich

glik up dat vernünftigste Mittel, up wat en Minsch in sön Umstän'n verfallen kann, hei will mit sin Bedd ümtrecken; hei steiht also up un fangt mit de olle swere Beddlad't Ens den Kopp an tau schurren, denkt äwer nich an den Franzosen sin Kaskett un Säbel, de in de Eck stahn, un — hest nich geseihn — schurrt dat an de Wand entlang un klappert un rummelt up den Fautbodden dal. Herr Droi verfirt sik nich slicht un steiht un horkt, un — richtig! — de beiden Franzosen sünd upwakt von den Spektakel un schellen un futern. Hei denkt äwer, dat mag jo woll hulpen hewwn, un krüggt in't Bedd. Nu was de oll Isklumpen äwer all schön dörchdäut un dat pirrt natürlich in dat Bedd herin; hei liggt 'ne Wiel, äwer dat löppt ümmer düller, dat ward em all so käuhlhaftig, dat Water sleiht all dörch, un hei denkt: — natürlich up französisch — Nu slapen s' woll. Wenn du dat Fauten'n nu so nahbringen künnst, denn muggst du jo woll von de Leck loskamen," steiht up un rückt dat Fauten'n los, — bautz! — föllt sin Obergewehr de Wand entlang up den Fautboden, un hett dat erst nich knallt, den knallt dat nu.

Dor stunn nu de arm Uhrkenmaker un bet sik up de Lipp un kaut sik up de Nägel un höll de Luft an, as wenn sin Athenhalen de Franzosen upwecken künn, de nebenan all ludhals' schimpten un schandirten un „Szilangz" repen, un an de Wand kloppten. „Kö fähr?" säd hei up Französisch vör sik hen. „De irste Noth möt kihrt warden, as dat oll Wiw säd, dunn slog s' den Backeltrog intwei un makt dat Sürwater dormit heit," krog in dat Bedd un säd: „Gott sei Dank! Nu bun ik ut de Leck." Hei was äwer ut den Regen in de Drupp kamen, denn — strull! — göt dat runner von den Bähn — strull — göt dat in dat Bedd herin. Em würd ganz kolt un waterig tau Maud, as wir hei 'ne Pogg in Frühjahrstid. — Dat hülp em Allens nich, hei müßt wedder rut und müßt wedder ümtrecken, äwer lising, dat hei nicks umstöten ded. Hei treckt in de ein Eck, dor was't doch vörher drög west, hei treckt in de anner Eck, dor was't doch ok drög west un so führt hei de schöne lange Nacht mit de Gardinenkutsch in de Stuw ümmer rund herüm, lising, ganz lising, äwer wo hei henkamm, was ok de Leck.

So stunn hei denn nu midden in de Stuw' un sünn un sünn, wo dit woll wir, un wo dat woll wir, un slog sik endlich up Französisch mit de Hand vör'n Kopp un säd: „Ik Schapskopp!" denn em was en Licht umpgahn. Dat heit in 'n Kopp, denn in de Stuw' was't düster, un Licht müßt hei doch hewwen. Hei slek sik also lising rut up den Gang un — richtig! dor brennt ok de Lamp noch, hei steck sin Licht an, gung trügg, lücht nah den

Beddhimmel rup, sach dor wat baben liggen, säd: „Ah Cannalje!" steg up de Beddlad, kunnt awer nicht langen. Hei reckt sik nah Mäglichkeit un grawwelt up den Isklumpen rüm, de was äwer tau glitwerig, hei let sik nich faten. Parblöh! Einen halwen Toll länger! Hei leggt sik mit aller Gewalt in't Geschirr — knack! seggt de Himmel, un Himmel un Isklumpen un Droi, Allens föllt gegen de Franzosen ehr Wand, un dor liggt Herr Droi unner de unschülligen witten Gardinen un ampelt mit de Beinen in de Luft herüm, as künnen de vertellen, wo ehren Herrn tau Maud' was.

Mit einmal geiht de Dör up, un herinne kümmt de französische Oberst un hett sik gegen de Verküllung 'ne rode wullin klinnen Beddeck ümnamen un höllt 'ne duwwelt löpig Pistol vör sik hen, un achter em steiht mit en blanken Degen un süs noch mit allerlei Blanks sin Adjudant. Herr Droi rappelt sik ut den Himmel rut, stülpt sik de Borenmütz up den Kopp, richt sik steidel in En'n, leggt de Hand an de Mütz un seggt: „Bong Swar, mong Colonel!" De Oberst, de kickt em an, der Adjudant kickt den Obersten an, sei hüren, dat sei mit en Franzosen tau dauhn hewwen, sei seihn de swarten Stifeletten un de ganze „grang Nationg" vör dat Bedd liggen, sei seihn Obergewehr un Unnergewehr, un — wat düller is as dull — sei seihn den Säbel un den Pirdswanz von den Schassür. Wat heit dit? un wat sall dit? — Herr Droi stammert up sine Ort wat taurecht, Herr Droi fangt an von Marengo un Jena tau vertellen, Herr Droi fangt an tau leigen, Herr Droi lüggt wunderschön, man schad, sei glöwen em nich. In de Stuw' un up den Gang ward dat en Höllenlarm, de Oberst schellt Herr Droi für en Dissentür un en Marodür, de Adjudant röppt äwer de Ordonnanzen; de Ordonnanzen störten von de ein Sid von den Gang in Hast un korten Tüg vör, as wie wer in't Water follen un sei wullen em nachspringen; von de anner Sid rückt Mamsell Westfalen mit dat Stubenmäken un de Käksch vör un hett 'ne grote Stalllücht in de Hand un seggt: „Herre Je, doch! wat is hier? Wi sünd hier wegen dat unchristlich Wesen bi Nachtslapentid, un wil dat Herr Droi sin Stimm ut Aengsten un Nöthen tau uns raupen hätt. Un nu dreiht Jug üm!" — De beiden Dirns un Mamsell Westfalen dreihn sik nu üm un wisen de Franzosen ehr Rüggsid un de Mamsell seggt: „Herr französche Oberst, wat sall dit? was is dit? un wat bedütt dit? Wat laten Sei Herr Droin nich in de Stuw ruhig slapen? Dit is en christlich Hus un en ruhig Hus un so'n Upstand sünd wi hier nich gewennt." Un set't hallw lud vör sik hentau: „Ein von't oll Takeltüg ward wi jo woll verstohn." — De französische Oberst kickt sik an, wo hei dor steiht in sin rod Deck, un denn Herr Droin

mit de Vorenmütz up den Kopp un dat Ganze kümmt em so nahrsch vör, dat hei lut anfangt tau lachen. Mamsell Westfalen lacht ok un makt en deipen Knix un seggt: „Mine Empfehlung, Herr Oberst" un marschirt mit de beiden Dirns af. De Annern gungen ok, un bald würd denn Allens still, un de Herr Amtshauptmann hadd kein Ahnung darvon, wat in sinen Hus passiren ded, denn hei slep den Slap der Gerechten.

Aus dem

„Soldatenleben im Frieden"

von Hackländer.

Das Exercitium.

Ich sollte den ersten Unterricht im Exerciren zu Fuß erhalten, wozu mich der Wachtmeister auf den Kasernenplatz führte und mich daselbst mit wenigen Worten meinem Lehrmeister, dem vom Kapitäne zu diesem Dienste bezeichneten Unteroffizier Dose übergab. Dieser Mann war der längste in der ganzen Batterie, ein neunzölliger. Mit dieser ungemeinen Körperlänge und einer Figur, die oben so breit war wie unten, sah er in der Uniform von weitem einem bunten Uhrgehäuse nicht unähnlich. Sein Gesicht bewahrte beständig einen ernsten Ausdruck und doch bemühte er sich stets, witzig zu sein, sogar gegen seinen Kapitän und andere Offiziere, was ihm manchmal schlecht bekam; in seinen Freistunden machte er Gedichte. So war der Herr Unteroffizier Dose; dieses „Herr" setzte er seiner Charge und seinem Namen in Augenblicken vor, wo der Hauptmann nicht in der Nähe war; denn letzterer hatte ein für allemal streng erklärt, in seiner Batterie sei er der einzige und wahre Herr. Dies war aber mir sehr gleichgiltig; für mich war Dose auch ein Herr, und aus schlagenden Gründen. Trat ich morgens mit den Worten bei ihm an: „Herr Unteroffizier, ich melde mich zum Exerciren," so war er bedeutend herablassender, als wenn ich schlechtweg dem Unteroffizier Dose die Meldung machte.

So standen wir denn auf dem Exercirplatze, wo ich, wie sich mein Lehrmeister ausdrückte, zum Menschen sollte gemacht werden. Seinem Katechismus nach war ein gewöhnlicher Rekrut wenigstens zu drei Viertel Vieh; ich als Freiwilliger hatte das Glück, unter die Halbmenschen gezählt zu werden; er gestand mir sogar einige Lebensart zu, da ich von einem Bittern, den wir gemeinschaftlich tranken, nur ein Sechstel genoß und ihm das Uebrige ließ.

Die Uebung begann, und ich nahm mich zusammen. „Stillgestanden!" — Ich fuhr zusammen, wie vom Blitze gerührt und

stand wie ein Pfahl. Das war getroffen. „Sehen Sie," erläuterte Dose, „kommandire ich jetzt: Rührt Euch! so darf der Soldat den rechten Fuß vorsetzen und die Glieder bewegen, doch bei Leibe nicht sprechen. Sage ich dann wieder: Stillgestanden! so müssen Sie nicht nur dieses Kommandowort buchstäblich ausführen, ich muß ein Zusammenfahren, ein Erschrecken bei Ihnen wahrnehmen, das mir beweist, daß Ihnen die Wichtigkeit dieses Moments nicht entgangen. Das Wort „Stillgestanden" haucht den Gliedern die Seele ein, macht den zügellosen, ungeregelten Haufen zu Soldaten, also: „Stillgestanden!" Ich stand da, eine unfertige Statue, und der Unteroffizier fungirte als Bildhauer vor mir. Er besah mich scharf, trat einen Schritt zurück, ging um mich herum und bemerkte in gehöriger Entfernung die Mängel meiner Stellung, welche er alsdann mit kunstfertiger Hand verbesserte, indem er mich bald einen Zoll links oder rechts bog, bald meine Schulterblätter zurückzog, jetzt mein Gesicht durch einen sanften Druck unter dem Kinn zur Anschauung des Himmels geeignet machte, dann meine Hände herumbog und die kleinen Finger mit der rothen Naht meiner Hose in Berührung brachte. Letzteres schien ihm unumgänglich nothwendig zu sein. „Finger an Hosennaht!" wurde beim Exerciren unter den andern Kommandos sehr häufig eingeschoben. Meine Stellung am ersten Tage gefiel ihm nicht übel. — „Rührt Euch!" — Mein rechter Fuß zuckte vor, ich durfte wieder ein Thier sein, Dose's Lieblingsausdruck für Rekruten außer Reih und Glied. So fing mein praktisches Militärstudium an. Jetzt schritt mein Lehrmeister zum theoretischen, und dazu gab er eine Vorrede oder Einleitung, die nicht so schlimm war. „Wie in den Exercirstunden," so ungefähr begann er, „das Wort „Stillgestanden" dem Körper des Soldaten die geringste Bewegung verbietet, so ist das Wort Subordination im engern Sinne ganz dasselbe Kommando für den Geist und besonders für die Sprache. Subordination heißt eigentlich gar nichts, als: das Maul gehalten; denn wenn ein Soldat weder muckst noch raisonnirt, selbst nicht in Gedanken, d. h. keine verdrießliche Geberde macht, so hat er Subordination. Das einzige Wort, das Sie allenfalls sprechen dürfen, wenn Ihnen ein Offizier sagte: „Sie sind ein Esel!" das ist: „Zu befehlen!" damit ist die Sache abgemacht. Dies ist aber, und besonders bei Euch jungen Herren die schwierigste Aufgabe; das kann nie schweigen oder doch wenigstens eine höfliche, bescheidene Antwort ertheilen, sondern meistens sind sie etwas lose im Maul, und das schlägt gewöhnlich übel für sie aus, ich könnte Ihnen viele Beispiele erzählen. Da hatten wir vor nicht langer Zeit einen Freiwilligen, der hieß Laufer; er hatte was gelernt und hätte es vielleicht zum

Offizier bringen können, denn es war ein gewichster Kerl, der einem was weiß machen konnte; doch trieb er gar zu viel Unsinn. Er trat in denselben Verhältnissen bei uns ein wie Sie, als Offizierpflanze, wollte Leutnant werden. Der hatte nun sein erstes Kommisbrod noch nicht aufgegessen und steht eines Morgens hinter der Front, um dem Exerciren der Batterie zuzuschauen. Was geschieht? Unser Herr Adjutant kommt zufällig daher, sieht meinen Musjeu stehen und fährt ihn ein bischen barsch an; er hatte das grobe Sprechen so in der Gewohnheit, meinte es aber so böse nicht; es sollte ihm nur ein Ansehen geben. Das thun viele Offiziere, deren Herz wirklich zu weich wäre, eine Fliege umzubringen. Also der Adjutant fragte: „Wer ist Er?“ — Anstatt nun zu sagen: „Herr Leutnant, wenn der Herr Leutnant befehlen, bin ich der Kanonier Laufer von der sechspfündigen reitenden Batterie und stehe hier auf Befehl des Herrn Hauptmanns und sehe dem Exerciren zu,“ plagt ihn der Teufel und er antwortet: „Herr Leutnant, Er ist ein persönliches Fürwort.“ Der meint, der Laufer habe ihn nicht verstanden und fragt nochmals; da fängt das Bürschchen gar an, französisch zu sprechen: „Herr Leutnant, Er ist ein pronomen personalis.“ Da hätten Sie den Spektakel hören sollen, der Adjutant schreit von Arrest, Standrecht, Festung, und der Freiwillige, weiß Gott, lacht noch dazu. Wir alle hören das, der Hauptmann läßt halten, rühren, und schon ist auch mein Adjutant da und zeigt den Laufer an. Der wird vor die Kompagnie gerufen und, denken Sie, erklärt mit unglaublicher Frechheit, es sei ihm gar nicht in den Sinn gekommen, den Herrn Leutnant zu beleidigen! Wie impertinent schon das Wort beleidigen, als wenn ein ordinärer Rekrut einen Herrn Leutnant beleidigen könnte! Er habe geglaubt, man wolle ihn in der deutschen Sprache examiniren. Der Hauptmann, der gerade bei Laune war, wandte sich um und lachte; der Adjutant lief erbost fort und meldete die Sache dem Major. Der Laufer kam gut weg, man hat wenigstens nichts mehr davon gehört, aber geschadet hat es ihm doch. Bald nachher ward er versetzt, und der Adjutant hat schon dafür gesorgt, daß er zu keinem Examen kam, darum — „Stillgestanden!“

So auf einmal? Trotz der eben gehörten Regeln über die Unbeweglichkeit konnte ich doch nicht umhin, ein wenig seitwärts zu schielen. Warum fing Dose so plötzlich wieder an zu exerciren? Aha, da oben lehnte ein geblümter Schlafrock im Fenster und in demselben stak der Herr Wachtmeister, der aus einer langen Pfeife rauchend meinen Uebungen zusah. Nun strengte ich mich doppelt an, hing in einem Winkel von wenigstens sechszig Graden vorn über, hob den Kopf so hoch, daß ich bequem den Hahn auf dem Thurme

der naheliegenden Garnisonkirche sehen konnte; ich stand wirklich meisterhaft und machte einige Mal rechts, links um, wobei ich niedertrat, daß mich der Absatz schmerzte. Aber der Wachtmeister an seinem Fenster winkte huldreich und lachte wohlgefällig; da wagte es der Unteroffizier, in die Höhe zu sehen und dem wichtigen Manne im Schlafrocke zu versichern, ich mache meine Sachen schon ziemlich gut, worauf jener sofort befahl, für heute den Unterricht abzubrechen. Wir fielen nun aus dem ernsten, steifen Tone des Dienstes in einen leichten, bequemen und verfügten uns zu Madame Linksen, deren Restauration mir der Unteroffizier nicht genug rühmen konnte.

II.

Die historische Prosa.

Die historische Prosa hat die Aufgabe und den Zweck, den Kreis der Erscheinungen und Begebenheiten, die außerhalb des Menschen liegen, zur Darstellung zu bringen. Sie zerfällt darum in zwei Haupttheile und umfaßt sowohl die Gegenwart, als auch die Vergangenheit; so weit diese Kreise reichen, so weit muß auch der Kreis der geschichtlichen Prosa sein; die Zukunft liegt außerhalb ihres Bereichs. Das Haupterforderniß dieser Darstellungsweise ist bezüglich ihres Inhalts Wahrheit, die vollständige Uebereinstimmung der aufgestellten Erscheinungen im Raume und der erzählten Thatsachen der Zeit mit der Wirklichkeit und die genaue Angabe ihres Zusammenhanges nach Ursache und Wirkung. Kein anderer Stoff ist so, wie dieser, der höchsten Versinnlichung fähig, einmal, weil er unmittelbar aus dem Kreise der äußern Anschauung stammt, zum andern, weil auch die der Vergangenheit angehörenden Thatsachen einmal doch als äußere Erscheinungen erlebt worden sind. Aus diesem Umstande ergiebt sich für die Form der Darstellung die weitere Forderung der Klarheit, Uebersichtlichkeit und Lebendigkeit, damit sich das Ganze zu einem lebensvollen Bilde gestalte.

Nach den Kreisen, die der historische Stoff umfaßt, wird die geschichtliche Prosa eingetheilt in Beschreibung und Erzählung.

Die Beschreibung hält sich zunächst an die Gegenwart und stellt die Gegenstände, Erscheinungen und Veränderungen innerhalb des Raumes dar; die Erzählung dagegen umschließt den Kreis der Vergangenheit und schildert die derselben angehörenden Per-

sonen und Begebenheiten. Die beschreibende historische Prosa zerfällt wieder in zwei Theile, die Naturbeschreibung im allgemeinen und die Erdbeschreibung — Geographie — im besonderen; die erzählende historische Prosa dagegen wird eingetheilt in Biographie — Geschichte einzelner Personen, — Specialgeschichte — Geschichte einzelner Völker, — und Universalgeschichte — Geschichte der ganzen Menschheit. —

1. Die beschreibende historische Prosa.

Die beschreibende historische Prosa umfaßt, wie schon angegeben, die Naturbeschreibung überhaupt und die Erdbeschreibung im besonderen. Die erstere lehrt uns die Körper in der Natur kennen, unterscheiden, eintheilen, zerlegen und zusammensetzen, macht uns mit den Naturerscheinungen bekannt und erforscht die zu Grunde liegenden Kräfte und Gesetze; die letztere dagegen beschäftigt sich mit der Erde im besonderen, faßt ihr Verhältniß zu den übrigen Himmelskörpern in's Auge, untersucht die physische Beschaffenheit der Erde und giebt endlich Auskunft über die Völker, die sie bewohnen und die Staaten, die sich auf ihr gebildet haben. Dieser letztere Theil, die politische Geographie, zerfällt demnach wieder in Völkerkunde — Ethnographie, — und Staatenkunde — Statistik. —

Erdbeben.

Erdbeben, Erderschütterungen zeichnen sich aus durch schnell auf einander folgende senkrechte oder horizontale oder rotatorische Schwingungen. Bei der nicht unbeträchtlichen Zahl derselben, die ich in beiden Welttheilen, auf dem festen Lande und zur See erlebt, haben die zwei ersten Arten der Bewegung mir sehr oft gleichzeitig geschienen. Die minenartige Explosion, senkrechte Wirkung von unten nach oben, hat sich am auffallendsten bei dem Umsturze der Stadt Riombamba (1797) gezeigt, wo viele Leichname der Einwohner auf den mehrere hundert Fuß hohen Hügel la Cullca, jenseit des Flüßchens von Lican, geschleudert wurden. Die Fortpflanzung geschieht meist in linearer Richtung wellenförmig, mit einer Geschwindigkeit von 5 bis 7 geographischen Meilen in der Minute, theils in Erschütterungskreisen oder großen Ellipsen, in denen wie aus einem Centrum die Schwingungen sich mit abnehmender Stärke gegen den Umfang fortpflanzen. Die kreisenden (rotatorischen) Erschütterungen sind die seltensten, aber am meisten gefahrbringend. Umwenden von Gemäuern ohne Umsturz, Krümmung von vorher parallelen Baum-

pflanzungen, Verdrehung von Aeckern, die mit verschiedenen Getreidearten bedeckt waren, sind bei dem großen Erdbeben von Riombamba in der Provinz Quito (4. Febr. 1797), wie bei dem von Calabrien (5. Febr. bis 28. März 1783) beobachtet worden. Mit dem letzten Phänomen des Verdrehens oder Verschiebens der Aecker und Culturstücke, von welchem gleichsam eines den Platz des andern angenommen, hängt eine translatorische Bewegung oder Durchdringung einzelner Erdschichten zusammen. Als ich den Plan der zerstörten Stadt Riombamba aufnahm, zeigte man mir die Stelle, wo das ganze Hausgeräth einer Wohnung unter den Ruinen einer andern gefunden worden war. Das lockere Erdreich hatte sich wie eine Flüssigkeit in Strömen bewegt, von denen man annehmen muß, daß sie erst niederwärts, dann horizontal und zuletzt wieder aufwärts gerichtet waren. Streitigkeiten über das Eigenthum solcher viele 100 Toisen weit fortgeführten Gegenstände sind vor der Audienzia (dem Gerichtshofe) geschlichtet worden.

Die Wirkung eines feuerspeienden Berges, so furchtbar malerisch auch das Bild ist, welches sie den Sinnen darbietet, ist doch nur immer auf einen sehr kleinen Raum eingeschränkt. Ganz anders ist es mit den Erdstößen, die dem Auge kaum bemerkbar, bisweilen gleichzeitig in 1000 Meilen Entfernung ihre Wellen fortpflanzen. Das große Erdbeben, welches am 1. Nov. 1755 Lissabon zerstörte, und dessen Wirkungen der große Weltweise Immanuel Kant so trefflich nachgespürt hat, wurde in den Alpen, an den schwedischen Küsten, in den antillischen Inseln (Antigua, Barbados und Martinique), in den großen Seen von Canada, wie in Thüringen und in dem nördlichen Flachlande von Deutschland in kleinen Binnenwässern der baltischen Ebenen, empfunden. Ferne Quellen wurden in ihrem Laufe unterbrochen, eine Erscheinung bei Erdstößen, auf die im Alterthume schon Demetrius, der Kallatiner, aufmerksam gemacht hatte. Die Teplitzer Thermen versiechten und kamen, alles überschwemmend, mit vielem Eisen-Ocher*) gefärbt, zurück. In Cadix erhob sich das Meer zu 60 Fuß Höhe, während in den kleinen Antillen die gewöhnlich nur 26 bis 28 Zoll hohe Fluth urplötzlich tintenschwarz 20 Fuß hoch stieg. Man hat berechnet, daß am 1. Nov. 1755 ein Erdraum gleichzeitig erbebte, welcher an Größe viermal die Oberfläche von Europa übertraf. Auch ist noch keine Aeußerung einer Kraft bekannt geworden (die mörderischen Erfindungen unsers

*) **Ocher** (Ocker, Oker) heißt in der Mineralogie jeder natürliche, mit Erde vermischte Metallkalk; im Handel versteht man darunter besonders den Eisen-, Kupfer- und Blei-Ocher; im allgemeinen ist der Ocher eine metallische Erde von gelber oder rother Farbe.

eigenen Geschlechts mit eingerechnet), durch welche in dem kurzen Zeitraume von wenigen Sekunden oder Minuten eine größere Zahl von Menschen (60,000 in Sicilien 1693; 30 bis 40,000 im Erdbeben von Riombamba 1797; vielleicht fünfmal so viel in Kleinasien und Syrien unter Tiber und Justin dem Aelteren um die Jahre 19 und 526) getödtet wurden.

Man hat Beispiele in der Andenkette von Südamerika, daß die Erde mehrere Tage hinter einander unterbrochen bebte; Erschütterungen aber, die Monate lang fast zu jeder Stunde gefühlt wurden, kenne ich nur, fern von allen Vulkanen, am östlichen Abfalle der Alpenkette des Mont Cenis bei Fenestrelles und Pignerol seit April 1808, in den vereinigten Staaten von Nordamerika zwischen Neu-Madrid und Little Praire (nördlich von Cincinnati) im December 1811, wie im ganzen Winter 1812, und im Paschalik von Aleppo in den Monaten August und September 1822. Da der Volksglaube sich nie zu allgemeinen Ansichten erheben kann und daher immer große Erscheinungen lokalen Erd- und Luft-Prozessen zuschreibt, so entsteht überall, wo die Erschütterungen lange dauern, die Besorgniß vor dem Ausbrechen eines neuen Vulkans. In einzelnen selten en Fällen hat sich diese Besorgniß allerdings begründet gezeigt; so bei plötzlicher Erhebung vulkanischer Eilande, so in der Entstehung des Vulkans von Jorullo (eines neuen Berges von 1580 Fuß Höhe über der alten benachbarten Ebene) am 29. Sept. 1759, nach 90 Tagen Erdbebens und unterirdischen Donners.

Wenn man Nachricht von dem täglichen Zustande der gesammten Erdoberfläche haben könnte, so würde man sich sehr wahrscheinlich davon überzeugen, daß fast immerdar an irgend einem Punkte diese Oberfläche erbebt, daß sie ununterbrochen der Reaktion des Innern gegen das Aeußere unterworfen ist. Diese Frequenz und Allverbreitung einer Erscheinung, die wahrscheinlich durch die erhöhte Temperatur der tiefsten geschmolzenen Schichten begründet wird, erklärt ihre Unabhängigkeit von der Natur der Gebirgsarten, in denen sie sich äußert. Selbst in den lockersten Alluvialschichten von Holland, um Middelburg und Vliessingen, sind (23. Febr. 1828) Erdstöße empfunden worden. Granit und Glimmerschiefer wurden wie Flötzkalk, und Sandstein wie Trachit und Mandelstein erschüttert. Es ist nicht die chemische Natur der Bestandtheile, sondern die mechanische Struktur der Gebirgsarten, welche die Fortpflanzung der Bewegung (die Erschütterungswelle) modifizirt. Da letztere längs einer Küste oder an dem Fuße und in der Richtung einer Gebirgskette regelmäßig fortläuft, bemerkt man bisweilen, und dies seit Jahrhunderten, eine Unterbrechung an gewissen Punkten.

Die Erschütterung schreitet in der Tiefe fort, wird aber an jenen Punkten an der Oberfläche nie gefühlt. Die Peruaner sagen von diesen unbewegten oberen Schichten, „daß sie eine Brücke bilden.“

Der innere Zusammenhang aller Erscheinungen des Erdbebens ist noch in Dunkel gehüllt. Elastische Flüssigkeiten sind es gewiß, die sowohl das leichte, ganz unschädliche, mehrere Tage dauernde Zittern der Erdrinde, als die sich durch Getöse verkündigenden furchtbaren Explosionen verursachen. Der Herd des Uebels, der Sitz der bewegenden Kraft liegt tief unter der Erdrinde; wie tief, wissen wir ebensowenig, als welches die chemische Natur so hochgespannter Dämpfe sei. An zwei Kraterwänden gelagert, am Vesuve und auf dem thurmartigen Felsen, welcher den ungeheuren Schlund des Pichincha bei Quito überragt, habe ich periodisch und sehr regelmäßige Erdstöße empfunden, jedesmal 20—30 Secunden früher, als brennende Schlacken oder Dämpfe ausgestoßen wurden. Die Erschütterung war um so stärker, als die Explosionen später eintraten und die Dämpfe länger angehäuft blieben. In dieser einfachen, von so vielen Reisenden bestätigten Erfahrung liegt die allgemeine Lösung der Erscheinung. Die thätigen Vulkane sind als Schutz- und Sicherheitsventile für die nächste Umgegend zu betrachten. Die Gefahr des Erdbebens wächst, wenn die Oeffnungen der Vulkane verstopft, ohne freien Verkehr mit der Atmosphäre sind; doch lehrt der Umsturz von Lissabon, Caracas, Lima, Caschmir (1554), und so vieler Städte von Calabrien, Syrien und Kleinasien, daß im Ganzen doch nicht in der Nähe noch brennender Vulkane die Kraft der Erdstöße am größten ist.

Ehe wir diese großen Erscheinungen verlassen, müssen wir noch die Ursache des unaussprechlich tiefen und ganz eigenthümlichen Eindrucks berühren, welchen das erste Erdbeben, das wir empfinden, sei es auch von keinem unterirdischen Getöse begleitet, in uns zurückläßt. Ein solcher Eindruck, glaube ich, ist nicht Folge der Erinnerung an die Schreckensbilder der Zerstörung, welche unserer Einbildungskraft aus Erzählungen historischer Vergangenheit vorschweben. Was uns so wundersam ergreift, ist die Enttäuschung von dem angebornen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren, der festen Erdschichten. Von früher Kindheit sind wir an den Kontrast zwischen dem beweglichen Elemente des Wassers und der Unbeweglichkeit des Bodens gewöhnt, auf dem wir stehen; alle Zeugnisse unserer Sinne haben diesen Glauben befestigt. Wenn nun urplötzlich der Boden erbebt, so tritt geheimnißvoll eine unbekannte Naturmacht als das Starre bewegend, als etwas Handelndes auf. Ein Augenblick vernichtet die Illusion des ganzen frühern Lebens.

Enttäuscht sind wir über die Ruhe der Natur; wir fühlen uns in den Bereich zerstörender, unbekannter Kräfte versetzt. Jeder Schall, die leiseste Regung der Lüfte spannt unsere Aufmerksamkeit; man traut gleichsam dem Boden nicht mehr, auf den man tritt. Das Ungewöhnliche der Erscheinung bringt dieselbe ängstliche Unruhe bei Thieren hervor; Schweine und Hunde sind besonders davon ergriffen; die Krokodile im Orinoko, sonst so stumm als unsere kleinen Eidechsen, verlassen den erschütterten Boden des Flusses und laufen brüllend dem Walde zu. — Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar. Von einem thätigen Ausbruchskrater, von einem auf unsere Wohnung gerichteten Lavastrome kann man sich entfernen; bei dem Erdbeben glaubt man sich überall, wohin auch die Flucht gerichtet sei, über dem Herde des Verderbens. Ein solcher Zustand des Gemüths, aus unserer innersten Natur hervorgerufen, ist aber nicht von langer Dauer. Folgt in einem Lande eine Reihe von schwachen Erdstößen auf einander, so verschwindet bei den Bewohnern fast jegliche Spur von Furcht. An den regenlosen Küsten von Peru kennt man weder Hagel, noch den rollenden Donner und die leuchtenden Explosionen im Luftkreise. Den Wolkendonner ersetzt dort das unterirdische Getöse, welches die Erdstöße begleitet. Vieljährige Gewohnheit und die sehr verbreitete Meinung, als seien gefahrbringende Erschütterungen nur zwei- oder dreimal in einem Jahrhunderte zu befürchten, machen, daß in Lima schwache Oscillationen des Bodens kaum mehr Aufmerksamkeit erregen, als ein Hagelwetter in der gemäßigten Zone.

A. v. Humboldt.

Die Alpenwirthschaft.

Ackerbau und Gewerbe kann jeder Wißbegierige überall lernen. Viehwirthschaft, wie sie in den Alpen getrieben wird, findet sich aber auf keinen niederen Gebirgen, also nirgends weiter in Deutschland.

In Gebirgsländern, die keinen Mangel an Wasser haben, giebt's in Schluchten und Thälern viel Wiesengrund; in den Alpen, wo nun der Reichthum an fließender Bewässerung groß ist, nur um so mehr. Aber auch auf den Bergen ist ein Gras- und Kräuterwuchs, der von der Natur zur Weide bestimmt ist. Denn das Gestein der Gebirge unterhalb der Schneegrenze, und wo kein nackter Fels aufstarrt, ist mit einer dünnen Erddecke überzogen, die keinen Anbau dulden würde, aber Feuchtigkeit von spät schmelzendem Schnee, von Dünsten und Wolken genug hat, um Gras und Kräuter zu treiben. Sie wachsen nun freilich nicht in so saftigen Blättern und zu solcher

Höhe, wie in fetten Wiesen und Marschländern; dagegen äußerst dicht, wie in einander gefilzt, und von kräftiger Würze.

Man denke sich die Höhe und Ausdehnung der Gebirge, und man begreift, wie auf den Alpen, wo keine Wälder Wurzelgrund fänden, oder auch in einer Höhe, wo der Baumwuchs schwindet, doch der Gras- und Kräuterplätze eine unberechenbare Menge vorhanden ist. In manchem engen Thale zwischen hohen Felsmassen ahnt der Wanderer nicht, daß droben zwischen auf- und absteigenden Höhen und Tiefen die herrlichsten Bergweiden sind. Das Ländchen Glarus am Glärnisch und an der Linth ist nur 11 Stunden lang und nur 9 Stunden breit, besteht nur aus 2 bebauten Thälern und nährt doch über 10,000 Kühe und 5000 Schafe. Für diese das niedere Gras zu mähen und in die Thäler zu schleppen, wie mühsam wäre das! Das Vieh muß es selbst abweiden. Alpenkraut in hoher Bergluft ist zudem so heilsam, daß keine Stallfütterung unten im Thale ihm gleich kommt.

Ganz natürlich hat daher seit undenklichen Zeiten der Bergbewohner den Brauch gehabt, zur Sommerzeit auf den Alpen zu wohnen und das Vieh weiden zu lassen. Zu diesem Behufe sind überall auf den Alpen Hütten errichtet, schlechtweg über einander gelegte Balken; das Dach ist mit großen Steinen gegen die Gewalt des Windes beschwert. Der Hirt oder Senn ist wenigstens darin geschützt, kann sein Vieh melken und die Milch handhaben oder mit anderen Worten seine Alpenwirthschaft treiben. Die Sennen sind großentheils arme Leute; ihre Nahrung ist Milch oder Rahm, Käsmilch oder Zieger, selten noch grobes Brod. Dabei sind sie kräftig und heiter; Bergluft erhält frisch. Selten besorgen sie eigene Herden und noch seltener auf eigener Alpe (oder Alme, wie man in Tyrol sagt). Gewöhnlich werden sie von Besitzern der Alpenplätze hinaufgeschickt, oder pachten eine Alpe und oft die Kühe dazu.

Erfreulich ist der Anblick einer Auffahrt auf die Alpen, d. h. der Auszug einer Herde, wenn sie zum Beginn des Sommers auf die Berge geht. Hirt und Herde sind voll Lust. Es ist, als wüßten es die Kühe, so jubelnd verlassen sie ihr Dorf und so munter steigen, ja klettern sie bergan, wenn auch der Weg mühsam ist. Dabei hat der ganze Zug gewisse Ordnung, und an Putz und Jubel fehlt es nicht. Im Appenzellerland am Säntis geschieht es so: Der Senn, mit sauberem Melkeimer auf der Achsel und mit Bändern geschmückt, eröffnet den Zug, den Hund zur Seite, einige weiße Ziegen voraus. Dem folgen drei Kühe, die schönsten der Herde, mit mächtig großen Glocken am Halse. Hinter ihnen kommt der Handbub, als Gehilfe des Senn, auch mit sauberem Melkeimer und führt

die ganze Kuhherde, deren Reihe der Stier (Munni) mit einbeinigem Melkstuhle auf den Hörnern beschließt. Alles Vieh trägt Glocken, oft in harmonischem Geläute. Damit nichts von der Herde sich verläuft, kommt ein Knecht hinten nach, und erst tags darauf wird aus der Ortschaft das nöthige Geräth, als hölzerne Milchkannen oder Zuber, der kupferne Käsekessel und dergleichen auf einem Saumrosse zur Sennhütte geschickt. Butter wird droben wenig gemacht, Käserei ist das Hauptgeschäft und wird im großen getrieben, wodurch es sehr einträglich wird. Die kleinsten Schweizerkäse wiegen an 40, die größten an 100 Pfund, und Tag für Tag wird in jeder Sennhütte ein solcher Käse gefertigt, wozu man sämmtliche am Morgen und Abend vorher gemolkene Milch nimmt.

Man verfährt so: Der große, an einem Krahne hängende Kessel wird über's Feuer gerückt. Die laulich gewordene Milch bringt man durch ein Stück Laab (gedörrter oder gegohrener Kalbsmagen) zum Gerinnen und rührt so lange, bis die Zersetzung der Milch fertig ist. Dann wird mit einem großen Leintuche der Käseteig herausgehoben und in die platte runde Form gethan, worin er bis zum folgenden Tage liegen bleibt, um dann im Käsespeicher zur völligen Austrocknung aufgestapelt zu werden. Aus dem übrig bleibenden Käsewasser (Molken) scheidet man nochmals eine magere Käsemasse, Zieger genannt, die der Senn zur Nahrung gebraucht. An einigen Orten versteht man solchen Zieger durch Einmischung gedörrten und gepulverten Alpenklees gar schmackhaft und wohlriechend zu machen, besonders im Glarner Land, dessen grüner Kräuterkäse (Schabzieger) im Auslande sehr beliebt ist. Die ganze Verfahrungsart ist interessant anzusehen, aber vielleicht noch mehr die ganze Lebensweise von Menschen und Vieh auf einer Alp. Jede Kuh kennt ihre Glocke und ihre Namen, und Kühe und Ziegen verstehen den Ruf ihres Senn. Man nennt die wenigen zusammen auf- und absteigenden Töne, die der Senn zu singen pflegt oder auf einer Schalmei bläst, den Kuhreigen. Er klingt im Gebirge gar lieblich, und die Seele des Bergbewohners hängt so daran, daß er in fernen Ländern leicht das Heimweh bekommt, wenn er ihn blasen hört. Selbst Kühe, die einmal auf der Alp gewesen sind, kann man zuweilen dadurch wild machen.

Die Alpzeit dauert nur 12 bis 18 Wochen jeden Sommer, und zwar am längsten auf den niederen Staffeln des Gebirges, am kürzesten auf den höheren, wo der Schnee früher fällt und später schmilzt. Im ganzen ähnelt sich die Alpenwirthschaft in den verschiedensten Theilen der Alpenländer, jedoch wird sie in der Schweiz, in Tyrol und Salzburg am besten betrieben. Der Bewohner der

savoyischen und piemontesischen Alpen ist in allen Stücken nachlässiger und träger und benutzt also auch seine Alpen nicht so, wie der emsige Schweizer. In den östlichen Alpen, wo die Gebirge niedriger sind, hört auch eigentliche Alpenwirthschaft auf; der Steirer und Oesterreicher macht mehr Butter als Käse.

Th. Schacht.

Italien und Deutschland.

Sieh, welch ein unendliches Bild voll Schönheit und Reiz breitet sich hier, an der Schwelle Italiens, noch vor meinem Blicke aus! Der Frühling mit seinen tausend Freuden, mit allen seinen Blüthen und Blumen und Jubelchören hält seinen Einzug. Der Gesang der Lerchen und das Geschrei der Schwalben geleitet mich bis zu jenen kahlen Bergen, wo ein anderes Land liegt, aber kein italienisches. Die Natur webt ja so emsig an ihrem Feierkleide, mit dem sie bald geputzt und heiter wie eine junge Braut dastehen wird. Der Kirschbaum streckt seine weißen Blüthenarme aus und der Pfirsichbaum seine rothen; hinter dem duftenden Schlehdorne flöten Nachtigall und Amsel ein Doppelkonzert, und gelbe Schmetterlinge flattern über die Butterblumen der Wiese. Auf den Feldern bindet der Landmann die Rebe an den grünen Maulbeerbaum und singt ein frohes Lied. Alle Hügel umher grünen und blühen und sind in Weinlaub gekleidet. Die weißen Landhäuser stehen hinter einem grünen Gitterwerke von blühenden Obstbäumen; und die schlanke Cypresse und die nordische Tanne und der üppige Feigenbaum und die deutsche Eiche stehen bunt unter einander.

Aber lebe wohl, du Land des Südens, mit deinem heiteren, tiefblauen Himmel, mit deinen reichen, fruchtbaren Ebenen, mit deinen Gesängen und Tänzen, mit allen deinen Freuden und Genüssen, die du dem Fremdlinge gastfreundlich gewährtest! Ich kehre zurück in mein nördliches Vaterland, das mir auch dann theuer war, als ich in deinen lachenden Fluren weilte. Wenn ich wieder in den dunklen Tannenwäldern und in den schattigen Thälern meiner Heimath wandeln werde, will ich oft zurückdenken an deine heiteren Gefilde und an den leichtgekleideten Italiener, der singend durch die Felder geht. Dann werden mir Isolabella's Lorbeerhaine und die Kastanienwälder am Comersee noch schöner und freundlicher und grüner in die dunklen, kühlen Schatten hereinlächeln, und ich werde sagen: „Ihr bleibt mir unvergeßlich!“

Aber dachte ich denn nicht auch auf Isola bella und am Comersee meiner heimischen Tannenwälder und der hellen Buchenhaine? Floh, als ich auf der zehnten Terrasse stand, mein Blick nicht über

den hohen Berg von Laveno hinüber? Und ich sagte: „Dorthin liegt das Land, das mich geboren; o, wie sehne ich mich nach ihm!“ —

Heute Morgen um vier Uhr verließen wir Laibach. Nun sind wir, gottlob! endlich einmal aus den Wildnissen und Wüsteneien des Karstgebirges heraus, und eine schönere Landschaft breitet sich vor uns aus; und die Gebirge, die im Morgenglanze vor uns schimmern, sind von einer andern Art, als die hinter uns; es sind die Waldberge Kärnthens und in der Ferne die tyrolischen Hochgebirge.

Jetzt fühlen wir's, daß wir uns unsrem lieben deutschen Vaterlande nähern. Die ganze Gegend gewinnt nach und nach ein schönes kräftiges Aussehen, voll starken Ernstes und männlicher Fruchtbarkeit. Schon stehen hohe Berge an unserer Seite, bis an ihren Scheitel mit dunklen Nadelwäldern bewachsen; und Waldbäche schießen eilig zwischen ihnen hervor, und ihre kalten, dunklen Fluthen suchen die nahen Ströme auf. Die deutsche Eiche steht einzeln und in Gruppen an der Straße umher, und Häher und Waldtauben nisten in ihren uralten Aesten. Fruchtbare Obstbäume stehen wieder um die uneingezäunten Felder, deren grüne Saatenwogen bis hart an die Straße herzuschlagen; und durch die bunten, blumenbedeckten Wiesen, auf denen das wiederkäuende Vieh herumwandelt, führt die Straße wie durch ein blühendes Gartenland.

Wie anders ist doch die Gegend hier und wie abstechend von der jenseit jener grauen Gebirge, die hinter unserem Wagen, kahl und verwittert, heraufragen und auf deren Scheiteln Nebel und Wolken, gleich Ossian's Geistern, reiten! Ja, wie verschieden ist diese Landschaft von jener hinter dem Isonzo und auf der weiten Ebene der Lombardei! Dort ist die Erde nur reich und fruchtbar; hier ist sie alles dieses und noch ernst und lachend zugleich. Zwar webt sich hier nicht ein Rebengewinde von Baum zu Baum; aber dafür klettert der Weinstock an der niedrigen Hütte des Landmanns hinauf und seine frischen Zweige schauen neugierig zum engen Fenster hinein. Zwar duften hier keine blaßgelben Oliven und blüthenrothen Pfirsiche, nicht starren hohe Pappeln und dunkle Cypressen in die Luft hinauf, wie in den südlichen Gegenden, aber dafür streut der breite Apfelbaum seine Blüthen weit umher und bietet ein schützendes Dach und labende Früchte zugleich dar. Die alten Linden und Eichen wölben ihre verschränkten Aeste in einander, und der müde Wanderer eilt ihrem gastlichen Dache freudig entgegen, während er in jenem heißen Lande Tage lang wandert, ohne einen andern Baum zu finden, als einen verstümmelten Kirschbaum, oder eine dünne Pappel, oder einen dreiastigen Maulbeerbaum.

Aber nicht nur der Anblick des Landes erfreut den Reisenden in diesen Gegenden, sondern auch der des Menschen, der sie bewohnt. Wie wohl thut es unseren an die unsäglichen Gruppen des Elends und der Armuth, die sich überall in Italien und im Friaul und zwischen dem häßlichen Karstgebirge zeigen, gewöhnten Augen, endlich wieder einmal einen wohlgekleideten Landmann mit vergnügter Miene zu sehen, auf dessen Gesichte sich biedere Rechtlichkeit und ungeheuchelte Zufriedenheit malen! Es ist heute Feiertag, und der Kaiser kommt auf dieser Straße hergefahren. Auf allen Kreuzwegen und in allen Dörfern stehen die Landleute versammelt in ihren Sonntagskleidern, und unter allen sieht man keinen, der einen zerlumpten Rock anhätte und dem der Hunger aus dem blassen Gesichte und das Elend aus den zerrissenen Kleidern herausschaute.

Nicht der fette, fruchtbare Boden eines Landes und die schöpferische Natur, die dem eingestreuten Samen hundertfältige Früchte tragen heißt; auch nicht die Geschenke des heißeren Himmels machen irgend ein Land reich und glücklich, sondern im Geiste des Bewohners muß die Quelle des Reichthums sprudeln. Diese Wahrheit drängt sich immer mehr dem Beobachtenden auf, je mehr er sich dem Süden nähert oder sich von ihm entfernt. Keine Provinz von Deutschland kann sich an Fruchtbarkeit mit der Lombardei, diesem Getreideboden des europäischen Südens, messen; und doch ist nirgends in Deutschland der Landmann so arm und elend als dort.

In diesen Gegenden (Tyrols) drängt sich mir ewig die Vergleichung jenes Theiles von Italien, den wir durchreisten, mit diesem Lande auf. Um wie viel schöner und erhabener ist die Natur zwischen diesen Bergen, und um wie viel besser der Mensch! Mit jedem Schritte, den die Pferde vorwärts machen, laufen neue Gegenstände vor dem Wagen vorüber; jede Viertelmeile bringt uns in eine andere Landschaft, und wenn man abends in der Nachtstation eintrifft und zum Fenster hinaussieht, ist man in einem fremden, nie gesehenen und dem vorigen ganz unähnlichen Lande, daß man's kaum begreift, wie so wenige Meilen einen so weit bringen konnten, während man dort von Pavia bis zum adriatischen Meere ohne Wechsel der Umgebung fährt und nur die veränderten Alpengruppen am nördlichen Horizonte die Meilenzeiger sind, an denen man's erkennt, daß man weiter gekommen ist. Und wie mir die Menschen so verschieden vorkommen von jenen: so rechtlich, emsig, haushälterisch und treugesinnt! Ist es der vaterländische Geist, der mich aus diesen Gesichtern so sehr anspricht; oder ist es die offene Biederkeit und der arglose Sinn, die mich ihnen so verbrüdern? Ich weiß es nicht; aber das fühle ich deutlich, daß ich hier mit dem gemeinen Landmanne, der

mir auf der Straße begegnet, Brüderschaft trinken könnte, während ich dort ohne Vorurtheil aus dem gemeinen Manne immer den Banditen herausblicken sah. Selten bettelt mich hier jemand an, und wenn's geschieht, so ist es ein Mensch, dem man willig giebt, weil sein hölzernes Bein oder seine grauen Haare Zeugniß genug davon geben, daß ihm, vom Schicksale verwaiset, keine Ansprüche mehr geblieben sind, als die schmerzlichen: auf die Gabe fremden Mitleides.

Joseph Kreil.

Das Samenkorn.

Jedes Samenkorn, es sei auch noch so klein, ist merkwürdig durch seine Beschaffenheit. Es besteht aus einem weißen, mehlartigen Kerne und aus einer Schale, die den Kern überzieht, um ihn zu schützen. Außer der groben, äußern, härtern Schale, die den zarten Kern vor allen Verletzungen behüten muß, liegt zwischen ihr und dem Kerne noch eine feine, dünne Haut, damit die feste Schale den Kern nicht drücken möge. So hüllt eine liebende Mutter ihr zartes Kind in mehrere Tücher ein, um es zu schonen, und legt die feinsten Tücher gern zunächst um des Kindes Glieder. Welche Fürsorge des Schöpfers für das Allerkleinste in seiner Natur! Wie manche Eltern haben für ihre eigenen Kinder und deren Gesundheit nicht so viel Sorgfalt, als Gott für das Leben des kleinsten, oft kaum dem Auge sichtbaren Samenkorns der gemeinsten Pflanze. Aber auch das Innere des Samenkörnleins ist merkwürdig. Man entdeckt darin einen kleinen Punkt, der erhaben ist. Man nennt ihn das Herzchen; es ist der Keim der künftigen Pflanze, der erste Anfang zum Kornhalme oder zum Eichbaume. Selbst also auch die mehligen Theile sind nur eine neue Hülle; sie dienen dem jungen Keime als erste Nahrung, so lange er, nicht hervorgetrieben, noch keine Wurzeln und Blätter gebildet hat, um Nahrung aus Luft und Erde einzusaugen. Sie sind dem jungen Pflanzenkinde gleichsam die erste Muttermilch, durch welche es erhalten wird, bis es fähig ist, stärkere Kost zu genießen. — Wenn nun im Frühjahre die Strahlen der Sonne den aufgethauten Erdboden durchwärmen, regt sich der wohlverwahrte Keim und schwillt von der Nahrung, daß die ihn umgebende Schale zerplatzt und er hervordringen kann. Die Kraft, welche dieser schwache Keim hat, ist erstaunenswürdig, indem er den Kern anschwellt. Wenn man ein Gewicht von hundertundfünfzig Pfund auf Erbsen legt, die man durch Anfeuchtung zum Keimen lockt, so wird das Gewicht durch das Schwellen der Erbsen bewegt, und der Keim dringt hervor! Woher diese außerordentliche Stärke? Wie kann solche Kraft in einem so zarten Keime wohnen, den der Finger eines Kindes zer-

stört? — Der scharfsinnigste Künstler auf Erden und der gewaltigste der Fürsten, dessen Winken Millionen gehorchen, können sie ein einziges Samenkorn machen?

Zschokke.

Aus der „Harzreise" von H. Heine.

Schluß der Harzreise.

Die „Harzreise" ist und bleibt Fragment und die bunten Fäden, die so hübsch hineingesponnen sind, um sich im Ganzen harmonisch zu verschlingen, werden plötzlich, wie von der Schere der unerbittlichen Parze, abgeschnitten. Vielleicht verwebe ich sie weiter in künftigen Liedern, und was jetzt kärglich verschwiegen ist, wird alsdann vollauf gesagt. Am Ende kommt es auch auf eins heraus, wann und wo man etwas ausgesprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausspricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn sie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch solche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schroffe ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden. Dieses würde vielleicht schon bei den ersten Blättern der Harzreise der Fall sein, und sie könnten wohl einen minder sauern Eindruck hervorbringen, wenn man anderweitig erführe, daß der Unmuth, den ich gegen Göttingen im allgemeinen hege, obschon er noch größer ist, als ich ihn ausgesprochen, doch lange nicht so groß ist, wie die Verehrung, die ich für einige Individuen dort empfinde. Und warum sollte ich es verschweigen, ich meine hier ganz besonders jenen viel theueren Mann, der schon in früheren Zeiten sich so freundlich meiner annahm, mir schon damals eine innige Liebe für das Studium der Geschichte einflößte, mich späterhin in dem Eifer für dasselbe bestärkte und dadurch meinen Geist auf ruhigere Bahnen führte, meinem Lebensmuthe heilsamere Richtungen anwies und mir überhaupt jene historischen Tröstungen bereitete, ohne welche ich die qualvollen Erscheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde. Ich spreche von Georg Sartorius, dem großen Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge ein klarer Stern ist in unserer Zeit und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremden Leiden und Freuden, für die Besorgnisse des Bettlers und des Königs und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter.

Ich kann nicht umhin, hier ebenfalls anzudeuten, daß der Oberharz, jener Theil des Harzes, den ich bis zum Anfange des Ilsethales

beschrieben habe, bei weitem keinen so erfreulichen Anblick, wie der romantisch-malerische Unterharz gewährt und in seiner wildschroffen, tannendüstern Schönheit gar sehr mit demselben contrastirt, sowie ebenfalls die drei von der Ilse, von der Bode und von der Selke gebildeten Thäler des Unterharzes gar anmuthig unter einander contrastiren, wenn man den Charakter jedes Thales zu personificiren weiß. Es sind drei Frauengestalten, wovon man nicht so leicht zu entscheiden vermag, welche die schönste sei.

Von der lieben, süßen Ilse, und wie süß und lieblich sie mich empfangen, habe ich schon gesagt und gesungen. Die düstere Schöne, die Bode, empfing mich nicht so gnädig, und als ich sie im dunkeln Rübeland zuerst erblickte, schien sie gar mürrisch und verhüllte sich in einen silbergrauen Regenschleier, aber mit rascher Liebe warf sie ihn ab, als ich auf die Höhe der Roßtrappe gelangte; ihr Antlitz leuchtete mir entgegen in sonnigster Pracht, aus allen Zügen hauchte eine kolossale Zärtlichkeit, und aus der bezwungenen Felsenbrust drang es hervor wie Sehnsuchtsseufzer und schmelzende Laute der Wehmuth. Minder zärtlich, aber fröhlicher, zeigte sich mir die schöne Selke, die schöne liebenswürdige Dame, deren edle Einfalt und heitre Ruhe alle sentimentale Familiarität entfernt hält, die aber doch durch ein halbverstecktes Lächeln ihren neckenden Sinn verräth, und diesem möchte ich es wohl zuschreiben, daß mich im Selkethale gar mancherlei kleines Ungemach heimsuchte, daß ich, indem ich über das Wasser springen wollte, just in die Mitte hineinplumpte, daß nachher, als ich das nasse Fußzeug mit Pantoffeln vertauscht hatte, einer derselben mir abhanden oder vielmehr abfüßen kam, daß mir ein Windstoß die Mütze entführte, daß mir Walddornen die Beine zerfetzten und leider so weiter. Doch all dieses Ungemach verzeihe ich gern der schönen Dame, denn sie ist schön. Und jetzt steht sie vor meiner Einbildung mit all ihrem stillen Liebreize und scheint zu sagen: Wenn ich auch lache, so meine ich es doch gut mit Ihnen, und ich bitte Sie, besingen Sie mich. Die herrliche Bode tritt ebenfalls hervor in meiner Erinnerung und ihr dunkles Auge spricht: Du gleichst mir im Stolze und im Schmerze, und ich will, daß Du mich liebst. Auch die schöne Ilse kommt herangesprungen, zierlich und bezaubernd in Miene, Gestalt und Bewegung; sie gleicht ganz dem holden Wesen, das meine Träume beseligt, und ganz, wie Sie, schaut sie mich an, mit unwiderstehlicher Gleichgiltigkeit und doch zugleich so innig, so ewig, so durchsichtig wahr. — Nun, ich bin Paris, die drei Göttinnen stehen vor mir, und den Apfel gebe ich der schönen Ilse . . . . . .

Es ist heute der erste Mai, wie ein Meer des Lebens ergießt sich der Frühling über die Erde, der weiße Blüthenschaum bleibt

an den Bäumen hängen, ein weiter, warmer Nebelglanz verbreitet sich überall, in der Stadt blitzen freudig die Fensterscheiben der Häuser, an den Dächern bauen die Spatzen wieder ihre Nestchen, auf der Straße wandeln die Leute und wundern sich, daß die Luft so angreifend und ihnen selbst so wunderlich zu Muthe ist, die bunten Vierländerinnen bringen Veilchensträuße, die Waisenkinder mit ihren blauen Jäckchen und ihren lieben Gesichtchen ziehen über den Jungfernstieg und freuen sich, als sollten sie heute den Vater wiederfinden, der Bettler an der Brücke schaut so vergnügt, als hätte er das große Loos gewonnen, sogar den schwarzen noch ungehängten Makler, der dort mit seinem spitzbübischen Manufakturwaaren-Gesichte einherläuft, bescheint die Sonne mit ihren tolerantesten Strahlen, — ich will hinauswandern vor das Thor.

Es ist der erste Mai, und ich denke Deiner, Du schöne Ilse — oder soll ich Dich „Agnes“ nennen, weil Dir dieser Name am besten gefällt? — Ich denke Deiner, und ich möchte wieder zusehen, wie Du leuchtend den Berg hinabläufst. Am liebsten aber möchte ich unten im Thale stehen und Dich auffangen in meine Arme. — Es ist ein schöner Tag! Ueberall sehe ich die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung. Ueberall, wie holde Wunder, blühen hervor die Blumen und auch mein Herz will wieder blühen. Dieses Herz ist auch eine Blume, eine gar wunderliche. Es ist kein bescheidenes Veilchen, keine lachende Rose, keine reine Lilie oder sonstiges Blümchen, das mit artiger Lieblichkeit den Mädchensinn erfreut und sich hübsch vor den hübschen Busen stecken läßt und heute welkt und morgen wieder blüht. Dieses Herz gleicht mehr jener schweren, abenteuerlichen Blume aus den Wäldern Brasiliens, die der Sage nach alle hundert Jahre nur einmal blüht. Ich erinnere mich, daß ich als Knabe eine solche Blume gesehen. Wir hörten in der Nacht einen Schuß, wie von einer Pistole, und am folgenden Morgen erzählten mir die Nachbarskinder, daß es ihre „Aloe“ gewesen, die mit solchem Knalle plötzlich aufgeblüht sei. Sie führten mich in ihren Garten, und da sah ich zu meiner Verwunderung, daß das niedrige, harte Gewächs mit den närrisch-breiten, scharfgezackten Blättern, woran man sich leicht verletzen konnte, jetzt ganz in die Höhe geschossen war und oben, wie eine goldene Krone, die herrlichste Blüthe trug. Wir Kinder konnten nicht einmal so hoch hinaufsehen, und der alte, schmunzelnde Christian, der uns lieb hatte, baute eine hölzerne Treppe um die Blume herum, und da kletterten wir hinauf wie die Katzen und schauten neugierig in den offenen Blumenkelch, woraus die gelben Strahlenfäden und wildfremden Düfte mit unerhörter Pracht hervordrangen.

Ja, Agnes, oft und leicht kommt dieses Herz nicht zum Blühen;

soviel ich mich erinnere, hat es nur ein einziges Mal geblüht, und das mag schon lange her sein, gewiß schon 100 Jahre. Ich glaube, so herrlich auch damals seine Blüthe sich entfaltete, so mußte sie doch aus Mangel an Sonnenschein und Wärme elendiglich verkümmern, wenn sie nicht gar von einem dunkeln Wintersturme gewaltsam zerstört worden. Jetzt aber regt und drängt es sich wieder in meiner Brust, und hörst Du plötzlich den Schuß — Mädchen! erschrick nicht! ich hab' mich nicht todtgeschossen, sondern meine Liebe sprengt ihre Knospe und schießt empor in strahlenden Liedern, in ewigen Dithyramben, in freudigster Sangesfülle . . . .

Ist Dir aber diese hohe Liebe zu hoch, Mädchen, so mach' es Dir bequem und besteige die hölzerne Treppe und schaue von dieser hinab in mein blühendes Herz.

Es ist noch früh am Tage, die Sonne hat kaum die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, und mein Herz duftet schon so stark, daß es mir betäubend zu Kopfe steigt, daß ich nicht mehr weiß, wo die Ironie aufhört und der Himmel anfängt, daß ich die Luft mit meinen Seufzern bevölkere, und daß ich selbst wieder zerrinnen möchte in süße Atome, in die unerschaffene Gottheit. — Wie soll das erst gehen, wenn es Nacht wird und die Sterne am Himmel erscheinen, „die unglücksel'gen Sterne, die Dir sagen können — —"

Es ist der erste Mai, der lumpigste Ladenschwengel hat heute das Recht, sentimental zu werden, und dem Dichter wolltest Du es verwehren?

Aus dem

„Spaziergange nach Syrakus"

von Seume.

Abreise von Wien.

Ich darf rühmen, daß ich in Wien überall mit einer Bonhomie und Gefälligkeit behandelt worden bin, die man vielleicht in Residenzen nicht so gewöhnlich findet. Selbst die schnakische Visitation an der Barriere wurde, was die Art betrifft, mit Höflichkeit gemacht. Den einzigen böotischen, aber auch echt böotischen Auftritt hatte ich den letzten Tag auf der italienischen Kanzlei. Hierher wurde ich mit meinem Passe von der Polizei um einen neuen gewiesen. Im Vorzimmer war man artig genug und meldete mich, da ich Eile zeigte, sogleich dem Präsidenten, der eine Art von Minister ist, den ich weiter nicht kenne. Er hatte meinen Paß von Dresden schon vor sich in der Hand, als ich eintrat.

„Währ üß Aehr?" fragte er mich mit einem stier glotzenden

Molochsgesichte in dem dicksten Wiener Bratwurstdialekte. Ich ehre das Idiom jeder Provinz, so lange es das Organ der Humanität ist, und die braven Wiener mit ihrer Gutmüthigkeit haben mir nur selten das Gefühl rege gemacht, daß ihre Aussprache etwas besser sein sollte. Ich that ein kurzes Stoßgebetchen an die heilige Humanität, daß sie mir hier etwas Geduld gäbe und sagte meinen Namen, indem ich auf den Paß zeigte.

„Wu will Aehr hünn?"

„Steht im Passe: nach Italien."

„Italien üß gruhß."

„Vor der Hand nach Venedig und sodann weiter."

„Slähftr holtr fähr fuehl sulch lüederlichches Gesüendel härümmer."

Nun, Freund, was war hier zu thun? Dem Menschen zu antworten, wie er es verdiente? Er hätte leicht Mittel und Wege gefunden, mich wenigstens acht Tage aufzuhalten, wenn er mich nicht gar zurückgeschickt hätte, denn er war ja ein Stück von Minister. Ich suchte eine alte militärische Aufwallung mit Gewalt zu unterdrücken. „Der Graf Metternich in Dresden muß wohl wissen, was er thut und wem er seine Pässe giebt; er ist verantwortlich dafür!" sagte ich so bestimmt, als mir der Ton folgte. Der Mensch belugte mich von dem verschnittenen Haarschädel den polnischen Rock herab bis auf die Schariwari, die um ein paar herbe rindslederne Stiefeln geknöpft waren.

„Wu wüll Aehr weiter hünn?"

„Vorzüglich nach Sicilien."

Er glotzte von neuem, fragte: „Was wüll Aehr da machen?"

Hätte ich ihm nun die reine platte Wahrheit gesagt, daß ich blos spazieren gehen wollte, um mir das Zwerchfell auseinander zu wandeln, das ich mir über den Druck von Klopstock's Oden etwas zusammen gesessen hatte, so hätte der Mann höchst wahrscheinlich gar keinen Begriff davon gehabt und geglaubt, ich sei irgend einem Bedlam entlaufen.

„Ich will den Theokrit dort studiren," sagte ich.

Weiß der Himmel, was er denken mochte; er sah mich an und sah auf den Paß und sah mich wieder an und schrieb sodann etwas auf den Paß, welches, wie ich nachher sah, der Befehl zur Ausfertigung eines andern war.

„Abber Aehr dörf süchch nücht ünn Venedig uffhalten."

„Ich bin es nicht willens," antwortete ich mit dem ganzen Murrsinne der düstern Laune, „und bekomme hier auch nicht Lust dazu." Er beglotzte mich noch einmal, gab mir den Paß und ich ging.

Man hat mir den Namen des Mannes genannt und gesagt, daß dieses durchaus sein Charakter sei, und daß er bei dem Kaiser in gar großem Vertrauen und hoch in Gnaden stehe. Desto schlimmer für den Kaiser und ihn und für die Wiener und alle, die mit ihm zu thun haben. Sein Gesicht hatte das Gepräge seiner Seele, das konnte ich beim ersten Anblicke sehen, ohne jemals eine Stunde bei Gall gehört zu haben. Seinen Namen habe ich geflissentlich vergessen, erinnere mich aber noch so viel, daß er, nicht zur Ehre unserer Nation, ein Deutscher, obgleich Präsident der italienischen Kanzlei war. „Ist das der Vorschmack von Italien?“ dacht' ich, „das fängt erbaulich an.“

2. Die erzählende historische Prosa.

Während die beschreibende historische Prosa ihren Stoff der Gegenwart entlehnt, nimmt die erzählende historische Prosa denselben aus der Vergangenheit und führt uns die wichtigsten menschlichen Handlungen und Begebenheiten verflossener Zeiten mit Treue, Wahrheit und Lebendigkeit vor. Sie zerfällt, wie schon angedeutet, in Biographie, Specialgeschichte und allgemeine Weltgeschichte.

a. Die Biographie.

Die Biographie beschäftigt sich mit der Darstellung des ganzen Lebensganges eines einzelnen Menschen, führt uns diesen Gang in allen seinen einzelnen Theilen nach dem inneren nothwendigen Zusammenhange aller Thatsachen vor, damit eine klare Uebersicht über die Verhältnisse und ein richtiges Urtheil über die betreffende Person ermöglicht werde. Das Haupterforderniß dieser Darstellung ist Gerechtigkeit und Unparteilichkeit. Die Biographie darf weder ein bloßer Lebenslauf, eine trockene Aufzählung der äußeren Lebensverhältnisse einer Person, noch eine bloße Lobschrift, die nur die Lichtseiten hervorhebt ohne der Schattenseiten zu gedenken, noch endlich gar eine Schmähschrift sein, die sich die Aufgabe stellt, in übelwollender Absicht durch Entstellung der Wahrheit und geflissentliches Hervorheben der Fehler die dargestellte Person herabzuwürdigen. Nur durch die rechte Darstellung des inneren Zusammenhangs nach Ursache und Wirkung, durch die psychologische Darlegung der Umstände, durch welche die betreffende Person das ward, was sie war, wie viel sie sich und wie viel sie anderen verdankte, wie Talent und Mangel geistiger Kraft, Fehler

und gute Eigenschaften neben einander bestanden, wird die Biographie ihre wichtige Aufgabe befriedigend lösen.

Die Selbstbiographie unterliegt denselben Forderungen, wie die Biographie, nur hat sie vor der letzteren voraus, daß sie als Selbstbekenntnisse uns einen tieferen Einblick in das Wesen und den Charakter der betreffenden Person thun lassen. Der bessere Mensch soll sich selbst genauer kennen und sein eigenes Wesen tiefer erforschen, als dies anderen Menschen möglich ist. Dann müssen diese Selbstbekenntnisse aber auch frei sein von aller Eigenliebe, Verschönerung eigener Fehler, frei aber auch von aller absichtlichen Verschweigung gewisser Vorzüge, wozu eine falsche Bescheidenheit leicht verleiten könnte.

Die kürzeste Form der Biographie bildet der Lapidarstyl. Er besteht aus Inschriften, welche auf öffentlichen Denkmälern, Ehrensäulen, Grabmälern, Münzen ꝛc. das Andenken an gewisse Personen und Begebenheiten erhalten sollen und zeichnet sich durch Kraft, Kürze und Schärfe des Ausdrucks aus.

Johann Keppler.

Drei Tage nach dem Schlusse des Reichstages zu Regensburg, am 15. November 1630, wo der Kaiser und die katholischen Fürsten in Hofstaat, Sitten und Kleidern die größte Pracht und Verschwendung zur Schau trugen, dem Elende des Vaterlandes so recht zum Hohne, — starb zu Regensburg ein erhabener Weiser, eine Zierde des Vaterlandes für alle Zeiten, vor Kummer und Entkräftung, arm und unbeachtet. Das war Johann Keppler, geboren 1571 zu Magstatt in Schwaben, ein Astronom, dessen hoher Geist die verborgenen ewigen Gesetze erforschte, nach welchen sich die Himmelskörper bewegen. In einer Zeit, wo jede kühne Meinung eines Forschers, wenn sie von dem Buchstaben der Bibel abwich, als Ketzerei verdammt und verfolgt wurde, forschte Keppler muthig mit unvollkommenen, unzureichenden Instrumenten und vertheidigte standhaft die Lehre des Kopernikus, daß sich die Erde um die Sonne bewege und nicht die Sonne um die Erde, wie man es — auf den Grund einer mißverstandenen Bibelstelle hin — vom Volke geglaubt haben wollte. Wegen seiner Religion (Keppler war nämlich ein eifriger Anhänger der Augsburgischen Confession) verfolgt und aus seiner Heimath vertrieben, hatte er anfänglich bei den Jesuiten in Grätz Schutz gefunden, welche sein tiefes Wissen hochschätzten und war in der Folge zum Kaiser Rudolf II. nach Prag gekommen. Da mußte Keppler den übermüthigen Stolz eines andern Astronomen, des Tycho de Brahe, ertragen, welcher des Kaisers Günstling war, und erhielt nach

Brahe's Tode seine Stelle, aber nur kümmerlich seinen Lohn und unwürdige Beschäftigungen. Er, dessen ganze Seele für Erforschung der Wahrheit glühte und sich mit heiliger Wonne in ihren geheimnißvollen Tiefen erging, er mußte unter dem Kaiser Matthias, um nicht zu betteln oder zu verhungern (wie er selbst sagte), Kalender schreiben und sollte den Aberglauben befördern und wie ein gemeiner Betrüger aus dem Stande der Gestirne künftige Schicksale prophezeihen. Das vermochte ein Keppler nicht; vielmehr versuchte er gerade den astrologischen Aberglauben zu zerstören und den Menschen zu beweisen, daß ihr Schicksal nicht von Gestirnen abhänge, sondern von ihrer freien Willenskraft. So kämpfte Keppler treu gegen die Thorheit seiner Zeit, dieser wüsten, jammervollen Zeit; aber zugleich arbeitete er auch rüstig für die Nachwelt, entdeckte die Gesetze, nach welchen sich die Planeten bewegen, zerlegte den Sonnenstrahl in sieben Farben und erforschte die Bildung des menschlichen Auges. Als seine Glaubensgenossen, die Protestanten, sich weigerten, den vom Papste Gregor XIII. verbesserten sogenannten Gregorianischen Kalender anzunehmen, bot er furchtlos alles auf, um sie dazu zu bewegen. Sein ganzes Leben war ein steter Kampf, sowohl für die Wahrheit, als auch mit seinen jämmerlichen Verhältnissen; er, den seine Verdienste unsterblich gemacht haben, mußte darben, weil ihm seine Besoldung nicht ausgezahlt wurde. Aus Noth ging er als Lehrer an das Gymnasium nach Linz in Oesterreich, dort verketzerten ihn seine eigenen Glaubensgenossen. Durch die Niederträchtigkeit seiner Feinde wurde seine alte Mutter in Schwaben der Zauberei angeklagt und sollte als Hexe gefoltert werden. Da eilte der edle Weise als treuer Sohn zu ihr in die Heimath und rettete sie. Sein erhabenes Werk: „Von der Harmonie der Welt," welches er im Jahre 1618 vollendete, wurde in Rom verboten, und als in Linz die Glaubensverfolgung losbrach, hatte er auch dort keine Freistätte mehr. Nun kam er, stets ohne den Rückstand seiner Besoldung zu erhalten, zu Wallenstein nach Sagan; aber Wallenstein liebte nicht sowohl die erhabene Wissenschaft Keppler's, die Astronomie, als vielmehr den betrügerischen Aberglauben der Astrologie; darum schloß er sich an jenen welschen Sterndeuter Zeno an und ließ den deutschen Forscher Keppler — darben! Da kam der große Mann, arm und heimathlos, auf den Reichstag zu Regensburg und bat dort um Besoldung, um sein gutes Recht! — Man hörte ihn nicht an, man kümmerte sich nicht um ihn. Da starb Keppler als Märtyrer der Wissenschaft. Er hinterließ eine Wittwe mit vier unmündigen Kindern, deren sich niemand annahm. Was aber seine Zeitgenossen an ihm verschuldeten, das trug der Dank der Nachkommen an sein Ge-

dächtniß ab; jeder Deutsche spricht mit Ehrfurcht und Stolz den Namen Keppler's aus, während er erröthet, daß auch jener Ferdinand II. ein Deutscher war. Darum verzage nie ein Herz, das warm und treu für die Wahrheit schlägt, wenn es für diese Elend und Verfolgung erdulden muß; die göttliche Wahrheit selbst entschädigt es reichlich dafür, durch sie wirkt es auf Erden fort und genießt so einen Antheil von ihrer eigenen Unsterblichkeit.

Ed. Duller.

Andreas Hofer.

Wiederholt bestand Oesterreich seit dem Jahre 1792 gegen Frankreich den Kampf für seine Selbstständigkeit. Im Jahre 1805 aber, wo von neuem die gewaltigen Flammen des Krieges zwischen beiden Ländern emporgelodert, trat es Tyrol an Frankreich ab, und dies lieber, als jede andere Provinz, denn es kannte des Tyrolers Treue an das alte Kaiserhaus und erkaufte sich dafür den Frieden. Da es die Wichtigkeit dieser alten Hochwehr und Vormauer erkannt, hatte es dem Tyroler seine uralte Verfassung, seine Privilegien, überhaupt alles gelassen, und das liebt der Tyroler; darum war er dem Kaiser Franz in unsäglicher Treue ergeben. Napoleon aber und Baiern, dem Tyrol zugefallen war, machten Neuerungen und Aenderungen im Lande, tasteten die Kirche und ihre Priester an und machten größere Auflagen; die Tyroler, die das Altherkömmliche lieben, glaubten ihre Volksthümlichkeit, ihr Tyrolerthum bedroht. Das war der größte Grund von der Unzufriedenheit mit der neuen Herrschaft und der bewunderungswürdigen Anhänglichkeit an die alte. Viele wanderten aus, die meisten verschlossen still den Schmerz in ihrem Herzen und glaubten an die Zukunft, an einen Krieg, der das ändern müsse. Und wirklich schlug im Jahre 1809 die Kriegsflamme zwischen Oesterreich und Frankreich wieder empor. Die Tyroler glaubten nun, die Stunde der Befreiung und Rettung müsse für immer gekommen sein, und sie redeten viel unter einander und meinten, ihr altes Recht auf eigene Faust sich selbst wieder zu verdienen; daher gingen Abgeordnete nach Wien, um Oesterreich zum Beistande zu bewegen, und der Erzherzog Johann, der der Götze des Tyroler-Volkes war, willigte in den Aufstand und versprach Rettung und Beistand. Unter den Abgeordneten war auch der Gastwirth am Sand, Andreas Hofer, bei St. Bernhard im Passeyer am 22. November 1767 geboren, aus einem Geschlechte, das von gutem, altem Herkommen war und bei den Landleuten einen guten Klang hatte. Er war von hoher, herkulischer Gestalt und trug einen schönen schwarzen Bart, der bis an den Gürtel reichte; im ganzen Etschlande war er wegen seiner

anerkannten Rechtlichkeit und Liebe zum Althergebrachten ungemein beliebt, und sein Herz, das sonst ruhig fortschlug, stand in vollen Flammen, wenn das Recht und die Satzungen der Väter, religiöse Gegenstände oder die über alles theure, heimathliche Erde geschmälert oder gelästert wurden. In einer Seele voll schmuckloser Einfalt und frommer Treue trug er eine rege Vaterlandsliebe und einen hohen Nationalstolz; er haßte alle Feinde der Freiheit und seines Vaterlandes, und darum haßte er nicht bloß die Franzosen und die Baiern, sondern auch den Adel. Und dieser Andreas Hofer war unter den Verschwornen zur Rettung seines Vaterlandes, und er kehrte von Wien zurück mit gutem Muthe und sagte zu seinen Brüdern: „Wohlan, man wird uns helfen!" Der Verschworenen waren aber schon 600, und die ganze große Zahl hielt das Geheimniß mehrere Monate verschlossen in der Brust, sie hätten es Jahre gekonnt. Es war aber die Nacht auf den 9. April des Jahres 1809 gekommen, als unaufhörliche Freudensalven aus Mörsern, Böllern und Stutzen, Sturmglocken aus den Thälern und von den Höhen, und Wachtfeuer auf den höchsten Bergen, die weithin am Himmel leuchteten, die Morgenröthe der Erlösung verkündigten; in den Wellen des vaterländischen Inn sah man hier Mehl, dort Blut, dort wieder ein Bret mit einem rothen Fähnlein schwimmen, zum Zeichen, daß es Zeit sei, und Weiber und Kinder trugen Zettel umher: „S'ist Zeit!" Hofer war aber der Hauptmann des Passeyer Aufstandes, er war das Haupt der ganzen Verschwörung. Und als der Morgen des 10. April gekommen, brachen Hofer und seine Tyroler mit ihrem Ingrimme in der Brust hervor aus den Gründen von allen Seiten auf die ungewissen, überraschten, erstaunten, fremden Truppen; von allen Bergen rollten Felsstücke und Baumstämme; hinter den Klippen und aus den Klüften, Hecken und Hütten pfiffen die Kugeln. Die wenigen Feinde, welche dem Todesstreiche entkommen waren, flohen in hastiger Eile nach Innsbruck und der Felsenburg Kufstein; Innsbruck wurde aber erstürmt, Kufstein belagert, und binnen wenigen Tagen war das Land von der neuen Herrschaft gesäubert. Viele Tausende wurden gefangen und unermeßliches Heergeräth kam in die Hände der Sieger. Das hatte die Macht der Idee gethan, die Allgewalt eines gereizten Volkes, das sich mit eigner gesammter Hand sein Recht und seine Freiheit wieder verdienen wollte. — Oesterreich hatte dabei gar wenig gethan; Hofer allein hatte den ganzen Aufstand geleitet; ein Theil des achten Armeekorps war gemächlich nach Tyrol gekommen und hatte den Aufstand nur jämmerlich unterstützt, und als die blutige Schlacht bei Wagram geschlagen und verloren worden war, zogen sich die Oesterreicher in stürmischer Eile zurück

zur Rettung ihrer Hauptstadt. Tyrol war verlassen, hatte sich aber selbst noch nicht aufgegeben. Hofer fühlte den schneidendsten Schmerz über dieses Unglück und den tödtlichen Gram eines getäuschten Freundes der Freiheit, aber immer auch noch die Schläge eines feurigen Herzens. Als daher die ungezählten Massen der Franzosen, die glorreichen Sieger in der Schlacht bei Wagram, über Salzburg heranzogen, der Marschall Lefèvre nach Tyrol vordrang, und die Baiern schon wieder Innsbruck besetzt hielten, als die Freiheit wieder in Gefahr war, kamen Hofer und seine Tyroler mit den unsäglichsten Schmerzen, aber auch dem immer guten Muthe in den Herzen wieder herunter von ihren Bergen, griffen kräftiger zu den Waffen und erneuerten den Kampf mit größerer Kühnheit und Wuth; in ihre Schluchten und Berge lockten sie die Feinde, stürzten Felsblöcke auf sie herab, und es war, als fielen die Berge über sie her und bedeckten sie die Hügel. Hofer nahm von neuem Innsbruck und ward Oberkommandant von Tyrol. Das Land ward abermals rein von den Feinden. Darauf verschlossen Hofer und seine Tyroler alle Zugänge zum Thale, verheerten die Landstraßen, brachen die Brücken ab und stellten sich ringsum auf ihre Felsen und Berge. Oesterreich aber schloß den Wiener Frieden, worin Tyrol wieder Baiern zugesprochen wurde. Der Erzherzog Johann sprach zu ihnen: „Kaiser Franz wünscht, daß ihr Euch ruhig verhalten und Euch nicht zwecklos aufopfern möget!" Die Tyroler waren ruhig, fürchteten aber die Rache und Willkür der Feinde. Als sich daher diese in ungeheuern Massen abermals über das verlassene und wehrlose Land ergossen, rief Hofer in dieser Noth seine Tyroler an und setzte trotz aller Entmuthigung den Krieg fort. Drei Tage lang vertheidigte er einen Paß am Passeyer mit 600 Mann gegen 18,000 Feinde, zog sich von Schlucht zu Schlucht und von Felsen zu Felsen; es wurden seiner Getreuen aber immer weniger, und sie unterlagen der Uebermacht der Feinde. Das war das Unglück und der Ruhm der Tyroler im Jahre 1809. Hofer zog sich mit blutendem Herzen zurück auf die unwirthbaren Alpen in die Schneewelt einer einsamen Sennhütte, wo kaum eines Menschen Fuß hinkam, etwa vier starke Stunden ob seinem Wirthshause und weinte um sein unglückliches Vaterland. Nur sein Weib und seine Getreuesten kamen zu ihm und brachten ihm Speise; die Mehrzahl glaubte ihn in Wien oder in Ungarn, die Wenigsten in Tyrol selbst verborgen. Viele geheime Boten, selbst von der Kaiserburg in Wien, kamen zu seiner traurigen Wohnstätte, ihn zur Flucht zu ermuntern; doch er gehorchte nicht, und selbst, als man ihm sagte, sein Aufenthalt sei verrathen, er müsse weiter fliehen, meinte er: „Kein Tyroler wird mich verrathen!" Durch Versprechun-

gen aber und Todesangst dahin gebracht, verrieth der Tyroler Staffel den Aufenthalt Hofers und wurde selbst Wegweiser der Abtheilung französischer Truppen, die ihn gefangen nehmen sollte. Am frühen Morgen des 20. Januar, da die Sonne noch nicht am Himmel stand, und ringsum dunkle Nacht war, umstellten die französischen Bayonette die Sennhütte. Hofer, mit dem Gewehre in der Hand, öffnete selbst die Thüre und antwortete, gefragt, wer er sei, unerschrocken: „Ich bin Andreas Hofer, mein Schicksal ist in Euren Händen, schont mein Weib und meine Kinder!“ Er wurde in Ketten gelegt und — sein zwölfjähriger Sohn, sein Adjutant, ein Student aus Innsbruck, waren bei ihm — durch lange Reihen von Truppen hinab gen Botzen gebracht, da einige Tage festgehalten und darauf nach Mantua abgeführt und vor ein Kriegsgericht gestellt. Die Stimmen darin waren getheilt, die wenigsten verlangten seinen Tod, zwei selbst seine völlige Freilassung; ihn vertheidigte mit vielem Geschicke ein junger, talentvoller Advokat, Baseva. Da kam aus Mailand die telegraphische Nachricht, den Tod binnen vierundzwanzig Stunden an ihm zu vollziehen. Hofer hatte das Todesurtheil nicht erwartet, aber er hörte es an mit dem Muthe eines Mannes. Schlag 11 Uhr, den 20. Februar des Jahres 1810, ertönte der Generalmarsch; ein Grenadierbataillon rüstete sich; Hofer wurde abgeholt aus seinem Gefängnisse. Er schritt vor dem Molinathore vorbei zu seinem Tode; darin wurden die meisten Tyroler in Haft gehalten, die lagen aber alle auf den Knieen, beteten und weinten laut; andere, die in der Festung frei umhergingen, waren alle auf seinem Wege, nah oder fern, legten Trauer an und riefen um seinen letzten Segen; das ergriff alle Herzen. Auf einer breiten Bastion unweit des Cerese-Thores war die Todesstelle; man war dahin gekommen. Zwölf Grenadiere traten vor und Hofer in die Mitte; ein Tambour reichte ihm das weiße Tuch; er wies es aber zurück; man erinnerte ihn, sich auf die Kniee niederzulassen, aber er sagte: „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich ihm meinen Geist wiedergeben.“ — „Schießt gut!“ sprach er noch zum befehlenden Korporale, indem er ihm ein Geldstück zuwarf und rief darauf mit fester Stimme: „Feuer!“ Die ersten sechs Schüsse hatten ihn bloß schwer verwundet, er sank in die Kniee; noch sechs fielen, und er kämpfte noch immer mit dem Tode; da hielt ihm der kommandirende Korporal den Lauf hart an den Kopf und machte durch den dreizehnten Schuß seinem Leben ein Ende. Die Grenadiere aber begruben ihn wie einen Helden, bedeckten ihm das Haupt mit seinem Hute und trugen ihn auf einer schwarz ausgeschlagenen Bahre in die Kirche zu St. Michael. Hier wurde die Leiche ausgestellt, und Grenadiere thaten die Ehrenwache dabei.

Darauf wurde sie zur Erde bestattet. Der Ort seines Todes aber ist seinen Landsleuten heilig, und in jeglicher Hütte durch das ganze Land hängt sein Bildniß; er ist der Tell der Tyroler.

Ed. Burckhardt.

Aus der

„Lebensbeschreibung des Götz v. Berlichingen,"

von ihm selbst verfaßt.

Wie Götz seine Hand verliert.

Wie ich aber damalen geschossen sey worden, das hat diese Gestalt, ich thet als ein junger Gesell, der auch gern ein Mensch wäre gewest, und daucht mich auch, als ich jung war, man muß mich auch einen Menschen und guten Gesellen seyn lassen, und wie wir demnach am Sonntag vor Landshut abgehörter massen wieder scharmüzelten, da richten die von Nürnberg das Geschüz in Feind und Freund, und hielten die Feind also in einem Vortheil an einem Gräblin, daß ich gern mein Spieß mit einem zerbrochen hätte, und wie ich also halt, und sahe nach dem Vortheil, so haben die Nürnbergischen das Geschütz in uns gericht, in Feind und Freund, wie vorgemeldt und scheußt mir einer den Schwertknopf mit einer Feldschlangen entzwei, daß mir das halbe Theil in Arm gieng, und drey Arm-Schienen damit und lag der Schwertknopf in Arm-Schienen, daß man ihn nicht sehen kunt, also, daß mich noch wundert, daß es mich nicht vom Gaul herabgezogen hat, dieweilen die Arm-Schienen ganz blieben, dann allein die Ecken, wie sie sich gebogen hatten, gieng noch ein wenig herauß, aber der Schwertknopf lag, wie gemeldt, in Arm-Schienen drinnen, das andere Theil des Knopfs und die Stangen am Schwert-Hefft hett sich gebogen, war aber noch nit entzwey, daß ich gedenck, die Stang und das andere Theil vom Knopf hab mir zwischen dem Handschuh und dem Arm-Zeug die Hand herabgeschlagen, also, daß der Arm hinten und vornen zerschmettert war, und wie ich so das sehe, so hengt die Hand noch ein wenig an der Haut und leit der Spieß dem Gaul unter denen Füssen, so thet ich eben als wäre mir nichts darum, und wandt den Gaul allgemach um, und kam dennoch ungefangen von denen Feinden hinweg zu meinem Hauffen, und wie ich ein wenig von den Feinden hinwegkam, so laufft ein alter Lands-Knecht herab, und will auch in den Scharmüzel, den sprich ich an, er soll bey mir bleiben, dann er sehe, wie die Sachen mit mir geschaffen wär, der thets nun und blieb bei mir, muß mir auch den Arzt hohlen, und nachdeme ich gen Landshut kame, so sagten mir meine alten Gesellen, die wider mich im

Scharmüzel waren gewest, wie ich geschossen wär worden, und wär ein Edelmann Fabian v. Wallßdorff, ein Voitländer mit mir auch in einem Schuß geschossen worden, und blieb er tod, wiewol mich der Schuß vor traff, also, daß Freund und Feind mit einander Schaden nahmen, und war derselbig ein feiner hübscher Gesell, als man unter tausend kaum einen so graden Menschen finden solte, sie sagten mir auch darbey, was ich zween Tage den Samstag und Sonntag gethan und gehandelt, und zeigten mir alle Wahrzeichen an, was ich für ein Haubt-Harnisch, und wie ich ein Gaul gehabt, und was ich gehandelt hette, daß sie es eben so wol wüsten als ich, wie und was ich mich die zween Tage gehalten hett.

Und von der Zeit an, am Sonntag nach St. Jacobs-Tag, da bin ich zu Landshut gelegen, biß um Fastnacht aussen, was ich die Zeit für Schmerzen erlitten habe, das kan ein jeglicher wol erachten, und wäre das mein Bitt zu Gott, die ich thet, wann ich in seiner Göttlichen Gnade wäre, so solt er im Namen Gottes mit mir hinfahren, ich wäre doch verderbt zu einem Kriegsmann, doch fiel mir ein Knecht ein, von dem ich etwann von meinem Vatter sel. und alten Knechten Pfalzgräfischen und Hohenlohischen gehört het, welcher der Köchle geheißen, und Herzog Georgens von Bayern Feind gewest ist, der hette auch nit mehr dann ein Hand gehabt, und hette eben alsobald ein Ding gegen Feinden im Feld ausrichten können, als ein anderer, der lag mir im Sinn, daß ich Gott aber anrufft und gedacht, wann ich schon zwölff Händ hette und sein Göttliche Gnad und Hülff mir nicht wohl wöllt, so were es doch alles umsonst und vermeint derenthalben, wann ich doch nit mehr dann ein wenig ein Behelff hette, es were gleich eine Eiserne Hand, oder wie es ware, so wolt ich dennoch mit Gottes Gnad und Hülff im Feld noch irgend so gut sein, als sonsten ein heilloser Mensch, ich bin auch seithero mit desselben Köchles Söhnen geritten, die redlich und berühmt Knecht gewesen.

Und nachdem ich nun schier sechszig Jahr mit einer Faust Krieg, Vehd und Händel gehabt, so kan ich warlich nicht anderst befinden noch sagen, dann daß der Allmächtig, Ewig, Barmherzige Gott wunderbarlich mit großen Gnaden bey mir und mit mir in allen meinen Kriegen, Vehden und Gefährlichkeiten gewesen.

Schluß der Selbstbiographie.

Und zum Beschluß, kan und will ich auch nicht verhalten, daß mir der Allmächtige Gott Sieg und Glück gegen all meinen Feinden von Jugend auf, als einen armen Menschen, durch sein Göttliche Gnad vielfach geben und verliehen hat, und kommt mir mein Unglück,

darinn ich eine lange Zeit gewest, allein daher, wann ich mit meinen Feinden und Widerwärtigen gehandelt, daß ich ihnen vertraut hab und vermeint, ja soll ja sein, und nein soll nein sein, und was man einander zugesagt, daß man solches wie billig halten solt, darauf hab ich mich verlassen, vertraut und gemeint, andere Leuth sollen thun, wie ich mein Lebtag gethan hab und (ob Gott woll, noch thun will) durch solche Ursachen und zu viel Vertrauen, bin ich, wie gemeldt, in all mein Unglück kommen und erwachsen, wann ich aber als ein Feind meinen Feinden nit vertraut, wie dann nach Gelegenheit wol beschehen mag, ist es mir mit Gottes Gnad und Hülff glücklich und wohl gegangen, anderst kann ich Gott sey Lob nit sagen, denn da hab ich gewust, wie ich mich gegen meinen Feinden halten solt, Gott der Allmächtige helff mir noch.

Das habe ich als ein alter, erlebter, betagter Mann allen frommen, lieben und gottseeligen redlichen Menschen, die seynd Kriegs-Leuth oder sonst, hohen und niedern Stands, Kayserl. Majestät, Chur- und Fürsten, Grafen, Freyherrn, Rittern und Knechten, Städten und andern, sie seyn in welchem Stand sie wöllen, Geistlichen und Weltlichen, die in Vehden und Kriegs-Läufften begriffen, als ein alter, treuer von Adel, zu einer Warnung und Exempel aus treuem Herzen und Gemüth nit wollen verhalten. Und helff uns darauff Gott, das Ewige Wort, dem armen Leib hie und der Seelen dort, behütt uns auch der Allmächtige Gott vor dem Ewigen Todt, Amen!

Gottfried v. Berlichingen zu Hornberg.

Aus

„Wahrheit und Dichtung"

von Göthe.

Göthes Geburt und Jugend.

Am 28. August 1749 mittags mit dem Glockenschlage zwölf kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Constellation war glücklich; die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und culminirte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Mercur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgiltig; nur der Mond, der so eben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Diese guten Aspecten, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen sein, denn ich kam für todt auf die Welt,

und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte. Wenn man sich erinnern will, was uns in der frühsten Zeit der Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von andern gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigner anschauender Erfahrung besitzen. Ohne also hierüber eine genaue Untersuchung anzustellen, welche ohnehin zu nichts führen kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hause wohnten, welches eigentlich aus zwei durchgebrochenen Häusern bestand. Eine thurmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war die untere weitläufige Hausflur der liebste Raum, welcher neben der Thüre ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher mit einander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahreszeit ein südliches Ansehen. Man fühlte sich frei, indem man mit dem Oeffentlichen vertraut war. So kamen auch durch diese Gerämse die Kinder mit den Nachbarn in Verbindung, und mich gewannen drei gegenüber wohnende Brüder von Ochsenstein, hinterlassene Söhne des verstorbenen Schultheißen, gar lieb und beschäftigten und neckten sich mit mir auf mancherlei Weise.

Die Meinigen erzählten gern allerlei Eulenspiegeleien, zu denen mich jene sonst ernsten und einsamen Männer angereizt. Ich führe nur einen von diesen Streichen an. Es war eben Topfmarkt gewesen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächste Zeit mit solchen Waaren versorgt, sondern auch uns Kindern dergleichen Geschirr im kleinen zu spielender Beschäftigung eingekauft. An einem schönen Nachmittage, da alles ruhig im Hause war, trieb ich im Geräme mit meinen Schüsseln und Töpfen mein Wesen, und da weiter nichts dabei herauskommen wollte, warf ich ein Geschirr auf die Straße und freute mich, daß es so lustig zerbrach. Die von Ochsenstein, welche sahen, wie ich mich daran ergötzte, daß ich sogar fröhlich in die Händchen patschte, riefen: Noch mehr! Ich säumte nicht, sogleich einen Topf und auf immer fortwährendes Rufen: Noch mehr! nach und nach sämmtliche Schüsselchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaster zu schleudern. Meine Nachbarn fuhren fort, ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh, ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrath aber war aufgezehrt, und sie riefen immer: Noch

mehr! Ich eilte daher stracks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen noch ein lustigeres Schauspiel gaben. So lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich sie auf dem Topfbrete der Reihe nach erreichen konnte, und weil sich jene gar nicht zufrieden gaben, so stürzte ich alles, was ich von Geschirr erschleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur später erschien jemand, zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geschehen, und man hatte für soviel zerbrochene Töpferwaare wenigstens eine lustige Geschichte, an der sich besonders die schalkischen Urheber bis an ihr Lebensende ergötzten. Meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich im Hause wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unsere Spiele bis an ihren Sessel, ja, wenn sie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnere mich ihrer gleichsam als eines Geistes, als einer schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend, ist sie mir im Gedächtnisse geblieben. Wir hatten die Straße, in welcher unser Haus lag, den Hirschgraben nennen hören; da wir aber weder Graben noch Hirsche sahen, so wollten wir diesen Ausdruck erklärt wissen. Man erzählte sodann, unser Haus stehe auf einem Raume, der sonst außerhalb der Stadt gelegen, und da, wo jetzt die Straße sich befinde, sei ehemals ein Graben gewesen, in welchem eine Anzahl Hirsche unterhalten worden wären. Man habe diese Thiere hier aufbewahrt und ernährt, weil nach einem alten Herkommen der Senat alle Jahre einen Hirsch öffentlich verspeist, den man denn für einen solchen Festtag hier im Graben immer zur Hand gehabt, wenn auch auswärts Fürsten und Ritter der Stadt ihre Jagdbefugniß verkümmerten und störten, oder wohl gar Feinde die Stadt eingeschlossen oder belagert hielten. Dies gefiel uns sehr, und wir wünschten, eine solche zahme Wildbahn wäre auch noch zu unsern Zeiten zu sehen gewesen. Die Hinterseite des Hauses hatte, besonders aus dem oberen Stocke, eine sehr angenehme Aussicht über eine beinahe unabsehbare Fläche von Nachbarsgärten, die sich bis an die Stadtmauern verbreiteten. Leider aber war, bei Verwandlung der sonst hier befindlichen Gemeindeplätze in Hausgärten, unser Haus und noch einige andere, die gegen die Straßenecke zu lagen, sehr verkürzt worden, indem die Häuser vom Roßmarkte her weitläufige Hintergebäude und große Gärten sich zueigneten, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unseres Hofes von diesen so nah gelegenen Paradiesen ausgeschlossen sahen.

Im zweiten Stocke befand sich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man sich daselbst durch wenige Gewächse

vor dem Fenster den Mangel eines Gartens zu ersetzen gesucht hatte. Dort war, wie ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt. Ueber jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle sah man in eine schöne fruchtbare Ebene, es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht. Dort lernte ich zur Sommerszeit gewöhnlich meine Lectionen, wartete die Gewitter ab und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenster gerade gerichtet waren, nicht satt genug sehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergötzen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte, so erregte dies frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht, das dem von der Natur in mich gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.

Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere Beschaffenheit des Hauses war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemüthern zu erwecken. Unglücklicherweise hatte man noch die Erziehungsmaxime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unsichtbaren zu benehmen und sie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder sollten daher allein schlafen, und wenn uns dieses unmöglich fiel, und wir uns sacht aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, so stellte sich im umgewandten Schlafrocke und also für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und schreckte uns in unsere Ruhestätte zurück. Die daraus entspringende üble Wirkung denkt sich jedermann. Wie soll derjenige die Furcht loswerden, den man zwischen ein doppelt Furchtbares einklemmt? Meine Mutter, stets heiter und froh und andern das gleiche gönnend, erfand eine bessere pädagogische Auskunft. Sie wußte ihren Zweck durch Belohnung zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirsichen, deren reichlichen Genuß sie uns jeden Morgen versprach, wenn wir nachts die Furcht überwunden hätten. Es gelang, und beide Theile waren zufrieden. Innerhalb des Hauses zog meinen Blick am meisten eine Reihe römischer Prospecte auf sich, mit welchen der Vater einen Vorsaal ausgeschmückt hatte, gestochen von einigen geschickten Vorgängern des Piranese, die sich auf Architektur und Perspective wohl verstanden, und deren Nadel sehr deutlich und schätzbar ist. Hier sah ich täglich die Piazza del Popolo, das Coliseo, den Petersplatz, die Peterskirche von außen und innen, die Engelsburg und so manches andere. Diese Gestalten drückten sich tief bei mir ein, und der sonst sehr lakonische Vater hatte wohl manchmal die Gefälligkeit, eine Beschreibung des Gegen-

standes vernehmen zu lassen. Seine Vorliebe für die italienische Sprache und für alles, was sich auf jenes Land bezieht, war sehr ausgesprochen. Eine kleine Marmor- und Naturaliensammlung, die er von dorther mitgebracht, zeigte er uns auch manchmal vor, und einen großen Theil seiner Zeit verwendete er auf seine italienisch verfaßte Reisebeschreibung, deren Abschrift und Redaction er eigenhändig, heftweise, langsam und genau ausfertigte. Ein alter heiterer italienischer Sprachmeister, Giovinazzi genannt, war ihm dabei behilflich. Auch sang der Alte nicht übel, und meine Mutter mußte sich bequemen, ihn und sich selbst mit dem Claviere täglich zu accompagniren, da ich denn das Solitario bosco ombroso bald kennen lernte und auswendig wußte, ehe ich es verstand.

Mein Vater war überhaupt lehrhafter Natur, und bei seiner Entfernung von Geschäften wollte er gern dasjenige, was er wußte und vermochte, auf andere übertragen. So hatte er meine Mutter in den ersten Jahren ihrer Verheirathung zum fleißigen Schreiben angehalten, wie zum Clavierspielen und Singen, wobei sie sich genöthigt sah, auch in der italienischen Sprache einige Kenntniß und nothdürftige Fertigkeit zu erwerben.

Gewöhnlich hielten wir uns in allen unsern Freistunden zur Großmutter, in deren geräumigem Wohnzimmer wir hinlänglich Platz zu unsern Spielen fanden. Sie wußte uns mit allerlei Kleinigkeiten zu beschäftigen und mit allerlei guten Bissen zu erquicken. An einem Weihnachtsabende jedoch setzte sie allen ihren Wohlthaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorstellen ließ und so in dem alten Hause eine neue Welt erschuf. Dieses unerwartete Schauspiel zog die jungen Gemüther mit Gewalt an sich; besonders auf den Knaben machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine langdauernde Wirkung nachklang.

Die kleine Bühne mit ihrem stummen Personale, die man uns anfangs nur vorgezeigt hatte, nachher aber zu eigner Uebung und dramatischer Belebung übergab, mußte uns Kindern um so viel werther sein, als es das letzte Vermächtniß unserer guten Großmutter war, die bald darauf durch zunehmende Krankheit unsern Augen erst entzogen und dann für immer durch den Tod entrissen wurde. Ihr Abscheiden war für die Familie von desto größerer Bedeutung, als es eine völlige Veränderung in dem Zustande nach sich zog.

So lange die Großmutter noch lebte, hatte mein Vater sich gehütet, nur das mindeste im Hause zu verändern oder zu erneuern; aber man wußte wohl, daß er sich zu einem Hauptbaue vorbereitete, der nunmehr auch sogleich vorgenommen wurde. In Frankfurt, wie in mehreren alten Städten, hatte man bei Aufführung hölzerner

Gebäude, um Platz zu gewinnen, sich erlaubt, nicht allein mit den ersten, sondern auch mit den folgenden Stocken überzubauen, wodurch denn freilich besonders enge Straßen etwas düsteres und ängstliches bekamen. Endlich ging ein neues Gesetz durch, daß, wer ein neues Haus von Grund auf baue, nur mit dem ersten Stocke über das Fundament herausrücken dürfe, die übrigen aber senkrecht aufführen müsse. Mein Vater, um den vorspringenden Raum im zweiten Stocke auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektonisches Ansehen, und nur um innere gute und bequeme Einrichtung besorgt, bediente sich, wie schon mehrere vor ihm gethan, der Ausflucht, die oberen Theile des Hauses zu unterstützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen und das neue gleichsam einzuschalten, so daß, wenn zuletzt gewissermaßen nichts von dem alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. Da nun also das Einreißen und Aufrichten allmählich geschah, so hatte mein Vater sich vorgenommen, nicht aus dem Hause zu weichen, um desto besser die Aufsicht zu führen und die Anleitung geben zu können, denn auf's Technische des Baues verstand er sich ganz gut; dabei wollte er aber auch seine Familie nicht von sich lassen. Diese neue Epoche war den Kindern sehr überraschend und sonderbar. Die Zimmer, in denen man sie oft eng genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängstigt, die Gänge, auf denen sie gespielt, die Wände, für deren Reinlichkeit und Erhaltung man sonst so sehr gesorgt, alles das vor der Hacke des Maurers, vor dem Beile des Zimmermanns fallen zu sehen, und zwar von unten herauf, und indessen oben auf unterstützten Balken, gleichsam in der Luft zu schweben, und dabei immer noch zu einer gewissen Lection, zu einer bestimmten Arbeit angehalten zu werden — dieses alles brachte eine Verwirrung in den jungen Köpfen hervor, die sich so leicht nicht wieder in's gleiche setzen ließ. Doch wurde die Unbequemlichkeit von der Jugend weniger empfunden, weil ihr etwas mehr Spielraum als bisher, und manche Gelegenheit sich auf Balken zu schaukeln und auf Bretern zu schwingen, gelassen ward. Hartnäckig setzte der Vater die erste Zeit seinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach theilweise abgetragen wurde, und ungeachtet alles übergespannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten der Regen bis zu unsern Betten gelangte, so entschloß er sich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden, welche sich schon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeitlang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken.

Aus der

„Geschichte des Papstes Innocenz des Dritten“

von Hurter.

Innocenz war mittleren Wuchses. Das Ebenmaß seiner Gestalt erhöhte die Anmuth seiner Gesichtszüge, deren klares Auge sein inneres Wesen wiederstrahlte. Bei zartem Körperbaue und einer beinahe jede Vorstellung übersteigenden Thätigkeit lag er mehrmals an schweren Krankheiten darnieder. Alle Eigenschaften eines vortrefflichen Mannes, eines großen Regenten, eines ausgezeichneten Hauptes der Christenheit, eines echten, obersten Bischofs derselben vereinigten sich in ihm. Er besaß durchdringenden Scharfblick, der ihn leicht die Folgen der Ereignisse erschauen ließ, ein getreues Gedächtniß, glückliche Geistesanlagen, denen er die manigfaltigste Ausbildung gegeben hatte, eine Gelehrsamkeit, wie sie in Vereinigung mit einem solchen Geschäftsleben selten erscheint. Hochsinnig, großen Entwürfen bald gewonnen, zeigte er sich in deren Ausführung starkmüthig und beharrlich, so daß gegen die Festigkeit seines Willens Widerstand nicht leicht geltend zu machen war, ja solcher vielmehr, wie dies großen Gemüthern eigen, jenen stählte. An ihn gerichtete Fragen beantwortete er mit Umsicht, nicht hastig, und ebenso handelte er auch, ließ sich nicht alsbald durch den ersten Vortrag einnehmen. Bei der Vereinigung von gewandter Klugheit mit Ernst und geistiger Ueberlegenheit vermochte kein Hinderniß ihn zu schrecken, keine Gefahr ihn zu erschüttern, keine Beleidigung und kein Trotz, wohl aber Gehorsam und Ehrerbietung seinen Sinn zu ändern, darum war er streng gegen Widerstrebende, wohlwollend gegen Demüthige, unbeugsam, nur wo es das Recht, mild, wo es das Erbarmen galt. Feind jeder Schlechtigkeit und alles Frevels, glaubte er doch lieber das bessere von den Menschen; und wiewohl von Natur leicht zum Unwillen gereizt, ward er doch eben so bald zur Nachsicht gestimmt, zog es vor, in Huld erfreuen zu können, als durch Strenge verwunden zu müssen. Seine Liebe zur Gerechtigkeit tritt gleich hell hervor bei Großen wie bei Kleinen, also daß es nicht bloß oft wiederholter Schall der Rede, sondern in sein Leben und Wesen übergegangener Vorsatz war, von dem, was er als gerecht erkannte, weder zur Rechten noch zur Linken weichen zu wollen. Doch handelte er in keiner wichtigen Sache, faßte er keinen erfolgreichen Entschluß, ohne den Rath der Cardinäle vernommen zu haben und spricht es selbst aus, daß in allen Dingen Belehrung ihm willkommen sei.

Es giebt aber keine echte Größe, die nur geistig, nicht auch

zugleich sittlich wäre; nur da, wo beide sich die Wage halten, tritt der wahrhaft emporragende Mann hervor. Bei Würdigung des höhern sittlichen Werthes eines Menschen muß nach drei Eigenschaften zuvörderst gefragt werden, ohne welche jener nicht zugestanden werden kann: Dankbarkeit, Freundschaft und Anerkennung des Verdienstes anderer. Alle drei vereinigte Innocenz und bewährte dieselben durch mancherlei Thatsachen. Im Umgange dann zeigte er sich freundlich, herablassend. In seinem Leben war er einfach. Wenn er gegen die Feinzüngler unter den Geistlichen, gegen diejenigen, welche das Eigenthum der Kirche verschwelgten, in Predigten eiferte, wenn er Klage führte: „Ach, wie viele in unsern Tagen stehen hoch in der Kirche, sind aber geringen, ja gar keinen Werthes!“ so waren dies nicht Worte, die bloß zum Zwecke vorüberfliegenden Eindrucks klangen, sondern der Guß seiner eigenen Ueberzeugung, die frei erklären durfte: „Wehe mir, wenn ich ein Miethling wäre, wenn die Forderung des Amtes mit der Erfüllung in Widerspruch, die That mit dem Worte in Zwiespalt stünde, ich darum vielen statt zur Auferstehung, zum Falle würde!“ Dabei wußte er zu dem Ernste des Lebens Heiterkeit wohl zu gesellen, mochte bei frohen Spielen gerne Zuschauer sein und an öffentlichen Festlichkeiten theilnehmen. Seine Bescheidenheit ließ es nicht zu, daß Anzeichen, welche gottselige Männer wegen seiner künftigen Erhebung gehabt haben wollten niedergeschrieben würden. So wußte niemand an seinem Leben etwas auszustellen. Die Zeitgenossen erkannten, weder in geistiger Größe noch in dem, was er durch dieselbe ausgerichtet, lasse irgend einer seiner Vorfahren ihm sich vergleichen, und mag auch der Ausdruck „ein sehr frommer Papst“ Canzleiformel gewesen sein, so ist doch dafür gehalten worden, daß sein Walten auf dem apostolischen Stuhle so manche in einer oft ohne alle Rücksicht angewendeten Allgemeinheit ausgesprochene Verunglimpfung derer, die darauf gesessen hätten, widerlege . . . . .

Ein Vorwurf nur möchte ihn treffen: daß er nicht selten allzugroßes Vertrauen in seine Legaten gesetzt und sich durch ihre Berichte zu Verfügungen habe verleiten lassen, welche bei unparteiischerer Kenntniß der Umstände in seiner Gerechtigkeitsliebe keine Billigung gefunden hätten. Er dürfte zu wenig erwogen haben, welcher Reiz zu Mißbrauch in großer Gewalt selbst für diejenigen liegen könne, die in minderfreier Stellung als tadellos sich bewähren. Dann aber ist es von ausgedehnter Verwaltung unzertrennlich, daß derjenige, welcher an deren Spitze steht, einen großen Theil seiner Macht auf andere übertragen, und wenn nicht in Verwirrung alles zerrüttet bei überall sich in den Weg legenden Hemmnissen alles gelähm

werden soll, denselben ein Vertrauen schenken muß, welches nicht durch leicht angenommene Beschwerden wankend gemacht werden darf. Hingegen ist es als Beweis seines tadellosen Lebens angeführt worden, daß alles, was er geordnet, unverändert geblieben sei, und er in jeder Beziehung zu den Heiligen unter seinen Vorgängern dürfte gezählt werden, wiewohl späterhin der heiligen Luitgarde durch ein Gesicht offenbar geworden sein soll, daß er im Fegfeuer sitze dreier Gründe wegen, welche aber der Verfasser ihres Lebens aus Ehrerbietung gegen einen so großen Papst verschweigen wollte; ja selbst solle er der Heiligen gestanden haben, ohne Fürbitte der seligen Jungfrau, welcher er die Errichtung eines Klosters in ihrer Ehre verdanke, würde er die Pein ewiger Verdammniß zu dulden haben.

Lapidarstyl.

Inschrift des Denkmals auf den Prinzen Leopold von Braunschweig bei Frankfurt an der Oder, der bei der Rettung der Verunglückten ertrank.

Leopold von Braunschweig
lebte vom 18. October 1752 bis zum 27. April 1785.
(auf der andern Seite)
Menschenliebe,
Standhaftigkeit,
Bescheidenheit,
drei himmlische Geschwister,
tragen Deinen Aschenkrug
unvergessen lang
und klagen mit der Göttin der Stadt,
deren Bürger Du zu retten eiltest,
und klagen mit dem Odergott,
in dessen Wellen Du untergingst,
daß die Erde
ihr Kleinod verloren hat.

b. Die Specialgeschichte.

Die Specialgeschichte bildet die Mitte zwischen der Biographie und der Weltgeschichte, stützt sich auf die erstere und bereitet die letztere vor. Sie nimmt ihren Stoff theils aus den Kreisen des Familienlebens, der Gesellschaften, Stände, Geschlechter, Orden und Zünfte, theils aus den Geschicken einzelner Völker, Staaten und Reiche, theils aus dem Gange der Cultur einzelner Sprachen, Künste und Wissenschaften. Die Darstellung derselben erfordert

zunächst sorgfältige Erforschung der Quellen, sodann gewissenhafte Sichtung und Anordnung des Stoffs, sowie endlich Klarheit und Lebendigkeit des Ausdrucks. Nach den oben angeführten Kreisen zerfällt die Specialgeschichte in drei Theile:

aa. **Die Geschichte einzelner Familien, Stände und Geschlechter** 2c.

Für die Darstellung derselben gelten die oben aufgestellten Forderungen. Der Ursprung der einzelnen Familien, Stände 2c. muß erforscht, der Geist derselben aus den Grundsätzen ihrer Verfassung abgeleitet, der wohlthätige, wie der nachtheilige Einfluß derselben auf ihre Umgebung nachgewiesen und die Ursache ihres Emporblühens, wie ihres Verfalls mit reiner Wahrheitsliebe erörtert werden.

Aus der

„**Limburger Chronik**“ (Fasti Limpurgenses *)

von Johann Gensbein.

(1398.)

1. Die Geiseler.

Anno 1349. Da kam ein großes sterben in Teutschlandt. Das ist genannt das Grosse sterben, vnd das erste. Und starben an der Drüsen. Vnd wen das anging, der starb an dem dritten tag. Vnd in der masen sturben die leut in den grossen stätten, zu Coln zu Meintz 2c. vnd also meinstlich alle tage mehr dann 100. menschen: oder in der mase in den kleinen stetten sturben teglich 20. 24 oder 30. also in der weisse. Das werete in jeglicher Stat vnd Land mehr dann ein viertel Jahrs. Vnd sturben zu Limpurg mehr dann 2400 menschen, ausgenommen die kind.

Da das volk den grossen jammer sahe vom sterben das auf Erdreich was, da fielen die leut gemeinlich in ein grosse reuwe jhrer sünden, vnd suchten Poenitentien, vnd theten das mit eigenem willen, vnd nahmen den Bapst, vnd die H. Kirch, nit zu hülf vnd zu rath. Das grosse thorheit was, vnd grosse vnuorsichtigkeit, vnd verseumnuß

*) „Das ist, Ein wolbeschrieben Fragment einer Chronick. Von der Stadt vnd den Herren zu Limpurg auf der Lohne, Darinn deroselben vnd vmbligender Herrschafften vnd Städt Erbawung, Geschichten, Verenderungen der Sitten, Kleidung, Music, Krieg, Heyrath, Absterben vornehmer hoher Geschlecht, gute vnd böse Jahr, welche der Author selbst erlebt, Vnd anders dergleichen mehr, so in andern publicirten Chronicis nicht zu finden. Itzo zu sonderer lieb vnd wolgefallen allen Historischen Antiquariis an tag gegeben è Mss. = verlegt durch Gotthard Vögelin. Im Jahr, 1619. fol.“

vnd verstopfung jhrer seelen. Vnd verhaften (versammelten) sich die mannen in den Stätten vnd im land, vnd gingen mit den Geyselen, hundert zwey oder drey hundert oder in der maaß. Und was Jhr leben also, daß etlich Parthey gingen 30. tag mit den Geyseln von einer statt zu der andern, vnd furten Creutz vnd Fahnen, also in den Kirchen, vnd mit Kertzen vnd mit der Process. Vnd wo Sie kamen vor ein Statt, da gingen sie mit einer Procession zwey beyeinander biß in die Kirchen, vnd hatten hüt auff, daran stund vornen ein rot Creutz, vnd jeglicher trug sein Geyssel vor jhm, vnd sungen jhr Laisen also:

Jst disse Bedefarth so Here
Christ fuhr selbst zu Jerusaleme,
Vnd furt ein Creutz in seiner hand,
Nun helf vns der Heiland.

Der laise war da gemacht, vnd singet man den noch wann man Heilgen tregt. Vnd hatten Sie jhre Vorsinger zween oder drey, vnd sungen sie jhnen nach. Vnd wann sie in die Kirch kamen, theten sie die Thür zu, vnd theten all jhr Kleider auß, biß auff jhr Niedercleider, vnd hatten von jhren enckeln biß auff ihr lenden kleider von leinentuch, vnd gingen umb den kirchhof zwen vnd zwen beyeinander in einer Process, als man pflegt vmb die Kirchen zu gehen vnd zu singen. Vnd jhr jglicher schlug sich selber mit seiner geisel zu beyden seiten vber die achsel, daß jhnen das blut vber die enckel floß, vnd trugen Creutzkirtzen vnd Fahnen vor. Vnd jhr gesang was also, wann Sie vmbgingen:

Tretten herzu wer busen will,
So flihen wir die heise hell,
Lucifer ist ein böser Gesell,
Wen er hat,
Mit bech er jhn labt.*)

Des was noch mehr, vnd in der final des gesangs oder lids sungen Sie:

Jesus ward gelabet mit Gallen,
Des sollen wir an ein Creutz fallen.

So knieten sie alle nieder, vnd schlugen alle Creutzweiß mit auf-

*) Maßmann hat in den „Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet des achten Jahrhunderts. Berlin. 1824.“ S. 54 ff. Nachrichten über das Entstehen und die Ausbildung dieser fanatischen Büßungsart aus verschiedenen Chroniken mitgetheilt, wie auch mehrere vollständige Gesänge, die sich hier nur bruchstückweise finden.

gereckten armen vnd henden auf die Erden, vnd lagen alda. Vnd hatten vnder sich gemacht ein grosse verderbliche Thorheit, vnd wehneten das wer gut: (Mit namen, Wann sie gefallen waren, wer da vnder jhnen was, der sein Ehe gebrochen hatte, der legt sich auf seine seiten, daß man solte sehen, daß er ein Ehebrecher were: vnd wer ein mord gethan hatte, er wer heimlich oder offenbahr, der wande sich vmb vnd wande sich auf den ruck: So dann, der meineydig war, der ruckete zwen finger neben dem daumen auß in die höhe, daß man sahe, daß er ein meineydiger schalck war, vnd also:) wiewol das Ritter vnd Knecht, Burger vnd Gebauren alle in einem einfeltigen sinn gingen mit der geisel, verloren sie allesammen jhren geistlichen sinn, vmb daß Sie ohn laub der H. Kirchen selbsten buß setzeten, vnd macheten sich selber zu schelcken vnd bößwichten. Dann, wen man hatte gehalten in contract vnd kundschaft vor einen Erbarn man, der machte sich selber zu einem schalck, also daß er nimmer döchte auf Erdreich an Eren vnd an Seligkeit. Vnd ward deren mancher verderbt vnd gehangen in Westpfalen vnd anderswo, vnd wurden verweisset von dem Raht, da sie in gesessen hatten, nachdem als das vorging in Westpfalen vnd anderswo.

Auch wann die vorgenannte Geiselbrüder aus den Stetten gingen, vnd hetten jhre buß gethan, so gingen Sie auß mit Creutzfahnen vnd Kertzen mit jhren processen. Und laisen jhnen jhre Vorsenger ihre Laisen. Der gesang war also:

O Herr vatter Jesu Christ,
Wann du allein ein Herre bist,
Du hast vns die Sünd macht zu vergeben.
  Nun gefrist vns hie vnser leben,
Daß wir beweinen deinen Tod,
Wir clagen dir Herr all vnser noth.

Das war noch mehr. Auch sungen Sie ein ander laiß, der was also:

Es ging sich vnser Frauwe, Kyrieleison.
Des morgens in dem Tauwe, Halleluia.
  Da begegnet jhr ein junge, Kyriel.
  Sein bart was jm entsprungen, Hallel.
    Gelobtt seystu Maria.

Du solt wissen, daß disse vorgenante Laisen alle wurden gemacht vnd gedicht in der Geiselfarth, vnd war der weisen keine mehr zuvor gehört worden.

Fortan, wann die Geyseler also gefallen hatten, als vorgeschrie-

ben steht, so lagen sie auff der Erden, also lang, daß man fünf pater noster mocht gesprochen han: Dann kommen zwen, die sie zu Meister haben gekoren, vnd geben jglichem einen streich mit der Geysel, vnd sprechen also: Standt auf, daß dir Gott alle deine Sünd vergebe. So stunden sie auf jhre knie. Die Meister vnd die Senger sungen vor:

Nun recket auf euwere hend,
Daß Gott das grosse sterben wend.
Nun reckend auf euwere arm,
Daß sich Gott vber vns erbarm.

Vnd da reckten sie alle jhr Arm auf, Creutzweiß, vnd jeder schlug sich an die Brust drey schläge oder viere, vnd huben alle an zu singen:

Nun schlagt euch sehre
Durch Christus Ehre,
Durch Gott so last die hoffart fahren,
So will sich Gott vber vns erbarmen.

So stunden sie auf, vnd gingen wiederumb, vnd schlugen sich mit den Geyseln, daß man jammer an jhnen sahe.

Da das geschehen was, da gingen die Ehrbare leut dar, vnd luden die Geyseler heim, einer vier, sechs oder sieben, vnd theten jhnen gütlich vber nacht. Auff den Morgen, so gingen sie wieder hinweg, in einer procession vnd Creutzen, in ein ander Statt oder Land. Das lase dir ein spiegel sein, vnd sage es deinen kindern, ob es noth geschehe auf Erden, vber disse hundert Jahr vnd eher, daß sie sich dauor hüten, daß sie solche ding nit angehen ohne Rath der H. Kirchen.

Aus den

„Statuten des deutschen Ordens."

(1442.)

Die drei Grundregeln des deutschen Ordens.

Dis ist die regele der brudere von deme dutschen huse sente marien dinstlüte.

Czu deme lobe der heiligen driualdikeit an vehet die regele der brudere vom spitale sente marien des dutschen huses von iherusalem. vnd ist in dri teile vnterscheiden. Das erste teil sprichit von kuscheit, vnd von gehorsam. vnd ane eigenschafft czu lebene. Das ander teil sprichit von den spitalen. wo vnd wie man di sulle halden. Das

dritte teil sprichit von den dingen, di die brudere schuldig sin czu haldene. Wi si gotis dinst sullen horen. Wi si sullin bitten vor di lebinden vnde vor di toden. Von iren cleideren, von iren schererenen. von irem essene. vnd von iren trinckene. Von deme almussen czu gebene. Von der vasten, von der collacien, von deme slafene, von deme swigene, von brieuen czu sendene vnd czu entpfahene. von gebene. von wechselen. von nemene. von slossen. Von den dingen die czu der rittirschaft gehoren. von dem iagen. von den sichen bruderen. von den alden. von der gemeinde. von der geselleschaft der brudere. von der ladunge der brudere czu deme rate. Von den bruderen di do sint uf der wegeu'te. von den probacien. Wie man wibesnamen entpfaen sulle czu des huses dinste. Wie man di mit der e sint vnd andere vrunt czu deme huse entpfahe. Wie man di in karitate vnd vme lon dinen sulle entpfahen. von der sorge des meisteres vmme di brüdere. von den manunge. von rügunge di die brüdere sullen tvn einander. von der brüdere buze. von den regelen vn vor wandelunge.

Dis ist von küscheit vnd gehorsam vnd ane eigenschafft zu lebene.

Drei ding sint. di gruntueste sint eines iclichin geistlichin lebenes vnde sint gebotin in dirre regelen. Daz erste ist kuscheit ewiclichin. Das andere ist vorcziunge eigenes willen. das ist gehorsam bis in den tot. Das dritte ist entheisunge armutis. Das her ane eiginschaft lebe der do entpfehet dissen orden. Disse drei dine bilden vnd stellen den begebenen menschin nach vnseme herren ihr x—o. der do küsche was vnde bleib an deme mute vnd an deme leibe. der do gros armute an siner geburt an hub do man in bewant mit crancken tuchelen. Das armute volgete ouch ime al sin leben mite bis das her ouch nacket hing durch uns an deme cruce. Her hat vns ouch bilde gehorsam gegebin. want her synen vater gehorsam was bis in den tod. Sus hat di heiligen gehorsam in im selben geheiliget. want her sprach. Ich bin nicht komen zcu thune minen willen. sunder meynes voter willen der mich do hat gesant. Ouch schreibit vns sente lucas. dus ih'c mit marien vnd ioseph varende vom irl'm en vndertenig was An dissen drin dingen. küscheit. gehorsam. zcu lebene ane eigenschaft leit dirre regelen crafft so gar. vnd blibet also vnbewegelich. das der meister des ordens nirne keinen gewalt hat ymandes vrlaub czu gebene. wider dissen drin dingen. Wenne do man eines czu breche. so were wol die regele alle czubrochin.

Aus der

„Kirchen- und Ketzergeschichte“

von G. Arnold.

Die Wiedertäufer zu Münster.

Es waren die sogenannten Widertäuffer auch unter andern in Westphalen und nach Münster kommen, hatten da grossen beyfall funden, und liessen im jahr 1533 ein buch unter dem titel Restitution, oder Herwiederbringung, ausgehen. Zuvor hatte ein Prediger Bernhard Rotmann in der Moritz Kirchen vor der stadt mit grossem zulauff Lutheri lehre geprediget, war auch endlich, wiewol mit grossem widerstand der Papisten, in die stadt genommen worden, also daß dieser parthey zusehends abnahm. Indessen kam ein schneider aus Holland mit namen Johannes, oder auff Niederländisch Jan Beukelsz von Leyden. Dieser insinuirte sich bey denen Lutherischen Predigern disputirte mit ihnen von der Kinder-Tauffe, so daß Rotmann auff der Cantzel vor dieser meinung warnete, aber hernach selber ein Widertäuffer ward. Der streit kam endlich so weit, daß öffentlich eine disputation zwischen beyden partheyen gehalten wurde, und diese endlich so überhand nahm, daß die andern entweder ihnen beyfielen, oder aus furcht stille schwiegen und alles gehen liessen. Da bemächtigten sich nun die Widertäuffer der vornehmsten dinge in der stadt, ruften die andern aus benachbarten orten zu hülffe und viele bürger hingegen entwichen. Also nahmen jene im jahr 1534 um die Fasten die gantze stadt ein, wehleten einen neuen rath, plünderten die kirchen, machten alles preiß und unter sich gemein, gaben viele propheceyungen und andere dinge vor. Da sonderlich der gedachte Johannes auch nach und nach auff alle weise die herrschafft und sonst alle freyheit des fleisches gesucht, und andere viel greuel mit unzucht, mord und grausamkeit begangen haben soll. Ja er ließ sich endlich gar zum könige machen, schickte unterschiedliche gesandten aus, die an andern orten predigen sollten, und ließ sich durch kein mittel von der gefaßten einbildung abtreiben.

Man findet in denen gemeinen erzehlungen hievon, denen zwar nicht allemal zu trauen, sehr viel zeichen der schrecklichen verwirrung dieser elenden leute. Sie sind auch selbst untereinander sehr uneinig gewesen, da zumal ein jeder getrachtet der vornehmste zu seyn, und sonderlich Knipperdolling und Joh. von Leiden einander aemuliret, dieser auch nebenst denen andern an ihren eigenen genossen viel gewalt und mord begangen sollen haben. Deswegen sie denn auch Gott in ihrer feinde hände gab, und die andere Widertäuffer, welche ihren grund-sätzen nach vor allem krieg einen abscheu hatten, sie nie-

mals vor die ihrigen erkannt haben, wie in ihrer Historie soll gezeiget werden. Inzwischen nun hatte der Bischoff von Münster durch hülffe anderer Reichsstände die stadt belagert, welches biß ins andere jahr währete, ungeacht eine erschreckliche Hungersnoth in der stadt war. Endlich verriethen anno 1536 etliche überläuffer die örter, da man hinein kommen konte, daß die soldaten bey nacht die wache und in der stadt alles nieder hieben, den könig, wie auch Knipperdolling und Krechtingen lebendig fiengen, und Rotmannen in dem scharmutzieren erschlugen. Im gefängniß unterredeten sich des Landgraffen Philipps Prediger mit Johanne, der denn vor seinem tode seine sünde soll erkant und abgebeten, auch von allen vorgelegten puncten ein bekäntniß unterschrieben haben, da die andern hingegen es nicht gethan. Worauff er auf einem erhabenen ort an einen pfal gebunden, durch 2 hencker mit glüenden zangen über eine gantze stunde lang zerrissen und zerfleischet, und endlich durchstochen worden, dabey er die barmhertzigkeit Gottes stäts angeruffen. Dergleichen hat man auch mit den andern beyden gethan, sie in eiserne keffige eingeschlossen und an den höchsten thurm der stadt aufgehencket. Und also hat auch diese tragödie ein elendes end genommen, und die darinn vorgegangene greuel und verbrechen, wie auch etliche von ihnen bekannte an sich selbst gute lehren haben, der vernunfft und dem fleischlichen sinn einen stetigen deckmantel biß dato geben müssen, darunter sich so viel lästerungen wider viele göttliche warheiten und wercke zu verstecken pflegen. Jedoch nur von und bey denen, die nicht alles prüfen und das gute behalten, sondern gutes und böses, oder auch jenes nur unter dem schein dieses verwerffen gelernet, und zwar zu ihrer eigenen Verdammung. — — —

Aus der

„Geschichte der Jesuiten"

von Wolf.

Die Aufhebung des Ordens der Jesuiten.

Es war kein gleichgiltiges Unternehmen, einen so mächtigen und ausgebreiteten Orden aufzuheben. Die Jesuiten haben auch nicht so ganz Unrecht, wenn sie vorgeben, daß es das Interesse des römischen Hofes nöthig gemacht hätte, ihren Orden zu erhalten. Die herrschenden Grundsätze der weltlichen Ministerien zweckten durchgehends dahin, die Macht, den Glanz und den Einfluß desselben zu schwächen; und man konnte voraus sehen, daß sich Rom durch die Aufhebung dieser Gesellschaft von den nützlichsten Gehilfen entblößte, das einträgliche System des Hildebrandismus zu retten. Der allenthalben

erwachte Geist der Aufklärung, und der unglückliche Zufall, daß gerade damals die größten Männer des vorigen Jahrhunderts Staatsminister waren, versetzten den römischen Hof in die schrecklichste Verlegenheit; es war eine grausame Nothwendigkeit, gerade in diesem Augenblicke eine Gesellschaft aufopfern zu müssen, welche vielleicht nur allein noch im Stande gewesen wäre, die so fürchterliche Aufklärung zu verscheuchen und alle Bemühungen einsichtsvoller Minister und Regenten gleich in ihrem Entstehen zu vereiteln. Schon der Umstand, daß mit der Vertreibung der Jesuiten aus Portugal, Frankreich und Spanien das Bestreben nach Einsicht allgemeiner, und das Verlangen, sich von Rom unabhängiger zu machen, dringender ward, mußte dieses bestürzen; man hatte eben nicht nöthig, ein Römer zu sein, um voraus sehen zu können, daß mit der gänzlichen Ausrottung der Jesuiten die Wissenschaften einen ganz neuen, für das alte System des päpstlichen Stuhls verderblichen Schwung nehmen würden. Es ist unmöglich, daß Clemens XIV. die Folgen des Schrittes, den er vorhatte, nicht auch von dieser Seite betrachtet haben sollte, und es gehörte eine große Seele dazu, nicht abgeschreckt zu werden. Indessen betrugen sich die Jesuiten auf eine Art, welche sie in so kritischen Umständen keineswegs empfehlen konnte. Wie sie vorhin den Monarchen und ihren Ministern mit verachtendem Stolze begegneten und den vorhergehenden Papst als den größten und heiligsten Mann in den Himmel erhoben, so tief erniedrigten sie nun den jetzigen, ohne dabei die weltlichen Häupter zu schonen. Sie erfüllten Rom mit einem Strome von anzüglichen und beleidigenden Schriften. Ihr General (Ricci) verwarf sogar den Vorschlag, den man ihm machte, seinen Orden reformiren zu lassen. Er antwortete: Sint ut sunt, aut non sint. Clemens verschob die Sache, allein die Forderungen wurden immer dringender. Er machte den Anfang damit, daß er die römischen Seminare verschließen und den Procuratoren ihre Rechnungen abnehmen ließ. Die Unterschrift des Breve, welches die Gesellschaft Jesu ganz aufhob, erfolgte am 21. Juli 1773, die Bekanntmachung aber erst am 16. Aug. abends nach 8 Uhr. In dieser Stunde wurden plötzlich alle Jesuitenhäuser in Rom durch corsikanische Soldaten besetzt. Ihnen folgten die päpstlichen Abgeordneten nach, die sich die Thore öffnen, die Jesuiten versammeln ließen und hierauf ihre Vollmachten auf das Aufhebungsbreve vorlasen.

Gleich nach dem Regierungsantritte Clemens XIV. verbreiteten sich allerlei prophetische Sagen unter dem Volke, daß Clemens nur noch wenige Zeit leben würde. Nachdem die Gesellschaft wirklich aufgehoben, bekamen diese Prophezeihungen einen festern Standpunkt.

Man bemerkte, daß die Andächtler sehr geschäftig waren, diese Volkssage zu verbreiten, und daß auch selbst verschiedene Jesuiten darin verwickelt waren. Der Papst erhielt aus Deutschland, Frankreich und andern Orten warnende Winke, sich auf alle Fälle vorzusehen. Clemens hatte einen sehr festen und starken Körperbau, eine helle und starke Stimme, ging so leicht wie ein Jüngling und war stets aufgeheiterten und fröhlichen Geistes. Er lebte äußerst mäßig, aß wenig und schlief alle Nächte fünf Stunden. An einem Tage in der heiligen Woche 1774 empfand er nach dem Mittagessen eine Bewegung in der Brust und im Magen, gleich einer großen innern Kälte. Von diesem Augenblicke an verlor sich seine helle Stimme; sein Mund und Schlund entzündeten sich; er empfand außerordentlichen Ekel und Unruhe und war genöthigt, den Mund stets offen zu halten. Es folgte zunehmende Schwäche im Leibe und auf den Füßen; der Schlaf überfiel ihn wider Willen, und er verspürte heftige Schmerzen im Unterleibe. Er hatte den Muth, lange Zeit alle diese Kennzeichen einer innerlichen Krankheit zu verbergen, war aber überzeugt, daß ihm Gift beigebracht worden sei. In diesem Zustande lebte er mehrere Monate unter allmählicher Abschwächung seiner Kräfte. Am 22. des Herbstmonats 1774 hauchte er seinen Geist in Gegenwart zweier Ordensgenerale aus. — Vergleicht man alle diese Umstände, so bleibt kein Zweifel, daß Clemens XIV. vergiftet ward. Ueber die eigentlichen Urheber aber wird wahrscheinlich die Welt nie aufgeklärt werden, weil man in Rom auf alle Weise die Untersuchungen verhinderte.

Aus der

„Geschichte des Abfalls der Niederlande“

von Schiller.

Das Inquisitionsgericht.

Philipp der Zweite sahe sich nicht sobald durch den Frieden von Chateau-Cambresis im ruhigen Besitze seiner Reiche, als er sich ganz dem großen Werke der Glaubensreinigung hingab und die Furcht seiner niederländischen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche sein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen lassen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und schreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name Inquisition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber sein Werk schien ihm kaum zur Hälfte vollendet, solange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran schon der Kaiser gescheitert war.

Eine Stiftung neuer Art und eigner Gattung ist diese spanische Inquisition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet und mit keinem geistlichen, keinem weltlichen Tribunale zu vergleichen ist. Inquisition hat es gegeben, seitdem die Vernunft sich an das Heilige wagte, seitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beispiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeschreckt hatten, baute ihr Innocenz der Dritte einen eigenen Richterstuhl und trennte auf eine unnatürliche Weise die geistliche Aufsicht und Unterweisung von der strafenden Gewalt. Um desto sicherer zu sein, daß kein Menschengefühl und keine Bestechung der Natur die starre Strenge ihrer Statuten auflöse, entzog er sie den Bischöfen und der säkularischen Geistlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu sehr an der Menschheit hing, um sie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menschlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeschworen, dienstbaren Kreaturen des römischen Stuhls. Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen sie; ein Franziskanermönch saß bei dem fürchterlichen Urtheile über die Tempelherren zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, sie auszuschließen oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verschont geblieben; ihre Bischöfe übten die geistliche Censur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man sich an fremde Inquisitionsgerichte, die französischen Provinzen nach Paris, die deutschen nach Cöln zu wenden.

Aber die Inquisition, welche jetzt gemeint ist, kam aus dem Westen von Europa, anders in ihrem Ursprunge und anders an Gestalt. Der letzte maurische Thron war im fünfzehnten Jahrhunderte in Granada gefallen, und der sarazenische Gottesdienst endlich dem überlegenen Glücke der Christen gewichen. Aber neu und noch wenig befestigt war das Evangelium in diesem jüngsten christlichen Königreiche, und in der trüben Mischung ungleichartiger Gesetze und Sitten hatten sich die Religionen noch nicht geschieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tausend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit größerer Theil, von dem geliebten Himmelstriche der Heimath gehalten, kaufte sich mit dem Gaukelspiele verstellter Bekehrung von dieser schrecklichen Nothwendigkeit los und fuhr an christlichen Altären fort, seinem Mahomed und Moses zu dienen. So lange es seine Gebete nach Mecca richtete, war Granada nicht unterworfen; so lange der neue Christ im Innersten seines Hauses wieder zum Juden und Muselmanne wurde, war er dem Throne nicht gewisser als dem römischen Stuhle. Jetzt war es nicht

damit gethan, dieses widerstrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen oder es der siegenden Kirche durch die schwachen Bande der Ceremonie anzutrauen, es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszurotten und einen hartnäckigen Hang zu besiegen, der durch die langsam wirkende Kraft von Jahrhunderten in seine Sitten, seine Sprache, seine Gesetze gepflanzt worden und bei dem fortdauernden Einflusse des vaterländischen Bodens und Himmels in ewiger Uebung blieb. Wollte die Kirche einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle sicher stellen, so mußte sie den Grund selbst unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; sie mußte die ganze Form des sittlichen Charakters zerschlagen, an die er auf's innigste geheftet schien. In den verborgensten Tiefen der Seele mußte sie seine geheimen Wurzeln ablösen, alle seine Spuren im Kreise des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöschen, jede Erinnerung an ihn absterben lassen und womöglich selbst die Empfänglichkeit für seine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gefühle der Gesellschaft und der Natur sind immer die ersten und nächsten, mit denen Religionen sich mischen, von denen sie Stärke empfangen, und denen sie sie geben. Diese Verbindung mußte jetzt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltsam gerissen werden — und sollte es selbst die Heiligkeit dieser Empfindungen kosten. So wurde die Inquisition, die wir zum Unterschiede von den menschlicheren Gerichten, die ihren Namen führen, die spanische nennen. Sie hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, stieg zuerst auf ihren blutigen Tron, gründete ihre Statuten und verfluchte mit diesem Vermächtnisse seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geister heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Gattung sind für einen Ketzer verscherzt; mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein bescheidner Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes wird geahndet wie Vatermord und schändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesundesten Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leblose, das einem Ketzer

angehörte, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollstreckt, und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entsetzlichen Arme.

Die Vermessenheit ihrer Urtheilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckten. Indem sie Lächerliches mit Fürchterlichem paart und durch die Seltsamkeit des Aufzugs die Augen belustigt, entkräftet sie den theilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern, im Spotte und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerst kommen Priester im Meßgewande und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemalt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigt, um welche Feuerflammen schlagen und scheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlösung nicht mehr. Dem Feuer gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im festlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel, die Väter, die ihn gerichtet haben, beschließen den feierlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schauderhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden die Hinrichtungen auf hohe Feste eingerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklicher in den Kerkern des heiligen Hauses zusammengespart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigern Stuhle, als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunale nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt?

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Calvin brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche diesem Gerichte seine erste Entstehung gegeben, und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Granada von den schwachen Ueberresten der Sarazenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfniß der ganzen katholischen Christenheit. Alle Inquisitionen in Portugal, in Italien, Deutschland und Frankreich nahmen die Form der spanischen an, sie

folgte den Europäern nach Indien und errichtete in Goa ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Proceduren uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung, aber so wie in Spanien, hat sie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergißt man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat, aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren verschwinden. Eine geistreiche treffliche Nation hat sie mitten auf dem Wege zur Vollendung aufgehalten, aus einem Himmelsstriche, worin es einheimisch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geiste eines Volkes hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schoße der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreise seiner Familie herauszustehlen, und das schwächste Zeugniß berechtigte zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten des Gesetzes hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent seinen Kläger und sehr selten sein Verbrechen: ein ruchloser, teuflischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verschuldung zu rathen, und im Wahnwitze der Folterpein oder im Ueberdrusse einer langen lebendigen Beerdigung Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen diese heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren, diesem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerechtigkeitspflege gestattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken.

bb. Die Geschichte einzelner Völker, Staaten und Reiche.

Sie beginnt mit der Entstehung derselben aus der Verbindung einzelner Völkerstämme, bestimmt die verschiedenen Zeiträume ihrer Entwickelung und Bildung, schildert die wichtigsten Begebenheiten und Ereignisse derselben, erforscht die Ursachen ihrer Fort- und Rückschritte und bei bereits erloschenen Staaten den Grund ihres Untergangs.

Aus der
„Geschichte der Hohenstaufen"
von Raumer.

Konradins Tod.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es jetzo, müsse über das Schicksal der Gefangenen nach Astura entschieden werden; deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige und gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen des Todes schuldig." — Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriffe, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches und menschliches Recht." Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl, das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergessend, dagegen ein, daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; worauf aber Guido ungeschreckt erwiderte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht ähnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?" Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei, welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr in verdoppelter Leidenschaft jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiele erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte gleich seinen Unglücksgefährten die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdessen errichtete man in aller Stille das Blutgerüst vor der Stadt nahe bei dem später sogenannten Markte und der Kirche der Carmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradin alle Herrlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen wie friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das links sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29sten October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Scurcola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer, dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall, dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther das Todesurtheil gesprochen und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen vollzogen.“

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigner Schwiegersohn, ein eben so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst Du frecher ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?“ — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; das Urtheil aber blieb ungeändert. Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort ver-

statte und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt. Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und er, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf jeden machten. Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Arragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Hände gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorüber gehen soll, so befehle ich meinen Geist in Deine Hände." Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal sich emporrichtend aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich Dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. —

Aus dem

„Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche"

von Spittler.

Die Waldenser. Wiklef.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts lebte zu Lyon ein französischer Kaufmann, Peter Waldus, den der Zustand der Kirche jammerte. Er ließ einige Bücher der heiligen Schrift, vornehmlich die vier Evangelisten, in das Französische übersetzen, verkaufte alle seine Habe, vertheilte seine Güter unter die Armen und ging selbst als Lehrer aus. Mit fast unerwartetem Erfolge verbreitete sich die Partei, die er gewann, durch ganz Frankreich und Italien, denn ihre Lehre

hatte etwas soviel mehr Eindringendes, als die Lehren der damaligen Pharisäer und Schriftgelehrten. Sie suchten die ganze Einrichtung und Lehre auf den ihrer Meinung nach ersten und ursprünglichen Zustand zurückzubringen. Weil in der Bibel von keinem Papste und von keinem großmächtigen Bischofe vorkam, so wollten sie nichts vom Papste, nichts von großen mächtigen Bischöfen wissen, die Bischöfe sollten ihrer Meinung nach, wie Paulus, ihr Brod mit Handarbeit verdienen. Und sie konnten überhaupt nicht begreifen, warum nicht, auch noch im dreizehnten Jahrhunderte, wie im ersten, ein Bruder den andern ermahnen und lehren dürfe, warum man gerade ceremoniös ordinirt sein solle, um seinen Freunden und Nachbarn etwas Erbauliches sagen zu können. Vom Ablasse hielten sie gar nichts, Gebet, Almosen und Fasten waren ihre Büßungsmittel. Sünden vergeben könne ohnedies nur Gott, und jene Mittel seien bloß guter Rath, den ein Freund dem andern geben könne; man habe keinen Geistlichen dabei nöthig. Vom Fegfeuer stehe nichts in der Bibel; aber was in Jesu Bergpredigt so deutlich gesagt worden, auf das acht haben und das treulich halten, sei wichtigere Pflicht eines Christen, als sich mit Gebeten für Verstorbene und dergleichen Aberglauben mehr zu beschäftigen.

Die ganze Kirchenverfassung, die sie sich gaben, war so eingerichtet, wie sie glaubten, daß die apostolische Kirchenverfassung gewesen sei. Ihre Lehrer waren — arme, ungelehrte Handwerksleute; so viel sich thun ließ, hielten sie eine Gütergemeinschaft unter ihren Gemeinden, wie nach ihrer Meinung die in der ersten Kirche zu Jerusalem gewesen war. Sie sprachen deswegen dem Christen das Recht nicht ab, Eigenthum zu besitzen. Der Laie genoß bei ihnen den Kelch; sieben Kirchensakramente kannten sie nicht als Glaubensartikel. Die Wahrheit schien sich zu diesen guten, edlen Menschen zu flüchten; denn dieser Separatistenhaufen sollte für künftige Jahrhunderte ein reges Denkmal sein, wie viel Wahrheit in der großen Kirche noch zu Ende des zwölften Jahrhunderts war. Das Volk mochte unterdeß immerhin über seine Lehrer und ihre Finanzdogmatik murren, es hatte keine Wirkung auf Umbildung derselben, vielmehr wurden ihm von Zeit zu Zeit immer noch mehr Rechte entrissen: der Sclave, der mit seiner Kette klirren wollte, wurde nur noch fester geschlossen. Ein Mann auf einer Universität mußte aufstehen, wenn der Ton des ganzen Zeitalters geändert werden sollte, da alle Weisheit und alles, was das Zeitalter glauben sollte, nach der ganzen damaligen Einrichtung von den Universitäten ausfloß.

Johann Wiklef, Professor der Theologie in Oxford, trat endlich auf und griff das ganze damalige hierarchische und dogmatische

System mit einer Stärke und Einsicht an, daß man billig ihn allein unter Luthers und Zwinglis Vorgängern als Vorgänger nennen sollte.

Die Bettelmönche hatten ihn zuerst in seinen persönlichen Verhältnissen beleidigt und seinen Eifer durch politische Usurpationen gereizt, welche vom Papste begünstigt wurden. Was kann es aber sowohl hier als in Luthers Sache der Wahrheit schaden, daß ihr Rächer nicht zunächst durch den Anblick ihrer eigenen Unterdrückung, sondern durch hierarchische Mißbräuche geweckt wurde. Sobald aber Wiklef einmal aufmerksam gemacht worden war, so schritt er viel kühner und ununterbrochener bis an seinen Tod fort, als alle übrigen sogenannten Zeugen der Wahrheit. Er griff die Transsubstantiation an, von welcher damals der größte Theil des Messegepränges und außerdem so manche auch ökumenisch wichtige Ceremonie abhing. Er suchte der Bibel Publicität und allgemeinen Gebrauch zu verschaffen und würde vielleicht hierdurch eben so viel gewirkt haben, als Luther, wenn damals schon Buchdruckereien gewesen wären, wenn ein Melanchthon ihm zur Seite gestanden hätte und Englands politische Ruhe gesichert geblieben wäre.

In wenig Artikeln läßt sich zwar bestimmen, was Wiklef geglaubt oder geleugnet haben mag; seine Ueberzeugungen aber waren, wie bei jedem Manne in solchen Umständen, fast in beständiger Ebbe und Fluth, und er ging, wie einzelne Vorfälle seines Lebens zeigen, oft von der Wahrheit auf den Irrthum zurück oder vermengte seine neu erkannte Wahrheit mit neuen Irrthümern. Doch Glück genug, daß nun einmal solche Veranlassungen zum Nachdenken gerade an dem Orte gegeben wurden, wo sie ein Publikum fanden, das weniger noch für Vorurtheile eingenommen war und immer mehr Liebe zum Neuen, als zum Alten hatte. In dreißig, vierzig Jahren mußte man nothwendig Wirkungen der ausgestreuten Wahrheit sehen, und Schriften eines beliebten Universitätslehrers konnte auch päpstliche Tyrannei nicht unterdrücken, denn sie gingen unter den Schülern von Hand zu Hand, und welche Menge von Schülern mußte nicht ein Mann von Wiklefs Feuer haben, wenn er gerade auf dem rechten Platze steht?

cc. Die Culturgeschichte.

Sie umfaßt alle Erscheinungen und Thatsachen, durch welche die Gesammtentwickelung der menschlichen Anlagen, Vermögen und Kräfte gefördert oder gehindert worden ist und zerfällt in allgemeine und besondere Culturgeschichte. Die erstere schildert die Gesammtentwickelung des menschlichen Geistes im Laufe der

Jahrhunderte, die letztere dagegen beschäftigt sich mit den einzelnen Gegenständen der menschlichen Cultur, mit Sprachen, Religionen, Wissenschaften, Künsten 2c.

Aus den

„Historischen Memoiren“

von Schiller.

Ueber den Einfluß der Kreuzzüge auf die Cultur.

Im dreizehnten Jahrhunderte war es, wo der Genius der Welt, der schaffend in der Finsterniß gesponnen, die Decke hinweg=zog, um einen Theil seines Werkes zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, scheidet sich in diesem Zeitpunkte, und heller Himmel sieht hervor. Das vereinigte Elend der geistlichen Einförmigkeit und der politischen Zwie=tracht, der Hierarchie und der Lehensverfassung, vollzählig und er=schöpft beim Ablaufe des elften Jahrhunderts, muß sich in seiner ungeheuersten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege selbst ein Ende bereiten.

Ein fanatischer Eifer sprengt den verschlossenen Westen wieder auf und der erwachsene Sohn tritt aus dem väterlichen Hause. Er=staunt sieht er in neuern Völkern sich an, freut sich am tracischen Bosporus seiner Freiheit und seines Muthes, erröthet in Byzanz über seinen rohen Geschmack, seine Unwissenheit, seine Wildheit und erschrickt in Asien über seine Armuth. Was er sich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geschichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns sagen, was er dafür gab und zurückließ.

Hinter dem Kreuzfahrer schlägt der Kaufmann seine Brücke, und das wiedergefundene Band zwischen dem Abende und Morgen, durch einen kriegerischen Schwindel flüchtig geknüpft, befestigt und verewigt der überlegende Handel. Asiens Begierden folgen dem Europäer in seine Heimath; — aber hier kennen ihn seine Wälder nicht mehr, und andere Fahnen wehen auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, giebt er endlich seine feindselige Herrengewalt auf und ver=gönnt seinen Sklaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulösen. Die Majestät der Könige richtet sich auf, indem die Sklaven des Ackers zu Menschen gedeihen; aus dem Meere der Verwüstung hebt sich, dem Elende abgewonnen, ein neues fruchtbares Land — die Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war und

die ganze Christenheit für seine Größe hatte arbeiten lassen, der römische Hierarch, sieht seine Hoffnungen hintergangen. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige; die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerschöpfliche Rüstkammer, woraus er seine Donner holte. Auch noch jetzt schleudert er sie aus; — jetzt aber tritt ihm die befestigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannspruch, kein himmelsperrendes Interdict, keine Lossprechung von geheiligten Pflichten löst die heilsamen Bande wieder auf, die den Unterthanen an seinen rechtmäßigen Beherrscher knüpfen. Umsonst, daß sein ohnmächtiger Grimm gegen die Zeit streitet, die ihm seinen Thron erbaute und ihn jetzt davon herunterzieht.

Wie anders säet der Mensch, und wie anders läßt das Schicksal ihn ernten! Asien an den Schemel seines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwerte der Sarazenen eine Million seiner Heldensöhne aus; aber mit ihnen hat er seinem Stuhle in Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorsameres Herz bringt er zu den Füßen seiner Beherrscher zurück. Vergebung der Sünden und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am heiligen Grabe, und ihm allein ward mehr geleistet, als ihm verheißen ward. Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er seinen europäischen Brüdern aus diesem Welttheile zurück; — eine unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüssel Jerusalems oder die Nägel vom Kreuze des Erlösers.

Aus dem

„Handbuch der Geschichte und Literatur“

von Wagler.

Drei Thatsachen scheinen über die noch fortdauernde Wiedergeburt des geistigen Lebens und Strebens in Europa Licht zu verbreiten: die Entdeckung Amerika's, das Studium der altklassischen Literatur und die Anwendung der freien Selbstthätigkeit der Vernunft auf Religion und Kirche. Die Entdeckung der neuen Welt erweiterte den Gesichtskreis des inneren und äußeren Lebens, führte das Forschen und Denken über die engen Grenzen hinaus, in welchen die Ansicht von irdischen Dingen bisher gehalten worden war, entwurzelte veraltete Vorurtheile, nöthigte zum Mißtrauen gegen Abgeschlossenheit und Zuverlässigkeit des Wissens und weckte Wißbegierde und Untersuchungsgeist. Der Beobachtung wurden überreiche Stoffe und unerledigte Aufgaben dargeboten; für Kenntniß der

Natur, ohne welche der Mensch ein heimathloser Fremdling auf der Erde bleibt, brach ein hellerer Tag an. Mit diesen geistigen Erfolgen muß der Einfluß in Verbindung gebracht werden, welche diese Weltbegebenheit auf das gesellschaftliche Leben und auf die Staatenverhältnisse der Europäer gehabt hat. Der Lebensgenuß und das Bedürfniß desselben vermehrten sich, und mit ihnen wurden Gewerbfleiß und Handel erweitert und bis zur höchsten Vollendung gesteigert. Der Geldwerth fiel, der Arbeitslohn stieg; kühner Unternehmungsgeist ward allgemeiner; Ansprüche auf Welthandel und Rücksichten auf Erhaltung und Erhöhung des Nationalwohlstandes führten auf wesentlich veränderte Grundsätze der Staatshaushaltung und des politischen Systems. Das seit dem 14. Jahrhunderte aufblühende und im 15. reicher und fester gestaltete Studium der altklassischen Literatur offenbarte den gewaltigen Gegensatz zwischen dem frischjugendlichen Kraftleben des klassischen Alterthums und der Erstarrung der Gegenwart in einem der Wirklichkeit fast ganz entfremdeten Auctoritätswissen. Es erzog die Gemüther zum Freisinne, zur Empfänglichkeit für das Schöne, zum Streben nach selbstgefundener Wahrheit und gewann in materieller und formeller Hinsicht einen gleich entscheidenden Einfluß auf Umgestaltung und Vervollkommnung aller wissenschaftlichen Beschäftigungen. Allein die folgenreichste unter den geistigen Unternehmungen war die Reinigung des Christenthums von willkürlichen Zumischungen und äußerlichen Entstellungen. Sie gelang damals, weil viele Gemüther vorbereiteter und für Belehrung empfänglicher waren, und weil die kirchlichen Mißbräuche in ihrem Widerspruche mit den sich vollständiger entwickelnden gesellschaftlichen Verhältnissen anschaulicher hervortraten. Die von Zwingli und in größerm Wirkungskreise von Luther begonnene bald unaufhaltbar fortschreitende Läuterung des religiösen Glaubens und Verbesserung des kirchlichen Lebens leitete den freien Vernunftgebrauch auf das ethisch Allgemeingiltige und sicherte die Ausübung seiner lange beeinträchtigten hochheiligen Gerechtsame. Diese weltgeschichtliche Begebenheit erscheint als reife Frucht der vielseitigsten Umgestaltung und Veredlung, welche den Sitten, der Denkart und geistigen Bildung durch fortschreitende Vervollkommnung des gesellschaftlichen Zustandes zu Theil geworden war. Von ihr ist der Volksunterricht und die allgemeine Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens ausgegangen; sie hat den rechtmäßigen sittlichen Protestantismus gegen menschliche Willkür in das Leben gestellt, die Macht der öffentlichen Meinung begründet und befestigt, den freien Untersuchungsgeist und das höhere Streben der Philosophie gefördert und geschützt, den Glauben an den endlichen Sieg der

Wahrheit und des sittlichen Rechts belebt und zum Gemeingute des veredelten Volksgeistes erhoben.

c. Die Weltgeschichte.

Die Weltgeschichte umfaßt den Gesammtkreis der Vergangenheit aller Menschen, die je auf dem Erdboden gelebt haben oder noch leben und schildert ihre Schicksale von den ersten Menschen an bis auf die Gegenwart. Die Unermeßlichkeit des Stoffs macht es ihr jedoch unmöglich, jede einzelne Person und Begebenheit in ihr Bereich zu ziehen, sie überläßt daher der Biographie und der Specialgeschichte das Einzelne und Besondere und beschäftigt sich mit dem, was sich auf das ganze menschliche Geschlecht oder doch auf die wichtigsten und gesittetsten Völker desselben bezieht. So arbeitet die besondere Geschichte der allgemeinen Weltgeschichte vor und überliefert der letzteren das Ergebniß ihrer Forschungen, damit diese dann von einem bestimmten Gesichtspunkte aus die Thatsachen und Begebenheiten sichten, ordnen und aufnehmen kann. Diese Gesichtspunkte können verschiedener Art sein, und man unterscheidet bei der Geschichtsschreibung

a. den geographischen Gesichtspunkt, nach welchem man von der politischen Eintheilung der Erde in Staaten und Reiche ausgeht und daran die Darstellung der Begebenheiten anknüpft, die den Zusammenhang der Staaten in der Vergangenheit bilden;

b. den chronologischen Gesichtspunkt, bei welchem die Aufeinanderfolge der Jahre und Jahrhunderte nach einer bestimmten Zeitrechnung den Maßstab für die Darstellung der Begebenheiten bildet;

c. den ethnographischen Gesichtspunkt, bei welchem nach Aufstellung der verschiedenen Zeiträume innerhalb derselben jeder Staat und jedes Volk selbstständig nach dem Gange seiner besonderen Geschichte dargestellt wird, so daß nach dieser Methode ein Volk auf das andere folgt;

d. den synchronistischen Gesichtspunkt, welcher das Gleichzeitige in der Geschichte der Völker zusammenstellt und somit eine Uebersicht über das bewirkt, was zu ein und derselben Zeit in allen bekannten Reichen und bei allen Völkern geschehen ist;

e. den pragmatischen Gesichtspunkt, der die innere nothwendige Folge der Begebenheiten, nach welcher immer eine aus der andern hervorging und die Ursache späterer Ereignisse ward, in's Auge faßt.

Aus der
„Geschichte des dreißigjährigen Krieges“
von Schiller.

Die Schlacht bei Lützen.

Noch an eben diesem Abende erschien Gustav Adolf auf der Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzoge Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edlen Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservecorps unter Hendersons, eines Schottländers Commando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub, als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl, als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager von Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrome und bei Leipzig Gustav Adolfs Genie oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heere seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkom-

men, dem man jetzt gegenüberstand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde und bloß mit einem ledernen Koller und einem Tuchrocke bekleidet, (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verleugnet. „Gott mit uns!“ war das Losungswort der Schweden, das der Kaiserlichen: „Jesus Maria!“ Gegen elf Uhr fängt der Nebel an, sich zu theilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsche gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzten diese tapfern Bataillone mit unerschrockenem Muthe den Angriff fort; die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf Friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellte sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrange entgegen; mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolkes zu steuern, und seinem Machtworte gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Cavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden auf's neue Front gegen den Feind und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind giebt dem Schießgewehre keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung. Man ficht Mann gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwerte, der Pike Platz und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzuge verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fußbreit Erde gewonnen.

Indeß hatte der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst an-

geführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen linken Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblicke hinterbringt man dem Könige, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem Generale von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbock'schen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben, aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengt geradenwegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, sogleich auf ihn anzuschlagen: „Auf den dort schieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein!" Der Soldat drückt ab, und dem Könige wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet — der König ist erschossen!" breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir!" ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und Ohnmacht, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der letztere auf einem weiten Umwege, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubte. „Ich habe genug, Bruder!" ruft er mit sterbender Stimme, „suche Du nur Dein Leben zu retten!" Zugleich sank er vom Pferde, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, hauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben aus. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt

sie herbei, dem gierigen Feinde diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keinen Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimme warfen sich die upländischen, smaländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum zweitenmale auf den linken Flügel des Feindes, der dem Generale von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich giebt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolfs führt von neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolkes setzt unter Bernhards und Kniephausens Anführung aufs neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt und zum zweitenmale die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillone des feindlichen Mittelpunktes wird jetzt mit verdoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriffe zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblicke — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit der Plünderung dieser Stadt beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fuß-

volk mit Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Cavallerie aufsitzen und eilte an der Spitze derselben spornstreichs nach Lützen zu, an dem Feste der Schlacht theilzunehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder und führt sie auf's neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muthe und voll Ungeduld, dem Könige selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren, die ermattet vom Siege und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstande unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen auf's neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillone werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlorenen Kanonen zum zweitenmale ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketen durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühner Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hilfe, dem Tapfern mit Beifalle, dem Verzagten mit seinem strafenden Blicke. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein andres Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heeres, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem Könige selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen

edlen Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühle tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatze liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzoge von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen auf dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wiederhergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, Terzki, Kolloredo und Piccolomini nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzte mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum drittenmale setzt sie über die Gräben und zum drittenmale werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergange, indem beide Schlachtordnungen aufeinander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende; die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlornen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefechte eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft auseinander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — zugleich der

Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheim'sche Fußvolk, das seinem vorauseilenden Generale nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Wahlplatze; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfeldes die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heeres. Zwischen Lützen und Weißenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfelde, um jeden Versuch des Feindes zur Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatze, noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders befand sich kaum einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis auf den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

III.

Die didaktische Prosa.

Die didaktische Prosa — Lehrprosa — umfaßt alle Schriften, welche den Zweck haben, durch die dargestellten Begriffe, Urtheile und Schlüsse auf das Erkenntnißvermögen des Menschen einzu-

wirken und dadurch zu belehren; sie umfaßt also das Gesammtgebiet menschlicher Erkenntniß, soweit diese durch Begriffe vermittelt wird. Die Hauptforderungen bezüglich der Darstellung sind Klarheit der Gedanken, Deutlichkeit des Ausdrucks und Einfachheit des Stils. Die didaktische Prosa soll vorzugsweise auf den Verstand einwirken, und es ist aus derselben wegzulassen, was Einfluß auf die Phantasie und das Gemüth ausüben könnte, weil dadurch die Thätigkeit des Verstandes unterbrochen oder zurückgedrängt wird. Bei der innigen Wechselbeziehung aber, in welcher die verschiedenen Seelenvermögen zueinander stehen, ist eine mittelbare Einwirkung der didaktischen Prosa auch auf das Gefühls- und Willensvermögen nicht ganz ausgeschlossen. Sie wird sich besonders dann äußern, wenn Belege und Beispiele aus dem Gebiete der Erfahrung und Geschichte zur Bestätigung der entwickelten Wahrheiten angeführt werden.

Die Lehrprosa wird verschieden eingetheilt: dem Inhalte nach in theologische, juristische, mathematische Schriften 2c., der Methode nach in wissenschaftliche und allgemein verständliche, in erklärende, ergänzende Schriften 2c. und dem Umfange nach in Abhandlungen und Lehrbücher.

1. Die Abhandlung.

Die Abhandlung beschäftigt sich mit der Entwickelung eines wissenschaftlichen Gegenstandes und stellt als Resultat der ganzen Untersuchung eine Hauptwahrheit — bisweilen auch mehrere — auf, die den Mittelpunkt und Zweck der ganzen Abhandlung bildet. Die Darstellung derselben geschieht in dem Hauptsatze, welcher in lückenloser Aufeinanderfolge der Gedanken entwickelt, erklärt, bewiesen und so als richtig erkannt werden muß. Alle Theile einer Abhandlung müssen in dem innigsten äußeren und inneren Zusammenhange zueinander stehen, und es ist darum erforderlich, daß das Ganze nach einem vorher entworfenen Plane, in welchem die einzelnen Theile genau bestimmt und scharf abgegrenzt sind, bearbeitet werde. Im allgemeinen nimmt man dabei eine Dreitheilung an: die Einleitung, die eigentliche Abhandlung und den Schluß.

Die Einleitung soll auf den Hauptgegenstand vorbereiten, den Zweck oder die Veranlassung der Abhandlung, die Wichtigkeit des Gegenstandes, wohl auch einige nothwendig vorauszusendende Begriffe und Ausdrücke erläutern. In der eigentlichen Abhandlung wird der Hauptsatz entwickelt, bisweilen in einzelne Unter-

theile gegliedert und sodann bewiesen. Der Schluß endlich faßt das Ganze nochmals übersichtlich zusammen und hebt das gewonnene Resultat ausdrücklich hervor.

Aus der

Sammlung deutscher Sprichwörter

von Johann Agricolas.*)

Wozu ein yeder lust vnd liebe hat, des bekumpt er sein lebenlang gnug.

Ein yeglicher mensch hat aus anporner art, zu einem dinge mehr lust, denn zum andern, Also einer hat lust zu mahlen, der ander zu pferden der dritte zu weybern, zu ehr, zu gut, zu pracht, zu disem, zu jhenem, Vnd wiewol der mensch voller lust ist, so schwebet doch allzeyt eine oben, vnd vbertrifft die andern luste, treybet vnd vbet jn auch allermeyst dahyn vnd zu dem, darauff die lust gerüst ist, also, das der mensch diser lust folgen mus, sie gerathe zu glück oder vnglucke zum leben oder verderben. Dises alles lernet tägliche erfahrung. Doctor Staupitz, Augustiner ordens Vicarius sagte zur zeyt einmal in schertz weyse, Wenn sich der mensch schlaffen legte, so flohen alle Engel eins yeglichen menschen gehn hymel vnd liessen den menschen ruwen, Dise Engel fraget Got, Was thut dein mensch? Vnd zum andern, Was thut deiner? Vnd so antwort ein Engel, Er trinckt gern, Ein ander aber, Er hat gelt lieb, Der dritte, er stehet nach grosser ehr, Der vierdt, Der fünfft ein anders, Der sechst auch ein anders, So spricht denn Gott zu einem yeglichen engel, gib es jhm genug, Daher kumpt es denn, das ein yeglicher des gnüg vberkompt, weil er lebt, da zu er am meysten lust hat.

Wer kegeln wil, muß auffsetzen.

Auffsetzen heysset, Er mus es wagen, Wer aber spilen, kegeln vnd handeln wil auff erden, der mus es wagen wie es geradten wölle. Wer vor den kegeln stehet, der hat im synne, er wölle alle kegel vmbschiessen, vnd trifft doch kaum einen oder gar nichts, Also meynet offt ein hendeler, er wölle vil gewynnen, vnd verleuret wol alles, aber es geet also zu, wer kegeln wil, muß auffsetzen, Wagen gewynnet, wagen verleuret.

---

*) „Drey hundert Gemeyner Sprichwörtter, der wir Deutschen vns gebrauchen, und doch nicht wyssen wo her sie kommen, durch D. Johann Agricolam von Ißleben, an den durchleuchtigen, hochgebornen, Fürsten vnd Herren, Herren Johann Friderevch, Hertzogen zu Sachsen geschryben, erklert, vnd eygentlich ausgelegt.

Gedancken sind zoll frey.

Gedancken sind schnell, vnd lauffen weyt vnd niemand mag sie hindern an jrem wandern, wie Freydanck sagt, Des hertzeem auge gibt keyn pfand, geet durch meher vnd alle land, Durch hymel vnnd durch helle nidder, vnd kompt doch schnell herwyder, Man sehet gar wol weyb vnnd man, gedancken nyemandt fahen kan; Die bande kundt nyemand yhe erfinden, da mit man die gedancken mocht gebinden. Die weltliche öbrickeyt muß umb rechts vnd frides willen zu erhalten, vnd solche grosse vnkost, so auff ein regiment gehet zuerdulden, schoß, zinße, gülte vnnd renthe auff die vnterthanen schlagenn, auch von denen fordern, so durch yhre landt wandlen, reytten, faren vnnd gehen, vnnd hie ist nichts frei, Es muß sich alles verzollen lassen, da mit man auff erden handelt alle ware, pferde, wachß, flachs, vnnd wie alle ding namen haben, allein gedancken, weyl sie heymlich und verporgen sind, sind sie zoll frey, Freydanck sagt, Es sind so dick nicht mawren drey, ich wolt gedencken durch sie frey.

Aus den

Moralischen Vorlesungen

von Gellert.

Meine Herren, die Absicht bei meinen moralischen Vorlesungen, die ich Ihnen diesen Sommer, so Gott will, zu halten gedenke, geht nicht bloß dahin, Ihnen die Sittenlehre von derjenigen Seite vorzutragen, wo sie den Verstand als eine Wissenschaft unterrichtet, aufklärt und überzeugt — eine Arbeit, die schon viel scharfsinnige Männer vor mir glücklich unternommen haben — sondern Ihnen die Sittenlehre vornehmlich von der Seite zu zeigen, wo sie das Herz rührt, bildet und bessert.

Die Weisheit, die uns durch Grundsätze der Vernunft fromm und ruhig, die uns zu Freunden unsrer selbst, andrer Menschen und zu Freunden und Verehrern Gottes machen soll, ist nach der Erziehung, die wir zu unseren Zeiten genießen, nicht schwer zu fassen. Wie viel Lehrbücher giebt es nicht, darin sie deutlich und streng vorgetragen wird! Und wie viel Studirende müßten Schulen und Akademien mit einem edlen Herzen und mit gebesserten Sitten verlassen, wenn die Tugend bloß auf der Kenntniß eines moralischen Lehrgebäudes beruhte, wenn sie bloß ein Werk der Vernunft und nicht der Religion, bloß ein Werk der Erziehung und nicht einer göttlichen Veränderung unsers Herzens wäre! Aber vielleicht ist doch die Trockenheit selbst, mit der wir die Moral vortragen, eine von den Ursachen, daß uns ihr natürlicher Werth nicht genug rührt.

Vielleicht ist auch dieses die wichtigste Ursache, daß wir die Wahrheiten der Moral nur mit dem Gedächtnisse, höchstens mit dem Verstande fassen. Wir schmeicheln uns, indem wir sie erlernen, daß sie uns besser und tugendhafter mache, weil sie uns in gewissen Stücken einsichtsvoller macht. Wir schmeicheln uns, daß wir von der Schönheit der Tugend überzeugt sind; und oft sind wir es nur von der Güte unseres Systems. Wir rechnen die Mühe, die wir auf die Kenntniß der Sittenlehre und ihrer Beweise anwenden, der Tugend selbst als eine Mühe an, die wir auf ihre Erlangung und die Ausübung ihrer Gesetze gewandt hätten. Gleichwohl bleibt das Herz bei aller unsrer Weisheit leer und bei dem geringsten Widerstande ungeneigt, sich nach ihr zu richten, und oft handeln wir in der nächsten Stunde wider diejenige Pflicht, die wir kurz vorher auf eine demonstrative Art erwiesen haben. Ich will es also versuchen, ob ich Ihnen die vornehmsten Theile der Sittenlehre auf eine lebhaftere Art, nicht bloß durch Beweise der Vernunft, sondern zugleich durch die Aussprüche des Herzens und die Stimmen der innerlichen Empfindung und des Gewissens, durch Beispiele und Gemälde vortragen und erläutern kann. Und o, wie glücklich werde ich mich schätzen, wenn ich diese Absicht erreichen und mich um Ihre Tugend, das ist, um Ihre höchste Wohlfahrt in jeder Stunde verdient machen kann! Möchte ich doch diesen Eifer lebhaft fühlen, so oft ich vor Ihnen auftrete; und möchte er mich doch beredt machen, Ihnen die Pflichten der Moral als die liebenswürdigsten und heiligsten Gesetze unsrer Wohlfahrt abzubilden!

Ja, Jüngling, wer du auch seist, vom Blute der Hohen oder der Niedern entsprossen, vergiß nicht, warum du lebst und studirst. Die Gelehrsamkeit ist dein Beruf auf der Akademie. Ein wichtiger Beruf! Aber wisse, daß Gelehrsamkeit ohne Tugend, daß Verstand ohne ein gebessertes Herz, daß Wissenschaft und Geschmack ohne Unschuld und Frömmigkeit weder für dich noch die Welt Glück sei, nicht Ehre, sondern Schande für deinen unsterblichen Geist. Suchst du die wahre Weisheit und Zufriedenheit, so suche sie von deiner Jugend an in der Kenntniß und täglichen Ausübung der Religion, der allgemeinen und der besondern Pflichten des Menschen.

Denke, daß nichts selig macht, als die Gewissensruhe und daß zu deinem Glücke dir niemand fehlt, als du. Allein, meine Zuhörer, verlassen Sie Sich bei Ihrer Tugend auch auf die beste Moral der Vernunft nicht. Sie ist gut, aber nicht zureichend, das verdorbene Herz zu ändern und umzubilden. Dieses thut allein die göttliche Kraft der Religion. Ich werde daher in meinen Vorlesungen von Zeit zu Zeit den Unterschied und die Grenzen der Tugend, der

Vernunft und der Tugend, der Religion zu bestimmen und Sie in der Verehrung der Religion dadurch zu bestärken suchen. Eine nöthige Vorsicht, theuerste Commilitonen! Denn wir, die wir uns den Wissenschaften widmen, fangen nicht selten an, aus einer ungemeßnen Liebe gegen alles, was Licht der Vernunft heißt und aus einem philosophischen Stolze auf unsere eignen Kräfte das Licht der Offenbarung und die höhere Kraft der Gnade nicht für so nöthig zu achten, sondern wir schmeicheln vielmehr uns insgeheim, daß wir durch die Hilfe der Vernunft, durch ihre Beweise und Beweggründe, weise und tugendhafte Menschen werden können. Nein, das Auge der Vernunft, welches das Licht der Religion nicht vertragen kann, ist gewiß ein blödes Auge. Bei meinem Vortrage selbst werde ich keinem besondern Lehrgebäude folgen, wohl aber die moralischen Schriften eines Mosheim, Baumgarten, Crusius, eines Hutcheson, Fordyce und anderer scharfsinnigen und beredten Männer zu Ihrem Vortheile zu nützen suchen. Der Inhalt meiner Vorlesungen wird sich am bequemsten unter drei Abtheilungen bringen lassen. In der ersten werde ich in einigen Abhandlungen von der Natur und Absicht der Moral, von ihrem doppelten Erkenntnißgrunde, nämlich der Vernunft und den Empfindungen des Herzens und Gewissens, von Pflicht, Tugend und Glückseligkeit, von dem Vorzuge der Moral unserer Zeiten vor der Moral der alten Weltweisen und von dem Unterschiede zwischen der Sittenlehre der Vernunft und der Sittenlehre der Religion reden. In der zweiten Abtheilung will ich die allgemeinen Mittel, zur Tugend zu gelangen, in einigen kurzen Regeln vortragen, sie zu erläutern und auf das Leben anzuwenden suchen. In der dritten werde ich endlich von den vornehmsten Pflichten gegen uns, die Welt und Gott ebenfalls auf eine praktische Art handeln. Ich fange also meine Vorlesungen mit dem herzlichen Wunsche an, daß sie Ihnen nützlich, in Ihrem ganzen Leben nützlich, auf mehr als ein Leben heilsam sein mögen. Das gebe der Urheber aller unsrer Weisheit, Tugend und Glückseligkeit und lasse in unsern Seelen die Liebe des Guten und den Abscheu des Bösen täglich lebendiger und kräftiger werden zur Verherrlichung seines Namens und zu unserer immerwährenden Wohlfahrt!

Was dem Ruhme der deutschen Bühne und der schönen Literatur überhaupt hinderlich ist.

Das meiste, was wir Deutschen noch in der schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja, das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien oder

wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heißen Spielwerke, allenfalls nicht unnütze Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünfundzwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollten wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anders schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann, ein hübsches Compendium aus den höheren Fakultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.

Daher kommt es denn auch, daß unsere schöne Literatur, ich will nicht bloß sagen gegen die schöne Literatur der Alten, sondern sogar fast gegen die aller neueren polirten Völker ein so jugendliches, ja kindisches Ansehen hat und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht; aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung einmal außer dem einförmigen ekeln Zirkel seiner alltägigen Beschäftigungen denken will. Welche Nahrung kann so ein Mann wohl z. B. in unsern höchst trivialen Komödien finden? Wortspiele, Sprichwörter, Späßchen, wie man sie alle Tage auf den Gassen hört. Solches Zeug macht zwar das Parterre zu lachen, das sich vergnügt, so gut es kann; wer aber von ihm mehr als den Bauch erschüttern will, wer zugleich mit seinem Verstande lachen will, der ist einmal da gewesen und kommt nicht wieder.

Wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Mensch, der erst selbst in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und sie schildern. Das größte komische Genie zeigt sich in seinen jugendlichen Werken hohl und leer; selbst von den ersten Stücken des Menander sagt Plutarch, daß sie mit seinen späteren und letzteren Stücken gar nicht zu vergleichen gewesen. Aus diesen aber, setzt er hinzu, könne man schließen, was er noch würde geleistet haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meint man wohl, daß Menander starb? Wie viele Komödien meint man wohl, daß er erst geschrieben hätte? Nicht weniger als hundert und fünf; und nicht jünger als zwei und fünfzig. Keiner von allen unseren verstorbenen komischen Dichtern, von denen es sich noch der Mühe verlohnte, zu reden, ist so alt geworden; keiner von den jetzt lebenden ist es noch zur Zeit; keiner von beiden hat den vierten Theil so viel Stücke gemacht. Und die Kritik sollte von ihnen nicht eben das-

zu sagen haben, was sie von dem Menander zu sagen fand? Sie wage es aber nur und spreche! Und nicht die Verfasser allein sind es, die sie mit Unwillen hören. Wir haben, dem Himmel sei Dank! jetzt ein Geschlecht selbst von Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, — alle Kritik verdächtig zu machen. „Genie! Genie!“ schreien sie. „Das Genie setzt sich über alle Regeln hinweg! Was Genie macht, ist Regel!“ So schmeicheln sie dem Genie; ich glaube, damit wir sie auch für Genies halten sollen. Doch sie verrathen zu sehr, daß sie nicht einen Funken davon in sich spüren, wenn sie in einem und demselben Athem hinzusetzen: „Die Regeln unterdrücken das Genie!“ — Als ob sich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunstrichter ist ein Genie; aber jedes Genie ist ein geborener Kunstrichter. Es hat die Regeln in sich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken. Und diese seine in Worten ausgedrückte Empfindung sollte seine Thätigkeit verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, so viel ihr wollt; es versteht euch nur, insofern es eure allgemeinen Sätze den Augenblick in einem einzelnen Falle anschauend erkennt; und nur von diesem einzelnen Falle bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der Arbeit auf seine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beispiels, die Erinnerung einer eigenen glücklichen Erfahrung auf sie zu wirken im Stande ist. Behaupten also, daß Regeln und Kritik das Genie unterdrücken können, heißt mit anderen Worten behaupten, daß Beispiele und Uebung eben dieses vermögen, heißt, das Genie nicht allein auf sich selbst, heißt, es sogar lediglich auf seinen ersten Versuch einschränken. Ebensowenig wissen diese weisen Herren, was sie wollen, wenn sie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Kritik auf das genießende Publikum mache, so lustig wimmern! Sie möchten uns lieber bereden, daß kein Mensch einen Schmetterling mehr bunt und schön findet, seitdem das böse Vergrößerungsglas erkennen läßt, daß die Farben desselben nur Staub sind.

„Unser Theater,“ sagen sie, „ist noch in einem viel zu zarten Alter, als daß es das monarchische Scepter der Kritik ertragen könnte! — Es ist fast nöthiger, die Mittel zu zeigen, wie das Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, wie weit wir noch von diesem Ideale entfernt sind. — Die Bühne muß durch Beispiele, nicht durch Regeln reformirt werden. — Raisonniren ist leichter, als selbst erfinden.“

Heißt das, Gedanken in Worte kleiden, oder heißt es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten suchen und keine erhaschen? Und wer

sind sie denn, die so viel von Beispielen und vom Selbsterfinden reden? — Was für Beispiele haben sie denn selbst erfunden? — Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beispiele zu beurtheilen vorkommen, so wünschen sie lieber Regeln; und wenn sie Regeln beurtheilen sollen, so möchten sie lieber Beispiele haben. Anstatt von einer Kritik zu beweisen, daß sie falsch ist, beweisen sie, daß sie zu streng ist und glauben verthan zu haben! Anstatt ein Raisonnement zu widerlegen, merken sie an, daß Erfinden schwerer ist, als Raisonniren und glauben, widerlegt zu haben. Wer richtig raisonnirt, erfindet auch; und wer erfinden will, muß raisonniren können. Nur die glauben, daß sich das eine von dem andern trennen lasse, die zu keinem von beiden aufgelegt sind.

Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist so leicht abgewartet!

Lessing.

Der Minnegesang.

Das allgemeine Erwachen eines neuen Lebens und jugendlichen Gefühls in dem Zeitalter der Kreuzzüge zeigte sich besonders in der plötzlichen Entfaltung jener Poesie, welche man bei den Provençalen die fröhliche Wissenschaft nannte, und welche bei den geistvollsten Nationen des damaligen Europa einen so verschwenderischen Reichthum von Rittergedichten und Minneliedern hervorgebracht hat. Da der Geist des Minnegesangs aus allen diesen Ritterdichtungen athmet, und dieser Geist vorzüglich sie von andern bloß heroischen Heldengedichten unterscheidet, so mache ich mit dem ersten den Anfang. Der Minnegesang blühte zuerst auf bei den Provençalen und pflanzte sich von ihnen auf die Italiener fort, die anfangs selbst wohl in provençalischer Sprache dichteten. Jetzt ist diese Sprache wie ausgestorben, daher die noch vorhandenen Denkmäler derselben unbenutzt in den Handschriften-Sammlungen daliegen. Nebst Frankreich blühte die fröhliche Wissenschaft am frühsten in Deutschland, am meisten im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte. Erst im vierzehnten Jahrhunderte erreichte der Minnegesang der Italiener durch Petrarka seine kunstreiche Vollendung, und das fünfzehnte Jahrhundert war die eigentliche Zeit der spanischen Lieder. Ja, der letzte berühmte Dichter, der in dieser alten Art von Liebesliedern in Spanien einen großen Ruhm erreichte, lebte noch tief in das sechszehnte Jahrhundert hinein. Es war Castillejo, der Ferdinand dem Ersten aus seinem Vaterlande nach Oesterreich folgte.

Der Minnegesang hat sich bei jeder der genannten Nationen durchaus eigenthümlich entwickelt, dem verschiedenen Nationalgeiste gemäß; und ich glaube, daß hierin mit Ausnahme der Italiener keine Nation von der andern so gar viel entlehnt hat, während die Ritterdichtungen allerdings immer von einer Nation zur andern verpflanzt wurden und eine Art von Allgemeingut für alle waren. Selbst die Liederform hat sich bei jeder Nation ganz verschieden gestaltet. In allen herrscht der Reim und zwar ein sehr musikalischer Gebrauch desselben, der ohne die Beziehung auf die Musik fast verschwenderisch und spielend scheinen konnte. Wahrscheinlich hat diese gemeinschaftliche Eigenschaft ihren Grund in der Beschaffenheit der damaligen Musik, da sie ursprünglich alle zum Gesange bestimmt waren. Daß die deutschen Dichter ihre Minnelieder von den Provençalen entlehnt hätten, wie man oft ohne allen Beweis behauptet und ohne Grund vorausgesetzt hat, ist um so weniger wahrscheinlich, da die Deutschen in viel früherer Zeit Minnelieder gehabt haben; denn schon unter Kaiser Ludwig dem Frommen fand man es nöthig, den Klosterfrauen das häufige Singen der Liebesgesänge oder Weinlieder zu untersagen. In der Ritterzeit haben allerdings einige deutsche Fürsten, die in Italien mehr einheimisch waren, auch in provençalischer Sprache gedichtet, aber dies beweist für den deutschen Minnegesang selbst nichts. Wäre dieser entlehnt, so würden die Sänger doch bisweilen ihre Vorbilder erwähnen, wie Petrarka seine geliebten Provençalen so oft mit Ruhm anführt, um so mehr, da die deutschen Verfasser der erzählenden Rittergedichte ihre provençalischen oder französischen Quellen fast jederzeit anführen.

Wie dem auch sei, in der Liederform und auch im Charakter, in dem Gedankengange und der Gefühlsweise sind die deutschen Minnelieder von den provençalischen und französischen ganz verschieden, und von allen noch vorhandenen und schon bekannten Sammlungen der Art sind die deutschen die reichsten. Was darin zuerst auffällt, ist der sanfte Geist, den sie athmen; besonders Wunder nimmt es uns, wenn man einige dieser Fürsten und Ritter, von denen sie herrühren, in der Geschichte als die kühnsten Helden auftreten sieht. Aber dieser Gegensatz findet sich oft in der Natur und muß wohl dem menschlichen Herzen, wenn es edel ist, gemäß sein, daß nämlich mitten in einem ganz kriegerischen Leben sanfte Neigungen erwachen und aus der höchsten heroischen Kraft das feinste Zartgefühl, wie eine schöne Blume, emporsteigt. So ist auch jene alte Melodie, welche dem Könige Richard allgemein zugeschrieben wird, nur wie ein rührender Klagehauch, sanfter, als man von dem löwenherzigen Helden irgend erwarten sollte.

Doch die Zartheit der Gefühle und auch die Anmuth und musikalische Weichheit in der Sprache hat man den deutschen Minneliedern noch nie abgesprochen, dagegen macht man ihnen den Vorwurf der Einförmigkeit und Tändelei. Der Vorwurf der Einförmigkeit ist eigentlich sonderbar; es ist, als ob man sich beklagen wollte, daß im Frühlinge oder in einem Garten der Blumen zu viel seien. Freilich sollten Gedichte der Art nur wie einzelne Blumen den Weg des Lebens schmücken und nicht mit einem Male ausgeschüttet werden, was Ueberdruß erregt. Der Laura selbst hätte es zu viel werden mögen, wenn sie alle Gedichte, welche Petrarka noch bei ihrer Lebenszeit an sie gesungen hat, mit einem Male hätte lesen sollen. Der Eindruck der Einförmigkeit liegt aber bloß darin, daß wir ganze Hunderte von solchen Liedern, weil sie jetzt eine Sammlung bilden, hinter einander lesen oder durchlaufen, wozu sie ursprünglich gar nicht bestimmt waren. Denn sind sie auch nicht alle an eine wirkliche Geliebte gerichtet gewesen, sondern manche bloß ersonnen worden, so war es doch immer für den Gesang und um gesungen zu werden, wo immer man Lust daran fand, das gesellige Leben zu erheitern und zu verschönern. Außerdem ist es unvermeidlich, daß nicht bloß Liebesgesänge, sondern überhaupt alle lyrischen Gedichte, wenn sie ganz Natur sind und nur aus der eignen Empfindung hervorgehen, sich in einem bestimmten Kreise von Gefühlen und Gedanken bewegen. Dies ließe sich selbst in der ernsthaften lyrischen Gattung durch Beispiele von allen Nationen beweisen. Das Gefühl muß eine gewisse Hauptrichtung haben, wenn es sich eigenthümlich und poetisch aussprechen soll; und wo das Gefühl vorherrschen soll, da kann der Gedankenreichthum nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Die geforderte Manigfaltigkeit der lyrischen Gedichte findet sich nur in dem Zeitalter der Nachbildung, wo man denn oft alle möglichen Gegenstände in allen möglichen Formen behandelt und nicht selten den Ton und den Geschmack der verschiedensten Nationen und Zeitalter in einer Sammlung beisammen und um so mehr Abwechselung zum Hintereinander-Durchlesen findet, je mehr das Lied und der Gesang zum Gelegenheitsgedichte herabgesunken ist, oder sich in sinnreiche Kleinigkeiten und Epigramme zersplittert und aufgelöst hat.

Der zweite Vorwurf, welchen man den Minneliedern macht, daß sie tändelnd seien, ist nicht ungegründet; aber ich weiß nicht, ob es durchaus ein Tadel ist. Selbst die Alten, obwohl sie in ihren erotischen Gedichten mehr Gluth der Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke darzustellen streben, haben doch erkannt, daß auch dieses Spielende in der Natur und in dem Gefühle der Liebe liege, indem

sie in ihrer Mythologie den Amor als ein Kind darstellen und an diesen Begriff so manche sinnreiche Dichtungen und Bilder geknüpft haben. Daß die Liebe als die heftigste Leidenschaft auch in der Ritterzeit oft tragische Ereignisse und Handlungen hervorgebracht hat, läßt sich schon aus dem lebendigen Charakter dieses Zeitalters vermuthen. Die Geschichte bietet eine Menge Beispiele der Art dar. Aber diese ernsthafte und leidenschaftliche Seite der Liebe wird in den Minneliedern selten hervorgehoben. So ganz ohne Sinnlichkeit, wie die platonischen Sinngedichte und Gesänge des Petrarka, sind die deutschen Minnelieder nicht. Doch in den meisten wird auch diese Seite nur zart berührt. Vorzüglich und fast ausschließend ergriffen die Dichter diejenige Saite des Gefühls, welche dem Spiele der Phantasie einen freien Raum eröffnet. Es war also der Geist des Minnegesangs überhaupt und des deutschen insbesondere etwa folgender. Aus der den Deutschen ursprünglich eigenen Achtung vor den Frauen entwickelte sich bei milderen und verfeinerten Sitten und nachdem auch das Christenthum strengere und reinere Begriffe von Sittlichkeit allgemeiner verbreitet hatte, ein Zartgefühl, das nur da, wo es nicht mehr empfunden ward und die bloße Form davon übrig geblieben war, in leere Galanterie entartete, was aber, so lange es wirklich gefühlt wird, doch etwas unleugbar Edles und Schönes auch für die Poesie ist.

Die provençalischen Liebeshöfe und Gerichte, die daselbst mit einer fast methaphysischen Spitzfindigkeit durchgeführten Streitigkeiten und beantworteten Fragen über die Liebe sind dem deutschen Minnegesange eigentlich durchaus fremd. Er ist kunstlos im Vergleiche mit dem sinnreichen Gedankenspiele des Petrarka oder der spanischen Lieder, dagegen aber ist er gefühlvoller und besingt neben der Liebe gern auch die Natur und die Schönheit des Frühlings.

Friedrich von Schlegel.

Aus den

„Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“

von Gotthilf Heinrich Schubert.

Wir wissen nicht, welcher tiefe Reiz über der ersten Kindheit ruht. Sei es, daß ein Nachklang jenes unbekannten Traumes, aus welchem wir kamen, oder daß jener Abglanz des Göttlichen sie verherrlicht, welcher am reinsten über dem Stillen und Kindlichen schwebt. Wir finden uns da, wo wir aus jenem Traume erwachen, wie in der Morgenröthe eines beständigen Frühlingstages, dessen heiteres Grün keine Spur eines schon vorübergegangenen Herbstes unter-

bricht. Am klaren Quelle des Lebens, in welchem sich der ewige Himmel noch in der ersten Reinheit abspiegelt, unter Blumen erwachen wir. Noch strebt der Sinn nicht über den Saum der nahen Hügel hinaus, wir suchen und erkennen in der Natur nur die Blüthen, und das Leben erscheint uns noch unter dem Bilde der spielenden, unschuldigen Lämmer. Da berührt ein früh aufblühendes Gemüth der erste Strahl jenes Sehnens, das uns von der Wiege bis zum Grabe führt und unbewußt der unendlichen Ferne, die uns von dem ewigen Quelle des Lichts trennt, breiten sich die kindlichen Arme aus, das Nahegeglaubte zu umfassen. Doch schon die ersten Schritte sind ein Irrthum, und wir eilen von dem einsamen Hügel der kindlichen Träume, auf dem wir die ersten aufgehenden Strahlen empfingen, hinabwärts in das tiefe Gewühl des Lebens, wo uns neue Dämmerung umfängt.

Der klare Quell wuchs bald zum Flusse an, das innere Streben, stärker und kräftiger geworden, führte uns immer ferner mit sich hinaus. Zwar vorüber waren schnell die Stunden der Morgenröthe, es blieben fern hinter uns die grünen Hügel der Kindheit mit ihren Frühlingsblumen und dem Traume von spielenden Lämmern, doch heiterer und herrlicher scheint die zum Scheitel steigende Sonne, und der grünende Pfad ist noch durch keine Klippen unterbrochen. Wenn sich dann, in den Stunden des glänzenden Mittags, die Welt so frei und blühend dem inneren Sinne öffnet, wenn dem kühnen Gemüthe, das noch nirgends die Grenze seines Strebens gefunden, das ferne hohe Gewölk noch als fernes Gebirge erscheint, das es zuletzt noch leicht zu erreichen wähnt, da scheint in der süßen Zeit der Rosen alles tiefe Sehnen sein Ziel gefunden zu haben. Dort, wo die Lilie der Rose sich vermählt, wo jene schlanken Bäume mit dunkelgrünen Zweigen sich umfassen, schlingt die jugendliche Liebe ihren Arm um uns. Da bedarf der alsdann vollkommen selige Sinn nicht mehr der Welt außer sich, wir träumen nur von der stillen einsamen Hütte auf grünem Hügel, von dem ländlichen Liede der Turteltaube und dem einsamen Thale; vergessen ist auf Augenblicke alles fernere Streben, und wir ruhen zum ersten- und vielleicht wohl zum letztenmale aus in einer gänzlich seligen Genüge. Denn siehe, unter den Rosen und Lilien stand auch die hohe Sonnenblume, welche mit treuem Haupte dem Gange des ewigen Lichtes folgt. Ein tieferes Sehnen in uns ward noch nicht befriedigt, und mit ernstem Rufe weckt es das ewige Ideal von neuem auf.

Da ging unter dem vielfältigen Streben die Stunde des Mittags vorüber, vorüber die Zeit der Rosen und Lilien. Der Abend läßt die Flur in ihrer letzten, kräftigsten Gestalt, in der Zeit der

Reife sehen. Die Blüthen, welche einst das Gemüth erfreuten, sind vorüber, nur einige haben Früchte getragen, die meisten waren fruchtlos, und auf dem herbstlichen Boden blüht nur noch einsam mit der Farbe des Abendroths die späte Zeitlose, deren Früchte erst in einem andern Frühlinge reifen. Die Träume von stillen Hütten auf blühenden Hügeln, das Lied der Turteltauben hat das wüste Geräusch der Stadt verdrängt. Endlich aber ist jenseit des Mittags dem Gemüthe klar geworden, was jenes tiefe Streben, jenes Sehnen in uns begehrt. Siehe, mit dreigetheiltem Gipfel, erhaben über den Flug der Wolken, von ewigem Schnee verhüllt, blickt dort ein Sinnbild des Ueberirdischen und Unvergänglichen, das Alpengebirge, herüber. Zwar die ehehin friedliche Bläue des Himmels ist verhüllt, jene unvergänglichen Höhen stehen aber noch in ungetrübter Heiterkeit, von dem Glanze der Sonne strahlend, ein hohes Sinnbild des ewigen Lichts. Da strebt das Gemüth mit seinen höchsten Kräften nach dem unvergänglichen Gipfel; doch der Drang der Leidenschaften in uns ist zum Strome geworden, welcher Schiffe mit sich hinabführt. Wir ringen öfters fruchtlos mit seinen Wellen hinüber nach dem jenseitigen Ufer und dem hohen Gebirge, und nur in den Stunden der Begeisterung hebt sich das Gemüth, wie jener Adler, welcher die Wolken und den Strom ferne zurückgelassen, nach den unvergänglichen Höhen. Wenn nun das innere Streben ermattete von dem letzten Theile des Weges, welcher voller Felsen war und Klippen, da wird hier, am diesseitigen Ufer, ein Ruheort gefunden unter dem Kreuze, welches friedlich über Felsen steht. Endlich erkennt das Gemüth an, daß die Heimath jenes Sehnens, das uns bis hieher geführt, nicht auf der Erde sei. Eile dann hinab, Strom! Wo deine Wogen in das ewige Meer gehen, an ferner Küste vernahmen wir von einem letzten Ruheorte! Wird doch dort die innere Gluth sich kühlen, die tiefe Wunde heilen! Blühe dann ab, arme Zeitlose, wenn der Winter naht, einzige späte Blüthe, welche keine Früchte trägt. Deine Früchte, du wunderbare Blume, wird jenseit des Winters ein neuer ferner Frühling reifen.

Endlich siehe, die Sonne der hohen Manneskraft ist hinunter. Des Weges letzter Theil war öde und einsam. Alle Blüthen waren vorüber und selbst die Früchte, die sie uns getragen! Denn was wir für unser ewiges Eigenthum gehalten, hat das Schicksal, dessen freie Gabe es gewesen, zurückgenommen. Noch vor unseren Augen ist in Trümmer gesunken ein Theil unseres Tagewerks, das für die Ewigkeit gebaut schien, und von der jungen Welt vergessen. Nur der Wille, das Streben in uns, bis an's Grab immer reiner und besser zu werden, war unser, und an diesem hält sich das innere

Vertrauen fest. Erreicht ist die stille Küste, wo sich der einst so mächtige Strom in's Meer verloren, und der graue Wandrer sieht sich einsam unter Gräbern. Noch ist das tiefe Sehnen, das uns bis hierher geführt, nicht gesättigt; ach, selbst die Hoffnung des Sommers, welcher es reifen sollte, ist nun vorüber, und die Zeit des Schnees bedeckt die Saat eines künftigen Frühlings. Da blickt durch die Trümmer einer alten, hohen Vergangenheit der Mond mit vollem Lichte herein. Der Himmel öffnet sich dort über dem Meere und zeigt sich noch einmal in seinem klaren Blau, wie in der frühen Kindheit. Da wird in prophetischem Schimmer jenseit des Meeres die Küste eines fernen Landes geahnt. Von seinem ewigen Frühlinge haben wir vernommen, und wie in ihm jenes tief im Innern Wohnende, das wir als Knospe hinüberbringen, reifen wird. Nimm dann hinweg Zeit, auch die letzten Trümmer unseres irdischen Daseins, nimm hinweg auf einige Zeit auch die Erinnerung des zurückgelegten Weges und laß uns, wenn dein ewiges Gesetz es so gebeut, schlummernd in dem lang ersehnten Vaterlande ankommen! So wird, wenn wir die Bildungsgeschichte des menschlichen Gemüths, wenn wir seine Entwicklung von der Wiege bis zum Grabe betrachten, mitten in dem Gange des irdischen Strebens ein andres höheres erkannt, welches mit jenem fast im Widerspruche zu stehen scheint, oder welches wenigstens in dem Gedränge des Lebens selten oder nie aufzublühen vermag. Die hohe Welt der Poesie und des Künstlerideals, noch mehr die Welt der Religion, vermag in dem irdischen Dasein nie ganz einheimisch zu werden und pflegt der Vermischung mit den Elementen desselben zu widerstreben. Auch sehen wir nicht selten auf einzelne Momente, öfters in gewaltsamerer Weise, gewisse tiefe Kräfte unsres Wesens hervorschimmern, welche an geistigem Umfange weit über die Grenzen unserer jetzigen Fähigkeiten hinausgehen, und die wir uns doch vergeblich bemühen, im Gange des gewöhnlichen Lebens festzuhalten. Es wird uns nicht an Beispielen aus allen Theilen der Naturwissenschaft mangeln, welche vielleicht eben über diese dunkle und tief liegende Eigenschaft unsres Gemüths einiges Licht verbreiten können. Mit Recht ist dieselbe das Beginnen eines höheren überirdischen Daseins, und der Mensch ein zweilebendes Wesen, welches auf dem höchsten Gipfel der irdischen Natur zugleich die ersten Anlagen der überirdischen in sich vereint, genannt worden. Wir sehen in ihm jenes Streben nach geistiger Vollendung kaum erwachen, während des kurzen Daseins aber nie erfüllt werden. So greift aber in der ganzen Natur ein höheres künftiges Dasein in das vorhergehende unvollkommnere ein, bald als Vorahnung, bald schon deutlich in seinem ersten lebendigen Beginnen sich regend. — —

Die Schönheit der Diction in Göthe's Hermann und Dorothea.

Die Schönheit der Diction kann nur an einzelnen Beispielen gezeigt und empfunden werden; wir schränken uns daher hier bloß auf eine einzige Bemerkung und auf wenige Worte ein. In keiner Stelle dieses ganzen Gedichts wird man einen überflüssigen Schmuck, eine müßige Wiederholung, überhaupt einen Ausdruck antreffen, der stärker oder prächtiger wäre, als der Gegenstand ihn verlangt. Nichts kann dem oratorischen Stile in der Poesie, den wir vorzüglich in den Werken der Ausländer so oft bemerken, mehr entgegengesetzt sein, als der Vortrag unseres Dichters. Ueberall schildert er nur die Sache, aber überall auch diese in ihrem ganzen und vollen Gehalte. Wo er große Naturscenen beschreibt, ist sein Ausdruck sinnlich, prächtig und kühn. Hermann und Dorothea gehen am Abende, da eben die Sonne sich zum Untergange neigt, nach Hause. Wie groß malt er uns dieses Schauspiel!

Also gingen die zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier, bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.

Es wird Nacht.

Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne;
Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.

Ein reifes Kornfeld wogt, von der Luft bewegt, hin und wieder. Er nennt es eine goldene Kraft, die sich im ganzen Felde bewegt. Aber selbst bei diesen Schilderungen sieht man schon, daß er auch sinnliche Gegenstände nicht bloß den Sinnen malt, daß er immer die Einbildungskraft zugleich tiefer stimmt, alles charakteristisch, alles in Beziehung auf die ganze Wirkung zeichnet, die es auf uns ausübt. Denn dies ist die große und schöne Eigenthümlichkeit seines Vortrags. Sowie er überhaupt immer zugleich und in eins verbunden die Gestalt mit der Gesinnung darstellt, ebenso wählt er auch immer einen Ausdruck, der zugleich beides, die erstere in aller ihrer Individualität, die letztere in aller ihrer Wahrheit zeigt. Daher besitzt er eine so eigenthümliche Kunst, viel durch einzelne Beiwörter auszurichten, am meisten durch die, welche, auf den ersten Anblick und aus dem Zusammenhange herausgerissen, äußerst einfach scheinen, wie der wohlgebildete Sohn, der menschliche Hauswirth, die zuverlässige Gattin. Wo er Empfindungen malt oder Wahrheiten ausführt, da

vermeidet er jedes Wort, das übertrieben oder künstlich scheinen, oder mit dem nur überhaupt das einfachste und schlichteste Gefühl nicht sympathisiren könnte; dagegen knüpft er immer alles das auf einmal zusammen, was mit dieser Einfachheit verträglich ist. Dadurch bekommt jeder seiner Aussprüche ein gewisses gediegenes und antikes Ansehen, und die Begriffe von Tugend, von Glück, von Leben gewinnen bei ihm einen Gehalt und eine Fülle, die wir vergebens bei einem andern Dichter suchen. Es scheinen nicht mehr Worte und Schilderungen, es scheinen diese Gefühle selbst, wie sie aus dem Herzen hervorströmen. Man lese die Rede des Geistlichen über das Bild des Todes:

Lächelnd sagte der Pfarrer: „Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es in's Leben zurück und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es zu künftigem Heil in Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!"

und fühle selbst, welch ein Leben aus diesen Versen hervorquillt.

Wilhelm v. Humboldt.

Ueber den religiösen Werth der deutschen Bibelübersetzung Luthers

von Marheinecke.

Nicht leicht hat wohl, seitdem die Buchdruckerkunst erfunden worden ist, irgend eine gelehrte Arbeit sich so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt, als die, welche Luther auf die Uebersetzung der heiligen Schrift verwendet hat. Diejenigen, welche dies allein für die natürliche Wirkung der heiligen Schrift halten möchten, erklären sich diese Erscheinung in der That sehr einseitig und ungenügend. Es gab auch vor Luther in Deutschland schon Uebersetzungen der heiligen Schrift und nicht nur in die lateinische Sprache, sondern auch in die deutsche. Keins der Jahrhunderte nach ihm ist ohne neue Uebersetzungen der Bibel geblieben, und die neuere Zeit ist, wie bekannt, gar reich daran geworden. Gleichwohl ist sie nicht nur neben allen noch hoch in Ehren und in unverändertem Ansehen geblieben, sondern auch selbst die Scheidewand der getrennten Confessionen hat sie durchbrochen und allen Wechsel der Sprachbildung und des Geschmacks

glücklich bis jetzt überstanden, so daß wir in dieser Uebersetzung uns nicht nur so recht als Brüder, unter einem Herzen getragen und genährt, wiederfinden, sondern auch, obwohl nunmehr bald durch drei Jahrhunderte von den ersten Lesern derselben getrennt, doch mit ihnen durch ein gemeinsames Band vereinigt, Kinder einer und der nämlichen schönen und glaubensreichen Zeit zu sein, ja derselben glorreichsten und ehrwürdigsten Zeit des deutschen Vaterlandes noch anzugehören scheinen.

Wenn von diesem allen, wie offenbar, der Grund weder allein in dem Inhalte oder Gegenstande dieser Uebersetzung, noch in dem Mangel an andern Uebersetzungen liegt, durch welche sie etwa hätte übertroffen oder verdrängt werden können, so muß es wohl eben in dieser ihrer Form, welche an ihr, als Uebersetzung, das Wesen ist, so eigenthümliche Vorzüge geben, daß ihr deshalb die Liebe aller Zeiten, seitdem sie vorhanden, gesichert gewesen und geblieben ist. Und wer mag verkennen, daß ihr ein Vorzug eigen ist, welcher wiederum der Grund aller andern ist? Wenn wir diese Uebersetzung der Bibel eine religiöse nennen, so wollen wir, wie man leicht sieht, damit weit mehr sagen, als was sich von selbst versteht und ihr mit allen vorhandenen und möglichen gemeinsam ist, daß sie nämlich Uebersetzung einer religiösen Schrift, ja des heiligsten aller Bücher sei. Denn in dieser Beziehung würde doch jener Vorzug nur dem Gegenstande angehören, der ihren Inhalt ausmacht; wir aber betrachten ihn hier zugleich und hauptsächlich als Uebersetzung.

Sehen wir sie nun von dieser Seite an, so werden wir sie freilich auch nicht für sich und ohne Zusammenhang mit ihrem göttlichen Inhalte, sondern eben allein in der innigsten Verbindung mit diesem recht würdigen und sie mit allen ihren Vorzügen nur so im wahren Licht erkennen können. Denn dieses deutsche Gewand, in welchem hier die Bibel auftritt, werden wir bald nicht mehr für eine ihr fremde Form, sondern für eine aus ihrem innersten Wesen selbst entsprungene halten müssen. Das Wesen der Bibel aber ist das in ihr enthaltene Wort Gottes, welches mit ihrem Inhalte schlechthin keineswegs für einerlei anzusehen ist. Nur sofern sie das Wort Gottes enthält, ist sie eine heilige Schrift, heilig in dem nämlichen Sinne, wie es Gott selber ist, als Urheber derselben, als der, von welchem dieses ewige und beseligende Wort gesprochen worden und ausgegangen ist. Denn schwerlich wird wohl jemand, der noch von Gott irgend etwas zu wissen vorgeben wollte, uns einen ewig verhüllten oder schweigsamen Gott erdichten wollen, der nichts von sich dem Menschengeschlechte zu sagen und mitzutheilen hätte, und ebensowenig wird wohl irgend jemand, dem dies eine leere und taube Redensart

ist und der sich nicht mit hohlen Worten selber um die Gedanken zu betrügen gewohnt wäre, einen wesentlichen Unterschied aufrichten wollen zwischen Gottes ewigem Wesen und dem heiligen Worte, welches aus ihm entsprungen und, auch hervorgegangen aus ihm, doch dadurch nicht von dem wahren und unveränderlichen Wesen Gottes getrennt und abgerissen ist. Das ganze Geheimniß der göttlichen Offenbarungen von Ewigkeit her und die Summe aller Wohlthaten, die Gott von Anbeginn an dem Menschengeschlechte erzeigt hat, ist allein darin begriffen, daß er zu demselben geredet und es nie ohne sein Wort gelassen, durch welches alles, auch der Mensch selber, geworden, welches er zu allen Zeiten durch seine Diener und Propheten an die Welt gelangen lassen, durch welches allein der Untergang des Menschengeschlechts verhütet worden, den es sich durch die Sünde verdient und zugezogen, und das endlich, um das Maß aller Erbarmungen Gottes zu vollenden, zur Beseligung der Menschen Fleisch geworden und die menschliche Natur angenommen hat, um die so tief gefallene auf's neue und innigste wiederum mit Gott zu verknüpfen. Seitdem der Sohn Gottes im neuen Bunde erschien, wissen wir nun auch, wer das bis dahin noch nicht klare, sondern manigfaltig verhüllte Wort Gottes im alten Testamente gewesen und daß göttlich an demselben allein, was christlich ist. Er ist der Mittelpunkt beider Testamente, und wie den vollen Glanz seiner Herrlichkeit im neuen zu erkennen und zu genießen unmöglich ist, ohne ihn verheißen und nahe schon im alten zu erblicken, so kann auch, wer an dieses allein sich hält, ohne Christum darin zu sehen, wie nur die Juden und schlechte Christen thun, dasselbige nimmermehr verstehen und zu seiner wahren Seligkeit anwenden.

Denn wie Gott allein sich selber erkennt und auch wir ihn nur durch ihn, durch seinen Geist zu erkennen vermögen, so ist auch das in der Bibel enthaltene und uns insofern äußere Wort Gottes nur durch das innere, Christus in ihr nur durch Christum in uns, das heißt nur durch seinen Geist zu verstehen, im lebendigen Glauben wahrzunehmen, zu fassen und festzuhalten. Durch etwas wesentlich von ihm selbst Verschiedenes ist er doch nimmermehr zu erkennen. Nur aus der heiligen Schrift in uns, welche nicht mit Tinte und vergänglichen Buchstaben in die Gemüther geschrieben ist, verstehen wir sie auch in der Bibel. Es ist der nämliche Geist Gottes, der dieses den Verfassern der Bibel eingegeben und jene in unsere Herzen gegeben und eingegraben hat. Verschieden ist nur das Maß des göttlichen Geistes und so auch die Gabe der Schriftauslegung. Gott aber hilft auf das Gebet wahrhaft gläubiger Seelen.' Nur in dem Grade, als sie des göttlichen Geistes gewürdigt wurden, konnte zu

allen Zeiten der Menschen Herz sich erweitern, die Fülle der göttlichen Offenbarungen in sich aufzunehmen und ihre unendliche Tiefe bis zu einem gewissen Punkt zu ermessen. Nur in dem Maße, als der Geist Christi in ihnen wohnte und wirkte, war ihnen verliehen, die unlebendige Hülle des ewig lebendigen göttlichen Worts zu zerbrechen und die äußere Rinde scharf und fein von dem göttlichen Inhalte, den sie umschließt, abzulösen: nur dem beharrlichen Glauben und Gebete geht aus der Todtengruft des Buchstabens der ewig frische, verklärte Geist hervor.

Sehen wir nun von diesem Punkte auf die Lutherische Uebersetzung der Bibel hin, so kann uns nicht wohl entgehen, worin ihr unvergleichlichster Vorzug besteht. Man sieht und fühlt es dieser Form der heiligen Schrift leicht an, daß sie mit dem wesentlichen, göttlichen Inhalte der Bibel in einer lebendigen Berührung, in einer innern Verwandtschaft steht und daß sie auch in ihrer Sprache von dem der Bibel inwohnenden göttlichen Geiste durchdrungen ist. Man fühlt es leicht, daß die ganze Herrlichkeit und Kraft des göttlichen Worts bei dieser Verpflanzung auf den Grund einer andern Sprache nichts verloren, sondern gleichsam an diesem neuen und fremden Boden selbst doch nur ein heimathlich Land, ein neues Vaterland wiedergefunden. In ihr ist die Form und Sprache mit dem göttlichen Inhalte und Geiste der heiligen Schrift auf eine geheimnißvolle Art geeinigt und verschmolzen, so daß beide sich nicht mehr trennen lassen. Ueber diese Gestalt der Bibel, aus wie verschiedenen Theilen und Beiträgen ganz verschiedener Verfasser sie auch bestehe, ist doch von Anfang bis zu Ende ein gemeinsamer Charakter verbreitet und der eine und nämliche Geist durch das Ganze ergossen, also, daß es nach dieser Uebersetzung scheint, die ganze Bibel habe nur einen Verfasser gehabt. Alle Individualität des persönlichen Charakters, alle Härte und Milde des eigenthümlichen Stils, wie er die heiligen Schriftsteller so sehr von einander unterscheidet, ist von dem Feuer des gemeinsamen göttlichen Geistes aufgezehrt, und alle treten in dieser Uebersetzung zurück in ihrer Persönlichkeit vor einer höhern Gewalt, der sie dienen, und hervor blos als das, wofür sie selber sich achten, als die Werkzeuge des einen und ewigen, des gemeinsamen und heiligen Geistes Gottes. Diese Behandlung ist selbst denjenigen Theilen des alten Testaments widerfahren, welche sich durch sich selbst weniger als Bestandtheile einer heiligen Schrift zu legitimiren vermögen; auch sie sind, was sie weniger sind an sich, geworden erst durch die Zusammenordnung mit den andern und durch die Art, wie sie hier in den gemeinsamen Charakter hinein verflochten und wie auch über sie der nämliche Geist verbreitet worden.

Diese in ihrer Art einzige Erscheinung läßt sich nur aus der beherrschenden Gewalt des Wortes Gottes in der Bibel auf der einen, und auf der andern Seite aus dem lebendigsten und innigsten Gefühle ihres göttlichen Werths und Inhalts, kurz aus der Kraft und Tiefe eines vom göttlichen Geiste durchdrungenen Sinnes erklären. Wer irgend eine gesunde und vernünftige Vorstellung von der göttlichen Eingebung hat, deren die heiligen Schriftsteller gewürdigt worden, der kann auch gewiß nicht in Abrede stellen, daß einer unmöglich eine heilige, von Gott ihren Verfassern eingegebene Schrift treu und in Ansehung ihres göttlichen Geistes unverletzt in eine andere Sprache übertragen konnte, ohne an derselbigen Eingebung theilzunehmen. Luther selbst trug doch kein Bedenken, eine der herrlichsten Schriften seines theuren und bescheidenen Freundes Melanchthons für würdig des Kanons zu halten und sie somit in die Reihe göttlich-eingegebener Schriften zu stellen, ohne diese dadurch im mindesten herabzusetzen oder jener zu viel zu thun. So hat ja auch eine fast allgemeine Gewohnheit die herrliche Vorrede Luthers zu dem Briefe an die Römer, offenbar zu ascetischem Gebrauche, fast in alle Ausgaben seiner Bibel mit aufgenommen und sie hierdurch, was sie innerlich auch so sehr verdient, auch äußerlich gleichsam zu einem Bestandtheile der heiligen Schrift gemacht. Um wieviel mehr müssen wir nicht von dieser deutschen Uebersetzung gestehen, daß sie nicht ohne lebendige Bewegung des nämlichen göttlichen Geistes, der ihre Urschrift durchweht, zu Stande gekommen ist! Die Reinheit und Sicherheit, womit Luther nach aller Urtheile doch in den meisten Stellen in den einen und ewigen Sinn der heiligen Schrift so glücklich hineingedrungen ist; die Besonnenheit, Ruhe und Achtsamkeit, womit er dem verborgenen Sinne der heiligen Schrift nachgegangen und nachgestrebt; die zarte Empfindung, womit er dem Worte Gottes alle eigenthümliche Schönheit und Vollkommenheit abgelauscht und nachgefühlt; der feine und richtige Takt, womit er aus dem unermeßlichen Umfange und Reichthume unserer Sprache das innerlichste und geistigste zum Ausdrucke der Religion gemacht und hervorgehoben; die Klarheit und Wärme, womit er den übersinnlichen, flüchtigfeinen und lebendigen Geist aus der sinnlichen, todten und trüben Hülle des alten Buchstabens losgemacht und in den neuen herübergepflanzt — dies alles sind Eigenschaften und Vorzüge nur eines Gemüthes, das von dem Glauben an den, welcher auf allen Blättern der Gegenstand heiliger Schriften ist, innigst durchwärmt, von der unbegrenztesten, tiefsten Liebe zu dem Erlöser beseelt und von seinem Geiste genugsam bewegt und erregt ist, um ihn auch in dem äußern Worte und Buchstaben als einen bekannten Geist zu erkennen und zu erfassen.

So allein, auf dem Wege einer so außerordentlichen Religiosität und Anhänglichkeit an den Erlöser, den uns die heilige Schrift verkündigt, war ihm, wie keinem nach ihm, der ihm nicht an Kraft und Tiefe des Glaubens gleichkam, vergönnet, den wahren und rechten Schlüssel zu dem Heiligthume des göttlichen Wortes zu finden und es auch der deutschen Nation aufzuschließen. Auf diesem religiösen Standpunkte allein konnte er den ganzen Umfang und die Schwierigkeit seines Unternehmens überschauen, wie die Nothwendigkeit aller dazu gehörenden Kräfte und Hilfsmittel würdigen und diese auch richtig einander unterordnen, mußte aber auch bald sich überzeugen, daß ohne Glauben und Gebet vor allem in diesem schweren Geschäft so viel wie nichts ausgerichtet sei. Nur der, welcher durch tägliche, fleißige Betrachtung des göttlichen Wortes, durch ein langes und tiefes Studium der heiligen Schrift sich darauf vorbereitet und besonders den Segen des göttlichen Worts an seinem eignen Herzen richtig erfahren hatte, konnte dazu geschickt und geeignet sein. So hoch er auch den Werth aller andern Mittel und Wege anschlug, und wie unentbehrlich er auch dieselben zu seinem Zwecke erachtete, so war er doch von dem Aberglauben entfernt, daß die ganze Kunst der Uebersetzung einer heiligen Schrift allein in der Kenntniß der Grundsprachen beruhe und daß es damit allein abgethan sei. Denn wenn wir schon jede Uebersetzung eines menschlichen Buchs für verfehlt und mißlungen halten müssen, welche uns nicht neben und mit dem richtigsten und genauesten Ausdrucke und Sinne der einzelnen Stellen den ganzen Geist und Charakter desselben treu und unverletzt überlieferte, um wie viel mehr müßten wir nicht die Uebersetzung eines heiligen Buches verwerfen, wenn sie von dem heiligen Geiste desselben entblößt wäre und uns für diesen Mangel etwa nur durch einen correcten und eleganten Stil und durch eine übrigens noch so getreue Uebertragung aller einzelnen Stellen zu entschädigen gedächte. Dieser göttliche Geist einer heiligen Schrift ist seiner Natur nach nicht, wie der gemeine Aberglaube lehrt, das Resultat und Product der Zusammenwirkung aller einzelnen, richtig übersetzten Stellen, sondern vielmehr und umgekehrt das Princip und die Quelle aller richtigen Auslegung und Uebersetzung. Er hat seinen Sitz und Grund nicht in dem Buchstaben, auch nicht in dem Sinne aller einzelnen Worte und Stellen, sondern in dem Glauben und Herzen, in dem religiösen Denken und Leben des Menschen. Nur sofern er die Sprachkunde, Kritik und alle Historie und Gelehrsamkeit in seine Dienste nimmt und durchdringt, sind sie, wie unentbehrlich zur Uebersetzung einer heiligen Schrift, so auch von wahrem und ganz unschätzbarem Werthe — leer, gehaltlos, nichtsnutzig sind sie außer sochem Dienste.

2. Das Lehrbuch.

Das Lehrbuch unterscheidet sich von der Abhandlung dadurch, daß es nicht, wie diese, nur einzelne Hauptwahrheiten einer Wissenschaft in's Auge faßt, sondern entweder das Gesammtgebiet oder einzelne Haupttheile desselben, die aber wieder ein abgeschlossenes Ganzes bilden müssen, in streng logischer Ordnung und Entwickelung behandelt. Der Zweck des Lehrbuchs ist darum die vollständige Darstellung einer Wissenschaft in allen ihren Theilen. Vollständigkeit, Klarheit, logische Ordnung, Gründlichkeit und methodische Eintheilung sind darum die Haupterfordernisse eines guten Lehrbuchs. Inbetreff der letztgenannten Forderung unterscheidet man die analytische und synthetische Methode; jene beginnt mit dem Besonderen und schreitet zum Allgemeinen fort, während diese mit dem Allgemeinen anfängt und daraus das Besondere entwickelt.

Aus den

Physiognomischen Fragmenten

von Lavater.

Die Jesuiten.

Vielleicht ist unter allen religiösen Physiognomien keine leichter erkennbar, als die jesuitische. Jesuitenaugen sind zum Sprichworte geworden. Und in der That, ich getraute mir fast Umrisse jesuitischer Augen angeben zu können und nicht nur der Augen, sondern auch beinahe der Form des Kopfes. Ein Jesuit möchte beinahe in welchem Kleide er wollte erscheinen, er hätte das Ordenszeichen im Blicke für den gemeinen, in dem Umrisse seines Kopfes für den geübten Physiognomen. Zu diesem Umrisse gehören denn vornehmlich 3 Stücke: die Stirn, die Nase und das Kinn. Beinahe immer stark gewölbte, vielfassende, selten scharfe, feste, gedrängte Stirnen; beinahe immer große, meist gebogene und vorn scharf knorpelige Nasen; beinahe immer große, nicht fette, aber rund vorstehende Kinne; immer fast etwas zusinkende Augen, bestimmt gezeichnete Lippen. Merkwürdig, daß unter allen so gelehrten Jesuiten so wenig Beispiele sind, vielleicht nicht ein entscheidendes ist von einem wahrhaft philosophischen Kopfe. Mathematiker, Physiker, Politiker, Redner, Poeten, wie viele hatten sie! wie wenige philosophische Köpfe! Und das ist auch leicht zu begreifen. Die Art von Biegsamkeit, die Einschmeichelungskunst, die künstliche Beredsamkeit, die Uebungen im Schweigen und Verstellen, die ihnen so geläufig sein mußten, wie konnten die so gar nicht neben freier, kühner, allprüfender Philosophie bestehen!

Also, wo das eine mußte gesetzt werden, ward das andere eben dadurch schlechterdings aufgehoben. Sehr wenige Jesuiten wird man finden von außerordentlicher Kühnheit. Eben die Bildung zur Feinheit kann nicht mit der Bildung zur persönlichen Kühnheit bestehen; wenigstens wird gewiß nicht die Kühnheit, sondern die Feinheit immer die Oberhand behalten. Der religiöse Enthusiasmus, Enthusiasmus sage ich, nicht die so oft damit verwechselte Affectation des Enthusiasmus, haftet selten, ich dürfte sagen niemals, in stark geknochten Körpern. Die Kühnheit der Jesuiten, ich weiß es, war unbegrenzt; aber ihre Kühnheit war Geheimniß, gründete sich auf Verborgenheit, war lichtscheu. Und lichtscheue Kühnheit ist so wenig wahre Kühnheit, als lichtscheue Tugend Tugend ist.

Aus den

Chemischen Briefen

von Justus Liebig.

Die praktische Seite des Ackerbaues kann nicht klarer und tiefer aufgefaßt werden, als dies in der Rede des nordamerikanischen Häuptlings geschehen, welche der Franzose Crevecour uns überliefert hat. Jener — seinem Stamme der Missisäer den Ackerbau empfehlend — sprach: „Seht ihr nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? daß das Fleisch mehr als 30 Monde braucht, um heranzuwachsen und oft selten ist? daß jedes der wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundertfältig zurückgiebt? daß das Fleisch vier Beine hat zum Fortlaufen und wir nur zwei, um es zu haschen? daß die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen; daß der Winter, für uns die Zeit der mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also jedem, der nicht hört, bevor die Bäume über unsern Hütten vor Alter werden abgestorben sein und die Ahornbäume des Thales aufhören, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen, zu säen!“

In seinen beschwerlichen und mühevollen Jagden verbraucht der Indianer durch seine Glieder eine große Summe von Kraft, aber der hervorgebrachte Effekt ist sehr gering und steht mit dem Aufwande in keinem Verhältnisse.

Die Cultur ist die Oekonomie der Kraft: die Wissenschaft lehrt uns die einfachsten Mittel erkennen, um mit dem geringsten Aufwande von organischer Kraft die größten Wirkungen zu erzielen und

mit gegebenen Mitteln ein Maximum von Widerständen zu überwinden. Eine jede Kraftäußerung, eine jede Kraftverschwendung in der Agrikultur, in der Industrie, sowie in der Wissenschaft und namentlich im Staate, charakterisirt die Roheit und den Mangel wahrer Kultur. Darin liegt eben das außerordentliche Uebergewicht an Kraft, welches unsere Zeit von allen früheren unterscheidet, daß die Entwickelung der Naturwissenschaften und der Mechanik, sowie die nähere Erforschung aller Ursachen, wodurch mechanische Bewegungen und Ortsveränderungen hervorgebracht werden, zur genaueren Bekanntschaft mit den Gesetzen geführt haben, welche den Menschen befähigen, Naturgewalten, die sonst Angst und Entsetzen erweckten, zu seinen gehorsamen und willigen Dienern zu machen. Einem Prometheus gleich hat der Mensch mit Hilfe des göttlichen Funkens von oben, welcher genährt durch Religion und Gesittung, die Grundlage aller geistigen Vervollkommnung ist, den irdischen Elementen Leben eingeflößt. Die Dampfmaschine empfängt Speise und Trank und athmet gleich einem Thiere; in ihrem Leibe besteht eine Quelle von Kraft, wodurch innere und äußere Bewegseffekte hervorgebracht werden, und das bestabgerichtete Pferd folgt nicht geduldiger dem Willen des Menschen, als die Locomotive unserer Eisenbahnen; sie geht schnell und langsam, sie steht still und gehorcht dem leisesten Drucke seines Fingers.

Die Wissenschaft, welche die Sklavendienste den Maschinen überträgt, hat zwischen den Naturkräften und der organischen Kraft ein richtigeres Verhältniß hergestellt.

Die Summe von Licht und Wärmestrahlen, welche die Erde von der Sonne empfängt, ist eine unveränderliche Größe, aber sie vertheilt sich auf ihrer Oberfläche in Folge von Ursachen, welche man providentielle nennen muß, in ungleicher Weise; daher denn an dem einen Orte ein Ueberschuß, welcher die Production der Lebensbedingungen erhöht, an dem andern ein Mangel, durch welchen sie herabsinkt; sind die Kanäle zum Ab- und Zuflusse da, so stellt sich von selbst das Gleichgewicht ein; nirgends ein Ueberfluß, nirgends ein Mangel.

In gleicher Weise vertheilt sich auf der Erde der Reichthum und sein Schatten, die Armuth; zu allen Zeiten war das gegenseitige Verhältniß derselben gleich und unveränderlich; einer dauernden Zunahme im Besitze treten Ereignisse entgegen, welche ihr eine Grenze setzen. So wie sich das Blut von den großen Stämmen aus nach den Capillarien hin bewegt, so wird das größte Einkommen verbraucht und fließt durch eine unendliche Anzahl von kleineren Kanälen der ursprünglichen Quelle wieder zu.

Wo das Licht stark ist, erscheinen die Schatten dunkler; aber die Natur will es, daß in allen Abstufungen des Lichts kräftige Pflanzen gedeihen; ohne die hohen Bäume giebt es kein Gesträuch, kein Getreide und keine Feldfrüchte; denn sie ziehen den befruchtenden Regen an und machen, daß immer die Quellen fließen, welche Gedeihen und Wohlstand verbreiten. Die neuen socialistischen Theorien wollen, daß kein Schatten mehr sei; wenn aber das letzte Grashälmchen, welches Schatten wirft, zerstört wäre, dann würde freilich überall Licht, aber auch der Tod wie in der Wüste Sahara sein.

Durch die in seinem Leibe erzeugbaren Kräfte setzt der Mensch den Naturkräften, die seine Existenz unaufhörlich zu vernichten streben, einen Widerstand entgegen, welcher täglich erneuert werden muß, wenn sein Fortbestehen auf eine Zeit lang gesichert werden soll.

In jeder Stunde stirbt ein Theil unseres Körpers ab, und auch im Zustande der vollkommenen Gesundheit verfällt die Maschine nach 70—80 Jahren den irdischen Mächten, aller Widerstand hört völlig auf, ihre Elemente kehren in die Atmosphäre, in den Boden zurück. Das ganze Leben ist ein unaufhörliches Ringen mit den Naturkräften, eine ewige Störung und Wiederherstellung eines Gleichgewichtszustandes.

Als Speise und Trank bedarf der Mensch die Mittel der Wärme und Krafterzeugung; durch sie erzeugt sich in seinem Leibe der Widerstand gegen die Einwirkung der Atmosphäre, welche täglich einen Theil seines Lebens in sich aufnimmt.

Zur Bewahrung seiner Temperatur und zum Schutze gegen Witterung bedarf er der Wohnung, der Kleidung und Heizung; zur Erhaltung der Gesundheit und ihrer Wiederherstellung die Mittel zur Reinlichkeit und Arznei. Speise und Trank können bis zu einer gewissen Grenze die Kleidung, Heizung und Arznei vertreten, sie selbst aber sind durch Befriedigung keines der andern Lebensbedürfnisse ersetzbar, sie sind absolute oder unentbehrliche Lebensbedürfnisse.

Beim Mangel an innerem Widerstande (beim Hunger) wirken die nämlichen Naturkräfte, welche die Lebenserscheinungen bedingen, einem Schwerte gleich, welches allmählich bis zum Mittelpunkte des Lebens unaufhaltsam dringt und dessen Thätigkeit aufhebt.

Der Mensch bedarf für die Entwickelung, Vervollkommnung, Erhaltung der eigenthümlichen Thätigkeiten seiner Sinnesorgane gewisser anderer Bedingungen, welche seine angenehmen und nützlichen Bedürfnisse ausmachen. Außer diesen hat der Mensch noch eine Anzahl anderer Bedürfnisse, welche aus seiner geistigen Natur entspringen und die durch Naturkräfte nicht befriedigt werden können; es sind dies die manigfaltigen Bedingungen der Funktionen seines

Geistes, auf deren Entwickelung, Vervollkommnung und Erhaltung die richtige und zweckmäßige Verwendung der Kräfte des Körpers, so wie die Lenkung und Leitung der Naturkräfte zur Hervorbringung aller seiner nothwendigen, nützlichen und angenehmen Bedürfnisse beruhen.

Aus Knigges

„Ueber den Umgang mit Menschen.“

Der Umgang unter Freunden.

1.

Da bei dem Betragen gegen unsre Freunde alles auf die Wahl derselben ankömmt, so muß ich zuerst einige Bemerkungen über diesen Gegenstand vorausschicken. Keine freundschaftliche Verbindung pflegt dauerhafter zu sein, als die, welche in der frühen Jugend geschlossen wird. Man ist da noch weniger mißtrauisch, weniger schwierig in Kleinigkeiten; das Herz ist offener, geneigter, sich mitzutheilen, sich anzuschließen; die Charaktere fügen sich leichter zusammen; man giebt von allen Seiten nach und setzt sich in gleiche Stimmung; man macht gemeinschaftliche Erfahrungen, hat gemeinschaftliche Freuden und Genüsse, giebt sich mit unbeschränktem Vertrauen hin und wird späterhin durch die süße Erneuerung der Jugendzeit immer wieder zueinander hingezogen; dazu kommen dann Gewohnheiten und Bedürfnisse; wird einer aus dem vertrauten Kreise durch den Tod hinweggerissen, so kettet das die übrigbleibenden Gefährten desto fester aneinander. — Ganz anders ist die Gemüthsstimmung in späteren Jahren. Von Menschen und Schicksalen vielfältig getäuscht, werden wir verschloßner, trauen nicht so leicht; das Herz steht unter der Vormundschaft der Vernunft, die genauer abwägt und sich selbst Rath zu schaffen sucht, bevor sie sich andern anvertraut. Man fordert mehr, ist schwieriger in der Wahl, nicht mehr so lüstern nach neuen Bekanntschaften, wird nicht so lebhaft betroffen von glänzenden Außenseiten; man hat echtere Begriffe von sittlicher Vollkommenheit, von dauerhaften Bündnissen, von den Bedingungen einer gänzlichen Hingebung; der Charakter ist fester; die Grundsätze sind geläutert und befestigt; die Ansicht des Lebens ist eine höhere geworden. Darum wird es schwerer, eine dauerhafte Harmonie zu Stande zu bringen, und endlich sind wir in so manche Verbindungen verflochten, daß wir kaum Muße und wenigstens selten Drang haben, neue zu schließen. Darum sollten Jugendfreunde nicht vernachlässigt und Jugendfreundschaften immer wieder erneuert und belebt werden, es geht Unersetzliches verloren, wenn man einen Jugendfreund verliert; sein Umgang ist die Würze des Lebens.

2.

Es ist ein ziemlich angenommener Grundsatz, daß zu vollkommner Freundschaft Gleichheit des Standes und der Jahre erfordert werde. „Die Liebe," sagt man, „sei blind; sie fessele durch unerklärbaren Instinct Herzen aneinander, die dem Beobachter gar nicht für einander geschaffen zu sein schienen; und da sie durch Gefühle, nicht durch Vernunft geleitet werde, so fielen bei ihr alle Rücksichten des Abstandes, den äußere Umstände erzeugen, weg. Die Freundschaft hingegen beruhe auf Harmonie in Grundsätzen und Neigungen; nun aber habe jedes Alter, sowie jeder Stand seine ihm eigne Stimmung nach der Verschiedenheit der Erziehung und Erfahrungen, und deshalb finde unter Personen von ungleichen Jahren und ungleichen bürgerlichen Verhältnissen keine so vollkommene Harmonie statt, wie zur Knüpfung des Freundschaftsbandes erfordert werde." Diese Anmerkungen enthalten viel Wahres, doch habe ich schon zärtliche und dauerhafte Freundschaften unter Leuten wahrgenommen, die weder dem Alter, noch dem Stande nach sich ähnlich waren, und wenn man sich an dasjenige erinnert, was ich im Vorhergehenden gesagt habe, so wird man dies leicht erklären können. Es giebt junge Greise und alte Jünglinge. Feine Erziehung, Mäßigkeit in Wünschen, Freiheit in der Denkungsart und Unabhängigkeit der Lage erheben den Bettler zu einem Manne von hohem Stande, sowie verachtungswürdige Sitten, unedle Begierden und niedrige Gesinnungen selbst einen Fürsten zu dem Pöbel herabwürdigen können. Das ist aber zuverlässig gewiß, daß zu einer dauerhaften innigen Freundschaft Gleichheit in Grundsätzen und Empfindungen erfordert wird, und daß eine zu große Verschiedenheit in Fähigkeiten und Kenntnissen der Freundschaft nachtheilig ist. Darf denn in dieser Verbindung gerade das fehlen, was sie zur Quelle des edelsten Lebensgenusses und der reinsten Glückseligkeit macht, die Mittheilung der Gefühle, die sanfte, durch Theilnahme versüßte Warnung und Zurechtweisung? Und kann ich den mit Zustimmung meines Herzens meinen Freund nennen, dem meine Empfindungen völlig fremd sind, der kalt und gleichgiltig bleibt, wo meine Seele ganz Gefühl und Empfindung ist? Es giebt Menschen von erhabenen und seltenen Eigenschaften des Geistes, die man nur bewundern darf, an welche man immer hinaufschauen muß, und diese Menschen verehrt man, — aber — man liebt sie nicht, oder man verzweifelt wenigstens daran, von ihnen wieder geliebt zu werden. In der Freundschaft müssen beide Theile gleichviel geben und empfangen können. Jedes zu große Uebergewicht von einer Seite, alles, was die Gleichheit aufhebt, stört zugleich die Freundschaft.

3.

Warum haben sehr vornehme und sehr reiche Leute so wenig wahren Sinn für Freundschaft? Sie fühlen nicht dies edelste Seelenbedürfniß, weil ihre ganze Erziehung und Lebensweise die theilnehmenden Gefühle getödtet und sie zu Sklaven der Selbstsucht macht. Ihre Leidenschaften zu befriedigen, rauschenden, betäubenden Freuden nachzurennen, immer zu genießen, geschmeichelt, gelobt, geehrt zu werden, darum ist es ihnen allen mehr oder weniger zu thun. Von Personen ihres Gleichen werden sie durch Eifersucht, Neid und andre Leidenschaften getrennt; die Vornehmeren suchen sie nur auf, wenn sie ihrer zur Begünstigung eigennütziger oder ehrgeiziger Absichten bedürfen; die Geringeren und Aermeren aber halten sie in einer so großen Entfernung von sich, daß sie von ihnen weder die Wahrheit annehmen, noch den Gedanken ertragen können, sich ihnen gleichzustellen. Auch bei den besten unter ihnen erwacht früh oder spät die Vorstellung, daß sie von besserem Stoffe seien, und das erkaltet oder tödtet dann die Freundschaft.

4.

Allein selbst unter den Menschen, die dir an Stand, Vermögen, Alter und Fähigkeiten gleich sind, rechne nur auf die dauernde Freundschaft derer, die nicht von unedlen, heftigen oder thörichten Leidenschaften beherrscht, noch von Launen und Grillen hin- und hergetrieben werden! Wer rastlos rauschenden Freuden und Zerstreuungen sich ergiebt; wer wilden Begierden, der Wollust, dem Trunke oder dem unglückseligen Spiele alles aufopfern kann; wessen Abgott falsche Ehre, Gold oder sein eignes Ich ist; wer, wankelmüthig in Grundsätzen und Meinungen, einen Charakter hat, der sich, wie Wachs, von jedem in jede Form drücken läßt, der mag vielleicht ein guter Gesellschafter, aber nie wird er ein beständiger, treuer Freund sein. Wo es auf Verleugnung, Aufopferung, auf Beharrlichkeit und Festigkeit ankommt, wird ein solcher dich im Stiche lassen. Du wirst allein dastehen und dich hintergangen glauben, da doch du allein dich betrogst, indem du unvorsichtig wähltest. Ueberhaupt malt unsere Phantasie uns die Menschen, wie wir gern möchten, daß sie aussähen, und wenn wir nun inne werden, daß die wirklichen Menschen unsern phantasirten ganz unähnlich sind, so grollen wir mit dem Leben.

Aus der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ von Vilmar.

Einleitung.

Unsere Literatur hat eine Erscheinung aufzuweisen, welche die Literatur keines Volkes der Erde mit ihr theilt: sie ist zweimal zur

höchsten Blüthe ihrer Vollendung emporgewachsen, sie hat zweimal in dem Glanze einer heitern, frischen, kräftigen Jugend gestrahlt, — mit einem Worte: sie hat, nicht wie die Literatur der übrigen Nationen, nur eine, sie hat zwei klassische Perioden gehabt; zweimal ist es uns vergönnt gewesen, auf der Höhe der Zeit zu stehen und in dem vollen Bewußtsein reicher Lebenskräfte unser gesammtes inneres und äußeres Leben in dichterischen Kunstwerken mit einfacher Treue und großartiger Wahrhaftigkeit abzuspiegeln; zweimal hat der edelste und reinste Lebensinhalt unserer Nation sich in gleich edele und reine, in naturgemäße und darum vollendete Formen gegossen, und die eine dieser Glanzperioden, welche an Fülle und Frische der Formen, an Gediegenheit und Reichthum des Stoffes der andern, von uns erlebten, nicht das geringste nachgiebt, ja dieselbe in mehrfacher Hinsicht weit überbietet, liegt eben in jenen scheinbar so weit entlegenen, so unbekannten und vermeintlich öden Regionen. Vielleicht dürfte der gerechte Stolz auf diesen Nationalvorzug, welchen in seinem vollen Umfange nicht einmal die Griechen mit uns theilen, eine genaue Erwägung desselben, mithin ein etwas eindringenderes Eingehen auf jenen ersten Glanzpunkt unserer literarischen Existenz nicht allein rechtfertigen, sondern sogar gebieterisch fordern. Wessen Selbstgefühl hätte es nicht verletzt, wenn uns, wie gar oft von Unkundigen geschehen, bei aller Anerkennung unserer Klopstock, Lessing, Schiller und Göthe vorgehalten worden ist, daß wir doch nur durch die Voltaire, Corneille und Racine, durch die Shakespeare, die Tasso und Ariost das geworden seien, was wir wirklich sind, und daß wir, nachdem alle anderen Nationen längst ihr Blüthenalter gefeiert, erst spät und gar langsam als die allerletzten, gleichsam als träge Nachzügler und nur angefeuert durch den Stachel der Treiber, auch uns auf die Höhe unseres literarischen Selbstbewußtseins erhoben hätten? Wenn es sich aber ausweist, daß längst vor dem Blüthenalter unserer westlichen und südlichen Nachbarn die Zeit unserer ersten, schönsten und frischesten Jugend gelegen hat, daß längst, nicht allein vor Tasso und Ariost, sondern auch vor Dante und Petrarca wir unsern Walther von der Vogelweide, unsern Wolfram von Eschenbach, unsere Gudrun und unser Lied von der Nibelungen Noth gehabt haben, Dichter und Dichtungen, mit denen sich die Fremden kaum, und was das Epos betrifft, gar nicht messen können, da nur die Griechen eine Ilias und nur wir ein Lied von den Nibelungen besitzen — daß wir also nicht die letzten, sondern die ersten oder vielmehr die ersten und die letzten sind, verjüngt wie die Adler und dem Phönix gleich aus der Asche zu neuem Leben erstehend — dann werden wir zwar nicht auf undeutsche Weise prahlen mit unsern Leistungen, wohl aber mit

hoher und inniger und darum desto stillerer Freude unserer bevorzugten Stellung unter den Nationen der Erde und der reichen Gaben inne werden, die uns geworden sind, wie es denn überall der höchste Preis des Lebens ist, mit dem sichersten Selbstgefühle und dem edelsten Stolze die einfachste Bescheidenheit und die stillste Demuth zu verbinden.

Die Bedingungen, unter welchen diese imponirende Erscheinung einer zweimaligen klassischen Blüthe unserer Literatur möglich und wirklich wurde, liegen in der innersten Natur und dem eigenthümlichen welthistorischen Berufe unseres Volkes. Den Griechen war es vergönnt, sich rein aus sich selbst, aus der ursprünglichen Triebkraft ihres nationalen Geistes allein zu entwickeln, ohne durch fremde Einflüsse bald gehindert, bald gefördert zu werden: überall sind sie sich selbst, ihrer eigenthümlichen Stoffe und der naturgemäßesten Formen, der festen und sichersten Maße gewiß; versagt war ihnen die Fähigkeit, sich fremden Elementen zu öffnen, sich ihnen liebend hinzugeben, um wiederum sie liebend zu durchdringen, die Fähigkeit, an einer fremden, stärkern Volkspersönlichkeit, an einem höheren, kräftigeren Geiste sich aufzuerbauen, zu erfrischen, zu verjüngen und die erlöschende Flamme des eigenen Nationallebens durch neuen von außen zugeführten Brennstoff zu erneuerter Gluth anzufachen. Ihr Leben war eine heitere, unbesorgte Jugend, ein lachender, in wunderbarer Blüthenpracht glänzender Frühling, welchem nicht die heiße Arbeit des Sommers, der kühle Schauer des Herbstes, das eisige Erstarren des Winters, aber auch kein zweiter Frühling mit neuem Grün und frischen Blüthen gefolgt ist. Als das Leben fremder Nationen auf das griechische Leben eindrang, erlag dieses wehrlos und kampflos dem doch nur physisch überlegenen Gegner, und selbst das Christenthum hat die griechische Nationalität nicht zu beleben vermocht oder richtiger, sie nicht erhalten und neu beleben wollen. Ganz anders ist dies alles bei uns. Vom Anfange an zum umfassendsten geistigen Weltverkehre, über ein Jahrtausend auch zur äußern Weltherrschaft berufen, haben wir nie das Zusammenstoßen mit fremden Nationalitäten, nie den Kampf mit fremden Geistern gefürchtet; ja, wie Kampf und Krieg, wie Streiten und Stürmen die beste Freude unserer Altväter war und sie keine höhere Lust kannten, als wenn Schild an Schild rannte und das scharfe Schwert in kräftigem Hiebe auf dem Eisenhelme erklang, so ist es unsere höchste Lust gewesen und ist es noch, die Geister — um mit Luthers Worten zu reden — auf einander platzen zu lassen. In diesem Kampfe haben wir bald gesiegt und den starken Fuß auf des Feindes Nacken gesetzt, bald haben wir Schrammen und Narben, die wir nie verbergen, davongetragen, ja, wir sind in die Gefangenschaft des Gegners ge-

rathen und haben in schmählicher Botmäßigkeit Sklavenketten geschleppt; bald endlich haben wir, wie Offerus, der heidnische Riese, uns der weltbezwingenden Macht und Herrlichkeit unseres Gegners freiwillig ergeben und sind Christusträger geworden, wie Offerus zum Christophorus wurde. Berufen zum Träger des Evangeliums, hat das deutsche Volk niemals in einseitiger Abgeschlossenheit, hochmüthiger Selbstbespiegelung und eigensinnigem Nationaldünkel sich gefallen können, vielmehr willig und offen sich hingegeben und jedem fremden Eindrucke sich bloßgestellt, willig das Fremde anerkannt und aufgenommen, zuweilen bis zum Selbstvergessen des eigenen Werthes, fähig, alle eigenen Ansprüche an das Objekt fahren zu lassen und sich ganz in dasselbe zu versenken, ist das deutsche Volk durch diese erste und größte Dichterfähigkeit das eigentliche Dichtervolk unter den Nationen der Erde.

Jener Kampf, jenes gewaltige Ringen mit fremden Geistern, diese Fähigkeit, sich aufzuschließen und hinzugeben, Fremdes zu empfangen, dasselbe in fortwährendem kräftigen Aneignungsprozesse dem eigenen Selbst zu assimiliren und dann wieder in freier Schöpfung als volles Eigenthum zu reproduciren, dies ist es, durch welches unsere Literatur gekennzeichnet, durch welches ihre Geschichte bedingt und die Perioden derselben bestimmt werden. So oft einer jener Kämpfe siegreich ausgekämpft, ein solcher Aneignungsprozeß vollendet war, trat die neue Schöpfung in reicher Fülle und reinen Formen an den Tag, erreichte unser geistiges, zumal dichterisches Nationalleben seinen Höhepunkt und seine klassische Vollendung. Zweimal ist auf diese Weise unser Selbst von fremden Elementen innig durchdrungen worden, um wiederum sie innig zu durchdringen: das erstemal von dem Geiste des Christenthums, dessen volle und ganze Aneignung die erste klassische Periode im 13. Jahrhunderte schuf, das zweitemal von dem Geiste des griechisch-römischen Alterthums und dem unserer Nachbarvölker am Ende des vorigen Jahrhunderts. Im Anfange, als zuerst unser Volk in die Geschichte der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts eintritt, sehen wir dasselbe in allen seinen Stämmen in heftiger Gährung begriffen; in wilder Wanderlust und roher Kampfesgier drängte Volk an Volk, Stamm an Stamm vorwärts nach dem Süden und dem Westen, also daß die Völkerbande sich zu lösen und unsere Volksstämme in zügelloser Kriegswuth sich selbst zu verzehren drohten. Da wurde von dem Süden und dem Westen, wohin die ungezählten Schaaren drängten, mit mächtiger Stimme der Friede Gottes des Herrn tief in den Norden und Osten hinein und über die wogenden Völkerschaaren hinaus gerufen; und es ward still in den Wäldern und auf den Haiden, und die Schaaren lauschten ehr-

erbietig dem Worte des Gottesfriedens; das Kreuz wurde aufgepflanzt an den Scheidewegen der Völkerstraßen, und die wandernden Heere standen und bauten Hütten und Burgen und Städte um die Kreuze. Der Gesang von den Göttern, von Wuotan, von Donar, von Ziu verstummte, aber der Heldengesang, der Gesang von den alten Stammeshäuptern, von den Königen und Volksherzogen dauerte fort und vermischte sich nun mit den Stimmen der Gläubigen, welche Gott den Herrn lobten und den Gekreuzigten priesen. Die alte Wildheit wich christlicher Sitte und christlicher Milde, und nur die Tapferkeit und Treue, die Freigebigkeit und Dankbarkeit, die Keuschheit und die Familienliebe, die ältesten und echtesten Züge des deutschen Charakters, sie blieben nicht allein ungeschmälert und ungebrochen, sondern sie wuchsen an dem Stamme des Kreuzes, diesem „lebendigen Holze“, wie der alte katholische Kirchengesang wenigstens in dieser Beziehung höchst treffend sagt, aus dem sie neue Nahrung sogen, nur kräftiger und herrlicher heran. Es war im Christenthume nichts, was dem Deutschen fremd und widerwärtig gewesen wäre, vielmehr bekam der deutsche Charakter durch das Christenthum nur die Vollendung seiner selbst; er fand sich in der Kirche Christi selbst, nur gehoben, verklärt und geheiligt wieder, und wenn von einem Kampfe des deutschen Gemüthes und Lebens mit dem Christenthume bei der Einführung desselben die Rede ist, so kann davon nur als von einem Kampfe der Liebe die Rede sein. Die apostolische Darstellung von der Gemeinde, als der Braut des Herrn, hat in der Gemeinde der Deutschen ihr vollstes und wahrhaftigstes Gegenbild gefunden. Daher denn auch, als die Vermählung des deutschen Geistes mit dem christlichen Geiste vollzogen war, dieser Charakter der Liebe, der Zartheit, der Innigkeit, welcher die Poesien unserer ersten klassischen Periode in so hohem Grade auszeichnet, daß unsere nur allzu liebeleere Zeit eben um dieser Eigenschaft willen der Fähigkeit fast entbehrt, sich ganz einzutauchen in das Verständniß jener Dichtungen, die nur begriffen werden können von einem gleichgesinnten Herzen, welches zugleich ganz deutsch und ganz christlich ist. Unter wesentlich verschiedenen Bedingungen bereitete sich die zweite klassische Periode unserer Literatur seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vor und trat dieselbe im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts ein. Es war dies nicht wie vorher, ein Kampf der Liebe, sondern ein Krieg auf Tod und Leben, in welchem früher, im sechzehnten und weit mehr im siebenzehnten Jahrhunderte unser eigenstes deutsches Bewußtsein, unser Nationalleben, unsere Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit als Deutsche, später im achtzehnten Jahrhunderte das christliche Bewußtsein und die Geltung und Würde der christlichen Kirche von allen Seiten ange-

griffen, bekämpft und zeitweise besiegt, ja sogar scheinbar zerstört und vernichtet wurde. Erst nach langem Ringen und heißem Kampfe gelang es, uns unserer selbst wieder bewußt, der feindseligen Elemente Herr und der reichen Beute aus dem langen, gefahrbringenden und verwüstenden Kriege der Geister froh zu werden. Darum trägt unsere zweite klassische Periode etwas vorzugsweise Kriegsfertiges und Kampfgerüstetes an sich; die hingebende Liebe der ersten Zeit ist dahin, die Traulichkeit und Heimlichkeit der Minnesänger und den herzbewegenden Gesang unseres Epos von der Treue des Dieners gegen den Herrn bis in den Tod suchen wir umsonst, die Kritik ist die stete Begleiterin, ja, sie ist die Mutter und Ernährerin des größten Theiles unserer modernen klassischen Literatur; Weltverstand und Weltgewandtheit haben wir eingetauscht für die jugendliche, oft rührende Befangenheit und Naivetät jener älteren Zeiten; war ehedem der Blick beschränkt auf Haus und Hof und die dunklen Wälder und grünen Bergeshalden, welche die friedliche Stätte der Heimath umkränzten, so schweift er jetzt sonnenhell und frei weit hinaus über die Grenzen des väterlichen Gaues, über die Marken des Vaterlandes in die entlegensten Regionen der Erde, um sich an Indiens und Chinas Wundern, an der wüsten Oede des Polarmeeres wie an den glühenden Steppen Afrikas mit gleicher Lust zu weiden.

Anhang.

Die kleineren Formen der didaktischen Prosa.

1. Das Sprichwort. Unter Sprichwörtern versteht man allgemeine, interessante Wahrheiten, die in einer kurzen und gedrängten stilistischen Form ausgedrückt sind. Sie sind nicht aus dem Bereiche der Wissenschaften, sondern aus dem Kreise der Lebenserfahrungen genommen und enthalten Lehren der Klugheit in anschaulicher und leicht verständlicher Form.

2. Die Gemeinplätze. Sie sind den Sprichwörtern verwandt und bestehen aus allgemeinen, leicht verständlichen Sätzen und Redensarten, die dem Volksmunde geläufig sind und in der Sprache des gewöhnlichen Lebens vielfache Anwendung finden.

3. Die Sentenz oder der Sinnspruch enthält ebenfalls eine Wahrheit, meist neu und überraschend, die sich durch Reichthum der Begriffe, sowie durch Kraft und Kürze der Darstellung auszeichnet.

Sprichwörter.

Besser des Freundes Wunden als des Feindes Kuß. — Halte deinen Witz im Zaum, leicht macht er dem Hasse Raum. — Der

Fuchs verliert wohl das Haar, aber nicht den Sinn. — Wer im Zorne handelt, geht im Sturme unter Segel. — Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt. — Allzu scharf macht schartig. — Es ist bald geendet, was lange schändet. — Was man an der Saat erspart, geht an der Ernte verloren. — Ein Steckenpferd kostet oft mehr zu unterhalten, als ein Reitpferd. — Wer nichts Gutes thut, der thut schon Böses genug. — Die Hausfrau muß nicht sein eine Ausfrau. — Junge Schlemmer, alte Bettler. — Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichte. — Im Becher ertrinken mehr, als im Meere.

Gemeinplätze und sprichwörtliche Redensarten.

Keine Rose ohne Dornen. — Die Zeit vergeht und wir mit. — Ein X für ein U machen. — Mit der Thüre in's Haus fallen. — Oel in's Feuer gießen. — Nicht auf einen grünen Zweig kommen. — Zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. — In den Wind reden. — Jemandem aus den Augen geschnitten sein. — Zwischen Thüre und Angel stecken. — Die Nase hoch tragen. — In ein Wespennest greifen. — Einen Bock schießen. — Um des Kaisers Bart streiten. — Das fünfte Rad am Wagen sein. — Was sein muß, muß sein. — Heute mir, morgen dir.

Sentenzen.

In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glücklich sein kann, daß es sein Glück in dem Wohle anderer suchen muß. Göthe.

In allen Christen, die durch viel Trübsal gegangen sind, findet man eine gewisse Reife, eine Eigenschaft, die sich auf andere Weise nicht erlangen läßt. Wie eine gewisse Hitze dazu erforderlich ist, die edelsten Früchte zur Reife zu bringen, so gehört auch Hitze der Anfechtung dazu, um unsern innern Menschen zur Reife zu bringen. Wie die Nacht den Sternen ihren Glanz giebt, so verbreitet auch die Nacht der Leiden über das Antlitz des geprüften Christen einen wunderbaren Zug, der wie von jenseits kommt und Ehrfurcht abnöthigt. Tholuck.

Es giebt eine schöne Offenheit, die sich öffnet, wie die Blume, nur um zu duften. Schlegel.

Nichts Schöneres bestrahlt die irdische Sonne, als die Wangen der Jungfrau, wenn sie von zarter Sitte und Scham erröthen. Nichts ehrt des Mannes rauher Sinn so heilig, als das sittliche Gefühl, das sich so lieblich in dem Rothe der Wangen ausspricht.

Man braucht nicht nasse, sondern helle Augen, um sich durch die Irrwege des Lebens zu finden. Jean Paul.

Eltern sollten am Traualtare ihrer Kinder andächtiger beten, als am Sterbebette. Auf dem Sterbebette fällt das Kind in Gottes Hände, aber von dem Altare weg geht es erst recht in die Welt und unter die Menschen.

O, es ist eine schöne Zeit, die Zeit der Jugend der Gefühle! Ach, nur zu bald legt das Herz die Krone nieder, und der kalte, berechnende Verstand ergreift das eiserne Scepter. Geibel.

Treue ist das Bedürfniß des reinen Herzens, das Ideal der schuldlosen Jugend, der süße Traum der ersten Liebe. Göthe.

Berufsthätigkeit ist die Mutter eines reinen Gewissens, ein reines Gewissen aber die Mutter der Ruhe — und nur in der Ruhe wächst die zarte Pflanze des irdischen Wohlseins.
Feuchtersleben.

Zwei schöne Seelen entdecken ihre Verwandtschaft am ersten in der gleichen Liebe, die sie an eine dritte bindet.

Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber hier und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten. Schiller.

Der Weg zur Ruhe geht nur durch das Gebiet der allumfassenden Thätigkeit. Novalis.

Es wird dem Menschen viel schwerer zu ertragen, wenn Gott der Herr die Ruthe, mit der er uns züchtigen will, den Menschen in die Hand giebt, als wenn er sie in seiner eignen väterlichen Hand behält. Tholuck.

Das Leben ist kein Traum. Es wird nur zum Traume durch die Schuld des Menschen, dessen Seele dem Rufe des Erwachens nicht folgt. Feuchtersleben.

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus welchem wir nicht vertrieben werden können. Jean Paul.

Es ist ein ganz eigenes und gar nicht unangenehmes Gefühl, gar nichts zu haben, als sich selbst, die weite Welt unter den Füßen und das waltende Schicksal über dem Haupte.

IV.

Der Brief und die Geschäftsprosa.

A. Der Brief.

Der Brief ist eine schriftliche Anrede an Abwesende und dazu bestimmt, die Stelle der mündlichen Unterredung mit ihnen zu vertreten. Daraus folgt, daß bei der Abfassung desselben alle diejenigen Regeln befolgt werden müssen, die Anstand und Sitte bei der mündlichen Unterhaltung vorschreiben. Dahin gehören Klarheit und Deutlichkeit der Mittheilung, sowie genaue Beobachtung des Verhältnisses, in welchem der Schreiber des Briefes und der Empfänger desselben zu einander stehen. Daraus ergiebt sich die Regel, daß man an jeden so schreiben soll, wie man zu ihm reden würde, wenn er anwesend wäre, denn anders wird der Vater an den Sohn, der Lehrer an den Schüler, der Gatte an die Gattin schreiben. Jeder Brief, auch der vertrauteste, muß ein Beweis für die Bildung seines Verfassers sein; derselbe darf sich in der mündlichen Unterhaltung noch eher eine Nachlässigkeit in der Wahl des Ausdrucks erlauben, als im Briefe, weil er sich beim Schreiben desselben sorgfältiger beobachten kann, als dies im Strome der mündlichen Rede möglich ist. Darum ist es nothwendig, daß vor Abfassung des Briefes der ganze Inhalt desselben genau durchdacht und dann wie aus einem Gusse dargestellt werde, daß der Schreiber sich die Stimmung vergegenwärtige, welche der Brief in dem Empfänger hervorrufen kann, daß dabei die eigene Person in den Hintergrund trete und stets die Beziehung auf die Person des Empfängers vorherrsche, damit derselbe zu der Ueberzeugung gelange, der Brief sei seinethalben geschrieben.

Die Antwort anlangend, ist diese durchaus an den Gegenstand gebunden, von dem der Brief handelte und erfordert hinsichtlich des Inhalts Klarheit und Bestimmtheit im Urtheile und bezüglich der Form die Einhaltung desselben Tones, in welchem der Brief geschrieben ist. Sollte dieser Ton aber bitter und gar beleidigend sein, so verlangen Anstand und Klugheit, daß die Antwort nicht in gleichem, sondern in einem festen, männlichen und würdevollen Tone abgefaßt werde. Oft ist in solchen Fällen Stillschweigen die beste Antwort.

Die Briefe werden nach Form und Inhalt verschieden eingetheilt. Der Form nach unterscheidet man Billet, eigentlichen

Brief, Sendschreiben und Epistel. Das Billet ist eine kurze schriftliche Mittheilung in Form einer Karte und setzt stets ein vertraulicheres persönliches Verhältniß zwischen dem Schreiber und dem Empfänger voraus. Das Sendschreiben ist ein längerer und ausführlicherer Brief, oft an eine Menge von Personen gerichtet, wobei bezüglich des Verhältnisses zwischen Schreiber und Empfänger die genaueste Förmlichkeit beobachtet wird. Unter Epistel endlich versteht man meist einen Brief in poetischer Form, also ein der Poesie angehörendes Produkt.

Dem Inhalte nach wird der Brief eingetheilt in den vertraulichen Brief, den Convenienzbrief und den belehrenden Brief.

1. Der vertrauliche Brief.

Der vertrauliche Brief wird zwischen Personen gewechselt, die entweder durch die Bande der Natur, oder durch die Verhältnisse der Freundschaft und Liebe aufs innigste verbunden sind. Er bezieht sich darum zunächst auf Eltern, Gatten, Kinder, Geschwister, Freunde rc. und ist im Tone der Einfachheit, Natürlichkeit und Herzlichkeit, oft auch des Witzes und der guten Laune geschrieben, ohne aber in Empfindelei und verschrobene Gefühlsäußerungen, Schwärmerei rc. auszuarten.

Luther an seinen Sohn Hans.

Gnade und Friede in Christo, mein herzliebes Söhnlein! Ich sehe gar gerne, daß du wohl lernst und fleißig betest. Thue also, mein Söhnchen, und fahre fort. Wenn ich heim komme, will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spillinge und Pflaumen auf, singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären? Da sprach er: Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind.

Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch ein Söhnchen, heißt Hänschen Luther; dürfte der nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: Wenn er gerne betet, lernet und fromm ist, so soll er in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle

zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste waren; aber es war noch früh, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten, darum konnte ich des Tanzens nicht erharren und sprach zu dem Manne: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Häuschen schreiben, daß er ja fleißig bete, wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme, Lene, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll so sein, gehe hin und schreibe ihm also.

Darum, liebes Söhnlein Häuschen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiermit sei dem allmächtigen Gott befohlen!

Luther an seine Gattin.

Gnad' und Fried' in Christo, allerheiligste Frau Doctorin, wir bedanken uns gar freundlich für eure große Sorge, dafür ihr nicht schlafen könnt; denn seit der Zeit ihr für uns gesorgt habt, wollt uns das Feuer verzehrt haben in unserer Herberge, hart vor meiner Stubenthüre, und gestern, ohne Zweifel aus Kraft eurer Sorge, hät uns schier ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetscht, wie in einer Mausfallen. Denn es in unserm heimlichen Gemache wohl zween Tage über unseren Kopf rieselt Kalk und Leimen, bis wir Leute dazu nahmen, die den Stein anrührten mit zwei Fingern, da fiel er herab, so groß als ein lang Eisen und einer großen Hand breit, der hatte im Sinn, euerer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten. Ich sorge, wo du nicht aufhörst zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen und uns alle Elemente verfolgen. Lehrest du also den Katechismus und den Glauben? Bete du, und laß Gott sorgen. Es heißt: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der sorget für dich, Psalm 54 und viel mehr Orten. Wir sind gottlob frisch und gesund, ohne daß uns die Sachen Unlust machen, und Doctor Jonas wollte gern einen bösen Schenkel haben, daß er sich an einen Laden ungefähr gestoßen, so groß ist der Neid in Leuten, daß er mir nicht wollt gönnen, allein einen bösen Schenkel zu haben.

Hiermit Gott befohlen. Wir wollen nun fort, gerne los sein und heimfahren, wenn's Gott wollte. Amen, Amen, Amen.

Am Tage Scholastica (d. i. den 10. Febr.) 1546.

Schiller an Reinwald.

Jena, den 19. Sept. 1796.

Du erhälst hier Nachricht, lieber Bruder, von der Auflösung des guten Vaters, die, so sehr sie auch erwartet, ja gewünscht werden mußte, uns alle auf's tiefste betrübt. Der Beschluß eines so langen und dabei so thätigen Lebens ist selbst bei den Gleichgiltigen und Fremden ein rührender Gegenstand; wie muß er es denjenigen sein, die er so nahe angeht! Ich muß mich des Nachdenkens über diesen schmerzlichen Verlust mit Gewalt entschlagen, weil ich die lieben Unsrigen aufzurichten habe. Es ist ein großer Trost für Deine Frau, daß sie ihre kindliche Pflicht noch bis an das Sterbelager des guten Vaters hat erstrecken und erfüllen können. Nie würde sie sich darüber getröstet haben, wenn er wenige Tage nach ihrer Abreise gestorben wäre.

Du begreifst, daß sie in den ersten Tagen der schmerzlichen Trennung, wo noch so viele unangenehme Ereignisse auf die gute Mutter einstürmen, nicht abreisen konnte, wenn auch die Post im Gange wäre. Aber diese stockt noch immer, und wir müssen erst die Kriegsereignisse auf der fränkischen, schwäbischen und pfälzischen Grenze abwarten. Wie sehr diese Abwesenheit Deiner Frau Dich drücken muß, fühle ich mit Dir; aber wer kann gegen eine solche Kette unvermeidlicher Schicksale? Leider verflicht sich die allgemeine und öffentliche Unordnung auch in unsere Privatbegebenheiten auf die traurigste Weise. Deine Frau sehnt sich von Herzen nach Hause, und sie verdient nur desto mehr unsere Achtung, daß sie, gegen ihre Neigung und gegen ihr Interesse, sich nur durch die Vorstellung ihrer kindlichen Pflichten leiten ließ. Jetzt aber säumt sie gewiß keine Stunde länger, sich auf die Rückreise zu machen, sobald es nur ohne Gefahr und möglicher Weise geschehen kann. Tröste sie doch, wenn Du ihr schreibst; es bekümmert sie, Dich verlassen zu wissen und Dir nicht helfen zu können.

Lebe recht wohl, lieber Bruder! Der Deinige

Schiller.

H. Voß an Griesbach über Schillers Tod.

Weimar, den 13. Mai 1805.

Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und uns war er mehr! Ich bin, wie ein Verwaister, lieber Herr Kirchenrath, und ich komme zu Ihnen, dem ältesten und liebsten Freunde des Verewigten, um durch Mittheilung meinem bangen Herzen etwas Ruhe zu verschaffen. Ich will Sie nicht trösten, ich will nicht von Ihnen getröstet werden; nur mittheilen will ich mich Ihnen, nur mit Ihnen

von dem geliebten Gegenstande reden, der meine ganze Seele erfüllt. Ich suche ihn überall und finde ihn nirgends, ich werde durch alle möglichen Dinge, die nur entfernt Bezug auf ihn hatten, an ihn, den Einzigen, erinnert. Wo ich gehe, wo ich mich hinwende, erblicke ich sein Bild; und wenn ich schlafe, erscheint er mir in Träumen. Ich denke seiner, was er war in frohen und traurigen Tagen der Vergangenheit, was er jetzt ist, und was er den Seinigen, seinen Freunden und der ganzen Welt noch geworden wäre, wenn ihm Gott einen größeren irdischen Zeitraum zugemessen hätte, um alle die Keime zu entwickeln, die in diesem edlen Herzen schlummerten. So denke ich an ihn und weine mit gebeugtem Herzen.

Gott wird es mir verzeihen, wenn ich am Donnerstage Abend, als ich um 10 Uhr die Nachricht erfuhr, wider seine weise Vorsicht gemurrt habe. Ich war bitter gegen das Schicksal, bis ein heißer Thränenstrom besseren Empfindungen Platz machte. Ich murre nicht mehr, ich bin voll dankbarer Gesinnung, daß uns der liebe Mann so lange gelassen wurde; aber getröstet bin ich nicht. Die Sektion hat gezeigt, daß er nicht länger leben konnte. Der Tod hat die Rechte an seiner Hülle in Anspruch genommen, die ihm die lebende Natur nicht länger versagen konnte. Ungerecht wäre es, hier bitter sein zu wollen; aber getröstet bin ich nicht und werde es sobald nicht und will es auch nicht werden.

Vorgestern wurde die sterbliche Hülle zu Grabe gebracht. Dieser Mann, der in seiner Braut von Messina am Grabe des Manuel den Cäsar zur Mutter sagen läßt:

„Er lebt in deinem Schmerz ein selig Leben —“

dieser Mann durfte nur von solchen beerdigt werden, die auch seinen Verlust so schmerzlich zu fühlen wußten. Das ist geschehen, und ich bin überzeugt, daß wir darin den Willen des Verewigten, wenn er anders je hieran gedacht hat, erfüllt haben. Gestern wurde ihm die letzte Feierlichkeit erwiesen, und unter Tönen aus dem Mozart'schen Requiem haben wir den irdischen Abschied von ihm genommen. Die Kinder waren mit in der Kirche; die kleine Emilie lachte während der Trauerrede und bewegte die Herzen aller Anwesenden mehr, als die Worte des Redners. Ich mag keinen mit Worten trösten, auch den kleinen Karl nicht, der oft bei mir ist und so gern von seinem Vater redet. Ich spreche viel mit ihm von seinem Vater und werde es auch in Zukunft thun. Kann ich dazu beitragen, daß das Bild seines Vaters ungeschwächt in ihm erhalten werde, so will ich's thun und mir dieses zu einer heiligen Pflicht machen.

Mein jetziger Trost ist, daß ich mit meinem Schmerze unendlich glücklicher bin, als die, welche den liebenswürdigsten Mann nicht

gekannt, nicht verloren haben und nicht betrauern. Die haben den Schmerz nicht, aber auch nicht den Reichthum, der mit diesem Schmerze verbunden ist. Ich trage ein vollständiges Bild von seiner Person, von seinem Geiste, von der Güte und Liebenswürdigkeit, die aus allen seinen Zügen heraussprach und in allen seinen Handlungen wirksam war, in meinem Herzen. Dies Bild ist mir als ewige Stütze auf dem Wege meines künftigen Lebens. Es nicht mehr in der Wirklichkeit zu erblicken, ist mein unnennbarer Schmerz; es im Herzen und in der Seele zu tragen, wird mein Trost sein in den Tagen, über welche der Schmerz keine Rechte mehr haben wird.

H. V.

Luise, Königin von Preußen, an ihren Vater.

Memel, d. 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monate April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlicher Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder auf's neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch, bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles heben; der erste ist der Gedanke: Wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite: Wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will; Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders thun können, ohne seinem Character untreu und an seinem Volke zum Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Doch zur Sache. — Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute

und Böse kommt, und mein fester Glaube ist es: er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben. Noch eins zu Ihrem Troste, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Auch Sie wird das trösten, sowie alle, die mir angehören.

Körner an seinen Vater.

Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Uebermuth, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen, jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem andern Felde Wichtigeres und Bedeutenderes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich

ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturme die muthige Brust entgegendrücken.

Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich jetzo nicht verlassen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, Euch keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. — Sonnabend oder Montag reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuße oder zu Pferde, darüber bin ich noch nicht entschieden und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Wegen meiner hiesigen Anstellung weiß ich noch nichts gewiß, vermuthlich giebt mir der Fürst Urlaub, und komme ich wieder nach Wien, so hab' ich doch das sichere Versprechen des Grafen Palfy, das in ökonomischer Hinsicht viel Vortheile gewährt. — Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Thränen schon trocknen. — Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden.

Dein Theodor.

2. Der Convenienzbrief.

Der Convenienzbrief bezieht sich auf das öffentliche gesellschaftliche Leben und bewegt sich in denjenigen Formen der Höflichkeit und Schicklichkeit, durch welche die Sitten der gebildeten Stände sich kennzeichnen. Er schließt darum ebenso die Vertraulichkeit, wie die Verlegenheit und Unbehilflichkeit aus und muß durch den im Umgange mit verschiedenen Ständen erworbenen sichern Takt sowohl gegen Höhergestellte, als auch gegen Gleich-

stehende und Niedere im rechten schicklichen Tone und Ausdrucke abgefaßt sein. In das Bereich des Convenienzbriefes gehören das Glückwunsch-(Gratulations-)Schreiben, das Beileids-(Condolenz-)Schreiben, das Danksagungsschreiben ꝛc.

Der Convenienzbrief verlangt endlich inbetreff der äußern Darstellung die Beobachtung gewisser Formen (Courtoisie), durch welche die Würde der gegenseitigen bürgerlichen Verhältnisse bezeichnet werden soll. Diese Formen erstrecken sich auf die Anwendung von Titeln und Amtsbezeichnungen, auf gewisse Redewendungen beim Anfange und Schlusse des Briefes, sowie endlich auf die Art der Unterschrift und der Adresse.

Schreiben des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar an den Minister von Göthe bei dessen Dienstjubiläum am 7. Nov. 1825.

Sehr werthgeschätzter Herr geheimer Rath und Staatsminister! Gewiß mit vollem Rechte betrachte ich den Tag, wo Sie, meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in meine Dienste, da Sie seit jenem Zeitpunkte nicht aufgehört haben, mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihres seltenen Talents zu geben. Die 50ste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rathe, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung ich den glücklichsten Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung betrachte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte ich, der Unveränderlichkeit derselben sich versichert zu halten.

Karl August.

Wieland an Blumauer.

Weimar, den 25. September 1733.

Das verbindliche Schreiben vom 22. Juli, womit Sie mich beehrt haben, ist mir nebst den schönen literarischen Geschenken, die es begleiteten, erst vor ungefähr drei Wochen zu Händen gekommen. Wie das zugehen konnte, wofern die Mittelhände, durch die das Packet lief, nicht außerordentlich saumselig in Beförderung desselben waren, weiß ich mir nicht zu erklären. Wie dem aber auch sein mag, so bin ich darum dem Herrn von Isenflamm nicht weniger

verbunden, daß er meinem Verlangen, mit einem Dichter, der mit so vielem Rechte der Liebling Wiens ist, näher bekannt zu werden, zu Hilfe gekommen und Sie, mein Herr, bewogen hat, mich durch eine so freundschaftliche Zuschrift zu einer Erwiderung zu berechtigen, die mir Gelegenheit giebt, Sie meiner wärmsten Hochschätzung zu versichern und Ihnen die recht herzliche Freude zu zeigen, die ich darüber empfinde, einigen Antheil an der Liebe eines jungen Mannes zu haben, den die Musen so vorzüglich begünstigen und der mir so ganz dazu gemacht scheint, die Regierung Josephs II. auch durch eine neue und glänzende Epoche der Literatur in den deutschen Staaten dieses großen Fürsten zu verherrlichen. Was ich Ihnen hier sage, mein lieber jüngerer Bruder im Apollo, ist kein Compliment, sondern wahre Empfindung, und wenn ich hoffen dürfte, Sie dadurch in dem Gedanken zu befestigen, daß für ein so entschiedenes Talent, wie das Ihrige, keine Lorbeeren zu hoch hängen, so würde ich auf diesen einzigen Effect mehr Werth legen, als auf all den Einfluß, den ich seit dreißig Jahren als Schriftsteller auf meine Nation und Zeitgenossen gehabt haben kann.

Sie konnten mir wohl nichts Schmeichelhafteres sagen, als daß Sie mir Ihre ganze Lust zum Dichten zu danken hätten und über meine Poesien selbst zum Dichter geworden seien. Nicht, als wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die Natur und nicht bloße Liebhaberei und Nachahmungstrieb Sie zum Dichter berufen hätten, und daß Sie auch ohne meinen Vorgang die Laufbahn nicht verfehlt haben würden, auf welcher Sie schon so früh Ihre meisten Mitbewerber weit hinter sich lassen, sondern weil mir jene Versicherung der Beweis einer angebornen Aehnlichkeit und Verwandtschaft zwischen Ihrem und meinem Genius ist, und weil es einem sehr menschlichen Gefühle, wovon ich so wenig, als von irgend einer andern Menschlichkeit frei zu sein verlange, schmeicheln würde, Sie in Rücksicht auf das Verhältniß unsrer Jahre, als den natürlichen Erben eines Talentes anzusehen, welches einen großen Theil des Glückes meines Lebens ausgemacht hat.

3. Der belehrende Brief.

Der belehrende Brief gehört seinem Inhalte nach der didaktischen Prosa an. Wenn aber der Stoff desselben in die Briefform gekleidet wird, so geschieht es nur, um diesen Stoff der einzelnen Person näher zu bringen und in leichterer und gefälligerer Weise darzustellen, als durch die strengeren Formen der eigentlichen Lehrprosa. Darum muß der Verfasser des belehrenden Briefs,

auch wenn er für eine Allgemeinheit von Personen schreibt, doch immer eine bestimmte Person vor Augen haben, die er scharf nach dem Zustande ihrer Geistes- und Herzensbildung sowie nach ihrer Stellung im bürgerlichen Leben scheidet, damit der Brief seine Wirkung nicht verfehle. Im ganzen werden diejenigen belehrenden Briefe am besten gelingen, die an eine bestimmte Person gerichtet sind; indessen ist die deutsche Literatur auch nicht arm an solchen Briefen, die in fortlaufender Reihe einen abgeschlossenen wissenschaftlichen Kreis behandeln und an alle diejenigen gerichtet sind, die dafür ein Interesse haben, z. B. Hoffbauers Naturlehre der Seele in Briefen.

Schiller an Hofrath Reinwald.

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte am 14. April 1783.

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denke ich an Sie, Freund — und an meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen sie solche! Ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpfe unsers Kopfes. Ich will mich erklären. Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsere Empfindung und unsre historische Kenntniß in eine Mischung bringen, bei dem Guten das Plus oder Licht — bei dem Schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahle, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihnen schlafen und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisch- und augenblickliches Dasein gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst. Aber was ist Freundschaft oder platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechselung der Wesen oder die Anschauung unsrer selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das große und unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erschrecken, erglühen, zerschmelzen wir für das fremde und ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig, als den Wurm, der ihn unwissend lobt. Er erblickt sich, sein großes unendliches Selbst in der unendlichen Natur umhergestreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich sich selbst,

— sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen und liebt sich in dem Abrisse, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpfe (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reineren Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Zirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hinein zu schlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedrucke bis zur innigsten Umarmung, — so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Jetzt wäre ich auf dem Punkte, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundschaft und platonische Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaft sind, so sind beide gewissermaßen nur eine Wirkung der Dichtungskraft — oder besser: das, was wir für einen Freund und was wir für einen Helden unsrer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf anderen Flächen und sehen uns unter andern Farben. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsern poetischen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach sich ziehen müsse, würde sehr übereilt sein, denn ich kann einen großen Charakter durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Dadurch aber wäre bewiesen, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen muß, wenn er sie auch nicht immer geäußert hat. Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden sein müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen, daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle anvertrauen und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraction, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung.

Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Ein großer Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissesten und stärksten durch Sympathie erweckt werde. Jetzt denke ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr, als der scharfsichtigste Beobachter, auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und nicht so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Emilia, wenngleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn er ein theatralischer ist, sein eignes Parterre und Publikum sein. — — Ich habe Ihnen hier vieles und, wie ich beim Durchlesen finde, mit zu wenig Worten gesagt. Vielleicht führe ich solches ein andermal aus.

Nun eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Herzen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen. — Nicht nach der Größe des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrumente — sondern nach dem Tone, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz Julius — und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiele zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen. — — Ihr letzter Brief, mein Bester, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal gesetzt. Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich mit samt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden und diese mit einer Thräne ehren. Theurer Freund, ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu früh wider mich.

Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter besseren Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht in mir, die die Vorsicht in mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie mein!

Schiller.

B. Die Geschäftsprosa.

Unter Geschäft versteht man diejenige Thätigkeit, deren Ausübung sich auf die Verhältnisse unseres Berufs oder Amts erstreckt, und die Geschäftsprosa umfaßt daher alle diejenigen stilistischen Formen, die sich auf oben genannte Verhältnisse beziehen. So verschieden diese im bürgerlichen Leben sich gestalten, so verschiedener Art ist auch die Geschäftsprosa. Die erste Forderung bezüglich ihrer Darstellung ist hier aber nicht die der Schönheit, sondern die der Richtigkeit der Form, denn die Stoffe, welche in das Bereich dieser Prosagattung gehören, besitzen meist eine Sprödigkeit und Zähigkeit, welche die freie Bewegung in der Darstellung hindern. Dagegen verlangt die Geschäftsprosa Deutlichkeit und Klarheit der Begriffe, Ordnung ihrer Aufeinanderfolge, Zusammenhang ihrer Verbindung, Vollständigkeit bei möglichster Kürze sowie endlich grammatische Correctheit. Eine eigenthümliche Forderung dieser Prosagattung ist ebenfalls die Courtoisie, über die schon bei Gelegenheit des Convenienzbriefes das Nöthige gesagt worden ist. Diese Forderung kann um so weniger umgangen werden, als im Staatsleben selbst die Verschiedenheit der bürgerlichen Verhältnisse und Abstufung der einzelnen Stände nie verschwinden kann und darf.

Die Geschäftsprosa wird eingetheilt in eine höhere und eine niedere, je nachdem sie sich auf das Verhältniß des Schreibenden als einer Privatperson oder als eines Staatsmitgliedes bezieht.

1. Die höhere Geschäftsprosa.

Die höhere Geschäftsprosa umfaßt alle diejenigen Schriften, welche sich auf das Verhältniß des Staates oder der Kirche zu dem Einzelnen beziehen und zwischen ihnen gewechselt werden. Sie sind ihrer Art nach außerordentlich vielfältig, lassen sich aber in der Hauptsache auf drei Arten zurückführen. Sie gehen nämlich entweder von den Behörden — einschließlich dem Staatsoberhaupte — in der Verwaltung ihres Amtes aus eigenem Antriebe aus, oder sie enthalten Anfragen, Bitten, Beschwerden 2c. einzelner Staatsangehöriger an die Behörde, oder sie sind endlich die Rück-

schreiben und Antworten der Behörde auf an sie gerichtete Anfragen rc. Im ersteren Falle nennt man sie Erlasse, im zweiten Eingaben, im dritten Rescripte oder Rückschriften.

a. Erlasse.

Die Erlasse sind diejenigen Staatsschriften, die von den Behörden oder dem Staatsoberhaupte in Ausübung ihres Amtes ausgehen, ohne daß eine äußere Veranlassung durch eine Eingabe gegeben worden wäre und beziehen sich auf die Verwaltung des Staats und alle einzelnen Aemter desselben. Zu ihnen gehören also Gesetze, Verordnungen, Aufrufe, Kriegserklärungen, Friedensschlüsse, Verträge rc.

b. Eingaben.

Unter Eingaben versteht man alle Arten von Vorstellungen, Gesuchen und Bitten einzelner Staatsmitglieder und Körperschaften an die verschiedensten Behörden bis hinauf zum Landesfürsten, ebenso die Schreiben untergeordneter an übergeordnete Behörden bis zur Spitze derselben. Ihrem Inhalte nach sind diese Eingaben ebenso verschieden, wie die Veranlassungen zu denselben, und man unterscheidet darnach Gnadengesuche, Berichte, Bitten, Anstellungs-, Unterstützungs-, Erlaubnißgesuche, Danksagungen, Anzeigen rc. Inbetreff der Form müssen die Eingaben kurz und klar abgefaßt sein sowie allen Anforderungen bezüglich der äußern Einrichtung und Titulatur vollständig entsprechen.

c. Rescripte.

Die Rescripte, Rückschreiben oder Bescheide, welche höhere Behörden an solche, die ihnen untergeordnet sind oder an einzelne Personen erlassen, sind Antworten auf ergangene Anfragen, Meldungen rc. Sie richten sich stets nach ihrer Veranlassung und sind ihrem Inhalte nach entweder gewährend oder abschläglich, lobend, tadelnd, vertröstend rc. Der Form nach sind sie kurz und klar und in einem mehr oder weniger befehlenden Tone gehalten.

Erklärung des deutschen Kaisers Franz II. bei der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone.*)

Nach dem Abschlusse des Preßburger Vertrags haben Wir Unsre ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt darauf gewendet, alle Verpflich-

*) Am 6. August 1806 von dem kaiserlichen Gesandten, Freiherrn von Fahnenberg, im Namen seines Monarchen den übrigen Gesandten zu Regensburg übergeben.

tungen, die Wir durch diesen Vertrag eingegangen waren, mit Unsrer gewöhnlichen Treue und strengen Pünktlichkeit zu erfüllen, Unsern Völkern die Segnungen des Friedens zu erhalten und die so glücklicher Weise wiederhergestellte Ruhe auf allen Seiten zu befestigen und zwar in der Erwartung, daß die durch diesen Frieden im deutschen Reiche bewirkten wesentlichen Veränderungen es Uns noch erlauben würden, die Uns als oberstem Reichsoberhaupte durch die Wahlkapitulation aufgelegten mühseligen Pflichten zu erfüllen. Die Folgen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Vertrags unmittelbar nach seiner Bekanntmachung und bisher gegeben wurden und die allgemein bekannten Ereignisse, welche nachher im Reiche statthatten, gaben Uns die Ueberzeugung, daß es Uns unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich sein würde, ferner die Obliegenheiten, die Wir durch den Kapitulationsvertrag übernommen haben, zu erfüllen; und wenn man auch noch hätte erwarten können, daß sich nach Beseitigung der durch die Kompilation der politischen Interessen eingetretenen Schwierigkeiten in der Lage der Dinge eine Veränderung ergeben würde, dann hätte doch die unter dem 12. Juli zu Paris unterzeichnete Konvention,*) welche nachher von den contrahirenden Theilen ratificirt wurde, und vermöge der sich mehrere der vorzüglichsten Stände vom Reiche trennen, um einen besondern Stand zu bilden, alle Hoffnung gänzlich zerstört.

In der vollkommensten Ueberzeugung, daß es Uns gänzlich unmöglich ist, die mit Unserm kaiserlichen Amte verbundenen Pflichten länger zu erfüllen, sind Wir es Unsern Grundsätzen und Unsrer Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, die nur insoweit in Unsern Augen einen Werth haben konnte, als Wir im Stande waren, dem Vertrauen, das Uns die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches zeigten, zu entsprechen und die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß Wir das Band, das Uns bis jetzt mit dem deutschen Staatskörper vereinigt hat, als aufgelöst und das Amt und die Würde eines Kaisers als erloschen betrachten, daß Wir Uns dadurch als allen Verbindlichkeiten gegen das deutsche Reich entledigt ansehen, daß Wir, wie Wir es durch Gegenwärtiges wirklich thun, die Kaiserkrone, welche Wir bis hieher getragen haben, niederlegen und auf die Regierung, mit der Wir im Namen des Reichs beauftragt waren, verzichten. Wir entbinden zu gleicher Zeit die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches und alle diejenigen, welche dazu gehören, besonders die Glieder der höch-

*) Die rheinische Bundesacte vom 12. Juli 1806.

sten Reichsgerichte und die übrigen Diener des Reiches der Pflichten, welche die Verfassung ihnen gegen Uns als oberstes Reichsoberhaupt auferlegte. Wir entbinden ebenfalls alle Unsre deutschen Provinzen und Länder Unsres Reiches der Verpflichtungen, die sie bisher gegen das deutsche Reich zu erfüllen hatten, unter welchem Titel es auch immer sein mag; und bei der Vereinigung derselben mit der Oesterreichischen Monarchie werden Wir Uns als Kaiser von Oesterreich bei dem Frieden, der zwischen Uns und den übrigen Mächten und benachbarten Staaten bestehet, bemühen, sie auf jene Stufe von Glück und Wohlfahrt zu heben, die beständig der Gegenstand Unsrer Wünsche und der Zweck Unsrer Sorgfalt und Anstrengung sein wird.

Gegeben in Unsrer Hauptstadt und Residenz Wien den 6. Aug. 1806, im 15. Jahre Unsrer Regierung. Franz.

Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

An mein Volk!

So wenig für mein treues Volk, als für alle Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unsrer Städte. Die Freiheit des Handels war gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land war ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterungen zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch, wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich! Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften, Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft! Gedenkt des großen Beispiels

unsrer mächtigen Verbündeten, der Russen; gedenkt der Spanier und Portugiesen! Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen; erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unsrer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euern angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unsrer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen: sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingegeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsre Existenz, für unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit fester Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.

Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.

Armeebefehl des Feldmarschalls v. Schwarzenberg, gegeben am 17. August 1813 im Hauptquartiere zu Melnick.

Ein großer Tag ist gekommen! Wackre Krieger! Das Vaterland rechnet auf Euch! Noch jedesmal, so oft sein Ruf an Euch erging, habt Ihr sein Vertrauen gerechtfertigt. Alle Bemühungen unsers Kaisers, den lange entbehrten Frieden in Europa wieder herzustellen, die Ruhe und Wohlfahrt der Monarchen, von der Ruhe und Wohlfahrt unsrer Nachbarn unzertrennlich, auf einer dauerhaften Grundlage zu befestigen, waren umsonst. Weder ausharrende Geduld, noch versöhnende Vorstellungen, noch die vertrauensvolle Hingebung der übrigen kriegführenden Mächte in des Kaisers Rathschläge und Maßregeln, nichts konnte den Sinn der französischen Regierung zur Mäßigkeit und Billigkeit neigen. An dem Tage, wo Oesterreich sich

laut für die Sache des Rechts und der Ordnung erklärte, übernahm es auch die Verbindlichkeit, für die größten aller Güter zu kämpfen. Wir unternahmen den Kampf nicht allein. Wir stehen in einer Reihe mit allem, was Europa dem mächtigen Widersacher seiner Freiheit und Ruhe Großes und Wirksames entgegenzustellen hat. Oesterreich, Rußland, Preußen, Schweden, England, Spanien — alle richten ihre vereinten Anstrengungen auf einen gemeinschaftlichen Zweck, auf einen wohlgegründeten, dauerhaften Friedensstand, eine billige Vertheilung der Kräfte unter den Staaten, die Unabhängigkeit jeder einzelnen Macht. Nicht gegen Frankreich, nur gegen französische Obergewalt außerhalb der Grenzen Frankreichs erhebt sich dieser große Bund. Was Festigkeit und Ausdauer der Völker vermögen, haben Spanien und Rußland an den Tag gelegt, was die vereinte Kraft so vieler mächtiger Staaten auszurichten vermag, wird das Jahr 1813 beweisen. In einem so heiligen Kriege müssen wir mehr als jemals die Tugenden bewähren, durch welche unsere Armee in so manchen frühern Kriegen geglänzt hat. Unbedingte Bereitwilligkeit, für Monarchen und Vaterland alles aufzuopfern, hoher Gleichmuth in guten und bösen Tagen, Entschlossenheit und Ausdauer auf dem Schlachtfelde, Mäßigung und Schonung gegen Wehrlose, diese müssen allenthalben einheimisch unter uns sein. Waffenbrüder! In Euren Reihen habe ich die Jahre verlebt, welche ich dem Dienste des Vaterlandes weihte. Ich erkenne, ich ehre in Euch die Tapfern, die in rühmlichen Schlachten kämpften und die, die ihnen nachstreben. Ich vertraue Euch! — Mich wählte aus Eurer Mitte der Monarch; seine Huld stellte mich an Eure Spitze; sein Vertrauen mit dem Eurigen vereint, ist meine Stärke. Wie jeder Einzelne dem Ganzen dienen soll, wird durch den ihm vorgeschriebenen Wirkungskreis bestimmt; aber in jeder Bestimmung, aus jedem Standpunkte, in jeder entscheidenden Stunde immer das beste und größte zu thun, — das ist der Entschluß, der uns alle verbinden, uns alle gleich machen, uns alle zu demselben glorreichen Ziele erheben muß. Der Kaiser bleibt unter uns, denn uns hat er das höchste vertraut: die Ehre der Nation, den Schutz des Vaterlandes, die Sicherheit und Wohlfahrt der Nachkommen. Denkt, Krieger, daß ihr vor Gott, der die gerechte Sache nicht verlassen wird, unter den Augen eines väterlich fühlenden Monarchen, unter den Augen Eurer dankbaren Mitbürger, im Angesichte von Europa, das große Thaten und großes Heil nach langen Leiden von Euch erwartet, in den Kampf geht! Denkt, daß Ihr siegen müsset, um diese Erwartungen zu rechtfertigen; kämpft, wie es Oesterreichs Kriegern geziemt, und Ihr werdet siegen! —

Karl, Fürst von Schwarzenberg, Feldmarschall.

Aufruf des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg vor der Schlacht bei Leipzig.

Die wichtigste Epoche des heiligen Krieges ist erschienen. Die entscheidende Stunde schlägt. Wackere Krieger, bereitet Euch zum Streite! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereint, wird auf dem Schlachtfelde fester und enger geknüpft. Russen, Preußen, Oesterreicher, Ihr kämpft für Eure Sache; Ihr kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit Eures Vaterlandes, für die Unsterblichkeit Eurer Namen.

Alle für einen! Jeder für alle! Mit diesem männlichen Rufe eröffnet den Kampf, den heiligen! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer!

Aufruf des Königs Friedrich August von Sachsen.

An mein Volk!

Euer König, ihr Sachsen, ist in eure Mitte zurückgekehrt, zwar tiefgebeugt von den Leiden, die ihn und euch zeither betroffen haben und durchdrungen von dem Schmerze der Trennung, die einen großen Theil seiner treuen und geliebten Unterthanen ihm entrissen hat, aber nicht ohne den Trost, den ihm das Vertrauen auf die Liebe und den Sinn des ihm übrig gebliebenen Volkes gewährt. Ihr habt den alten Ruhm der Sachsen in der schweren Zeit, in der Wir von euch getrennt gehalten wurden, bewährt und erhöhet. Ihr habt das Unvermeidliche ruhig ertragen; ihr habt unter allen Ereignissen, die euch niederdrückten, den Sinn für Recht und Pflicht in euch lebendig erhalten; ihr habt eure Anhänglichkeit an Uns und an Unser königliches Haus vor den Augen von ganz Europa laut und unzweideutig ausgesprochen. Wie sollten Wir bei dem Geiste, der euch belebt, bei den Gesinnungen, die ihr gegen Uns zutage gelegt habt, Uns nicht der beruhigenden Zuversicht überlassen, daß es Uns unter dem Beistande Gottes durch Unsere und eure vereinigten Anstrengungen gelingen werde, die tiefen Wunden nach und nach zu heilen, die das Unglück der Zeit euch geschlagen hat, und Wohlstand und Zufriedenheit unter euch wiederum zu verbreiten! Hierauf und auf die möglichste Erleichterung der unabwendlichen Lasten, welche die von neuem drohende Störung des öffentlichen Ruhestandes mit sich führen wird,*) sollen Unsre landesväterlichen Bemühungen unablässig gerichtet sein. Wir fordern euch auf, zu diesen wichtigen Zwecken nach euren Verhältnissen und allen euren Kräften mit unermüdetem Fleiße und verdoppeltem Eifer mitzuwirken. Durch euer

*) Der Krieg im Jahre 1815 gegen Napoleon.

Vertrauen, euren Gehorsam, euren einträchtigen und thätigen Beistand werden alle dahin abzielenden Maßregeln befördert und erleichtert werden. Die in der Verfassung, den Gesetzen und Einrichtungen des Landes von den zeitherigen Gouvernements verfügten Abänderungen werden Wir sorgfältigst prüfen und, befundenen Umständen nach, über deren Beibehaltung oder Wiederaufhebung Uns entschließen. Die durch sie und während ihrer Dauer angestellten, Uns noch nicht pflichtbaren Diener verbleiben einstweilen, und bis Wir ihrethalben besondere Entschließung gefaßt haben werden, in dem ihnen angewiesenen Berufe.

Dresden, am 7. Juni 1815. Friedrich August.

2. Die niedere Geschäftsprosa.

Zur niederen Geschäftsprosa gehören alle diejenigen Schriften, die sich auf das Verhältniß einzelner Personen, Stände und Körperschaften beziehen und ohne Mitwirken der Behörden gewechselt und festgestellt werden können. Diese Schriften können von einem Einzelnen an einen Einzelnen, oder von einem Einzelnen an mehrere Personen, an gewisse Gesellschaften und umgekehrt, oder endlich von einer Person oder Gesellschaft an das gesammte Publikum gerichtet sein. Im ersteren Falle nennen wir sie Briefe, im zweiten in Ermangelung eines schärfer unterscheidenden Ausdrucks Zuschriften, im dritten Bekanntmachungen.

Der Brief, der in das Bereich der niederen Geschäftsprosa gehört, ist im Gegensatze zu dem oben erwähnten Briefe der Geschäftsbrief und behandelt den Verkehr der Handwerker, Kaufleute und Geschäftstreibenden überhaupt unter einander. Die Haupterfordernisse bezüglich der Abfassung sind Deutlichkeit, Kürze und Höflichkeit.

Mit der Benennung Zuschriften bezeichnet man diejenigen Privatschreiben, welche Gesellschaften an Gesellschaften, oder einzelne Personen an Gesellschaften und umgekehrt richten. Sie sind weder in ihrer inneren, noch in ihrer äußeren Form von den Briefen wesentlich verschieden, weshalb man die letzteren nicht selten auch Zuschriften nennt. Sie beginnen in passender Redewendung mit der nächsten Beziehung, in welcher die schreibenden Personen zu einander stehen, entfalten hierauf kurz und einfach die Sache, um derenwillen geschrieben wird und schließen mit einer entsprechenden Höflichkeitsformel. Die Darstellung muß klar, einfach und würdig, sowie frei von allen persönlichen Beziehungen, die der Brief zuläßt, sein. Der Inhalt ist der Natur der Ver-

hältnisse nach, die bei solchen Schreiben zu Grunde liegen, ein ziemlich beschränkter.

Die Bekanntmachungen zerfallen darnach, ob sie ausdrücklich an das gesammte Publikum gerichtet sind oder nicht, in zwei besondere Gattungen: Anzeigen und Bescheinigungen.

Die Anzeigen (Annoncen) sind Privatschreiben, die eine einzelne Person oder Gesellschaft ausdrücklich an das gesammte Publikum richtet. Sie beziehen sich theils auf das Familienleben, theils auf gesellschaftliche, theils auf geschäftliche Verhältnisse, auf den Privatbesitz und auf das Mein und Dein. Kürze, Deutlichkeit und Vollständigkeit sind die Haupterfordernisse der Darstellung.

Die Bescheinigungen sind ebenfalls Privatschreiben, die von einer einzelnen Person oder von einer ganzen Gesellschaft ausgehen und für das gesammte Publikum zwar bestimmt, aber nicht ausdrücklich an dasselbe gerichtet sind. Sie sind für jeden, der ein Interesse an ihnen hat und enthalten irgend welche Wahrheit, die von dem Schreiber bezeugt wird. Enthalten sie weiter nichts, als dies, und haben sie keinen andern Zweck, als eine solche Bezeugung, so heißen sie Zeugnisse. Tritt aber zu dem Zeugnisse noch eine Uebereinkunft bezüglich irgend welchen Gegenstandes und eine daran geknüpfte Verpflichtung, dann sind es Contracte. Tritt endlich der Contract an Stelle des bezeichneten Werthgegenstandes selbst, so heißt er Schein.

Die Zeugnisse zerfallen wieder in Rechnungen, Quittungen, Vollmachten und eigentliche Zeugnisse; die Contracte in Pacht-, Mieth-, Lehr-, Tausch-, Kauf-, Baucontracte ꝛc., die Scheine endlich in Schuld-, Anweisungs-, Tilgungs-, Niederlegungs-, Lieferscheine ꝛc.

V.

Die rhetorische Prosa.

Die rhetorische Prosa umfaßt das ganze Gebiet der Rede, derjenigen Art der Prosa, die für den mündlichen Vortrag bestimmt ist. Die Aufgabe, die sich der Verfasser dabei stellt, besteht darin, die Zuhörer von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen, sie dafür zu gewinnen und ihre Handlungen darnach zu bestimmen. Zur Erreichung dieses Zweckes muß darum der Redner gleichzeitig auf Verstand, Vernunft und Einbildungskraft seiner

Zuhörer wirken und diese sowohl durch die Art und Weise des Vortrags selbst, als auch durch den Inhalt und die Einkleidung desselben für sich gewinnen. Dabei muß er in der Anwendung seiner Mittel nicht nur den Gegenstand, den er behandelt, sondern auch den Bildungsgrad seiner Zuhörer scharf in's Auge fassen.

Die allgemeinen Anforderungen an jede Rede sind Klarheit, Bestimmtheit, Correctheit, logische Anordnung und Durchführung; die besonderen dagegen Innigkeit, Lebhaftigkeit, Eleganz der Darstellung ꝛc.

Bei jeder Rede hat der Redner eine dreifache Thätigkeit zu entfalten. Die erste besteht darin, die Zuhörer von dem Gegenstande, den er behandelt, gehörig zu unterrichten; die zweite darin, die Richtigkeit der Behauptungen durch treffende Beweise festzustellen und dadurch von der Wahrheit zu überzeugen; die dritte Thätigkeit endlich besteht darin, die Zuhörer zu bewegen, ihre Handlungen der erkannten Wahrheit gemäß einzurichten und zu bestimmen. Die erste dieser Thätigkeiten wendet sich an den Verstand, die zweite an die Vernunft, die dritte an das Gefühl. Demgemäß muß jede Rede folgende Theile haben:

1. Die Einleitung. Sie soll den Zuhörer auf das Thema vorbereiten, ihn auf die Bedeutung und Wichtigkeit desselben aufmerksam machen und so die Theilnahme und das Interesse dafür anregen.

2. Die Entwickelung des Gegenstandes. Sie besteht in der Aufstellung einer Disposition, die aus einem Thema und verschiedenen Haupt- und Untertheilen besteht. Das Thema muß klar und kurz sein, auch den Gegenstand vollständig umfassen. Die Theile müssen das Thema erschöpfen, gehörig von einander geschieden sein und in streng logischer Ordnung auf einander folgen.

3. Die Beweisführung. Sie giebt die Gründe für die aufgestellten Behauptungen an und sucht von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Diese Ueberzeugung ist entweder eine unmittelbare oder eine mittelbare. Die erstere beruht theils auf unumstößlichen Grundsätzen, theils auf dem inneren Bewußtsein und Gefühle; die letztere dagegen auf der Prüfung und Zustimmung des gesunden Menschenverstandes. Die Beweisgründe selbst sind theils aus Begriffen, theils aus der Erfahrung hergeleitet; beruhen sie in dem zuletzt genannten Falle auf den glaubwürdigen Zeugnissen anderer, so heißen sie historische Beweise. Bei der Beweisführung ist es unerläßliche Pflicht des Redners, pädagogisch zu verfahren, d. h. vom Leichteren zum Schwereren, von dem Näheren zum Entfernteren in genauem Zusammenhange fortzuschreiten. Eine gute Be-

weisführung für die Richtigkeit des Gegenstandes bleibt somit die Hauptsache für den Redner.

4. Der Schluß. Er faßt die gewonnenen Wahrheiten kurz zusammen, sucht einen bleibenden Eindruck auf das Gemüth des Zuhörers zu machen und ihn zu bestimmen, sein Denken und Thun nach den erkannten Wahrheiten einzurichten. Darum drängen große Redner oft in wenig Schlußsätzen die ganze Kraft ihrer rhetorischen Begabung zusammen.

Die rhetorische Prosa wird dem Inhalte nach in zwei Hauptgattungen eingetheilt, in die religiöse — geistliche — und in die politische — weltliche — Rede. Die erstere umfaßt das Gebiet der religiösen Erkenntniß und des Glaubens, die zweite dagegen den Kreis des Staatslebens und zwar sowohl den des öffentlichen, als auch den des privaten.

1. Die religiöse Rede.

Die religiöse Rede hat den Zweck, den Zuhörer in die Wahrheiten der Religion einzuführen, ihn zur Anwendung dieser Wahrheiten im Leben hinzuleiten und dadurch zu inniger Liebe zu Gott und zu wahrer Frömmigkeit zu erziehen. Der religiöse Redner soll also belehren, erbauen und für das Höchste und Heiligste begeistern. Sein Beruf ist darum überaus wichtig, und er wird denselben um so vollständiger erfüllen, je mehr er selbst überzeugt ist von den Wahrheiten, die er predigt. Die Haupterfordernisse bezüglich der Darstellung sind neben Klarheit und Bestimmtheit besonders Würde, Innigkeit, Kraft und heilige Begeisterung.

Jede religiöse Rede zerfällt in der Regel in folgende Theile: a. Gebet, b. Einleitung, c. Uebergang zum Thema, d. Thema, e. Eintheilung des Themas, f. Ausführung der Theile und g. Schluß.

Dem Inhalte nach kann die religiöse Rede theils Glaubenswahrheiten behandeln, theils Sittenlehren aufstellen, theils das eine mit dem andern verbinden. Im ersteren Falle ist sie eine dogmatische, im zweiten eine moralische und im dritten eine gemischte Rede.

Der äußeren Form nach wird die religiöse Rede eingetheilt

1. in die eigentliche Predigt,
2. in die Homilie und
3. in die religiöse Gelegenheitsrede.

Die eigentliche Predigt ist eine logisch angelegte und durchgeführte religiöse Rede, in welcher aus einem Texte das Thema abgeleitet, in scharf von einander abgegrenzte Theile gegliedert

und mit der Vollständigkeit ausgeführt wird, die das angekündigte Thema verlangt. Die Homilie dagegen unterscheidet sich dadurch wesentlich von der Predigt, daß sie, nach Aufstellung eines im Thema ausgesprochenen Hauptbegriffs, den gesammten Inhalt des Textes erläutert und anwendet, so daß ein leitender Gedanke durch das Ganze hindurchgeht, der Redner dabei aber weniger gebunden ist, als in der Predigt mit ihrer scharfen Gliederung in Theile und Untertheile.

Die religiöse Gelegenheitsrede zerfällt nach ihrer äußern Veranlassung in Trau-, Tauf-, Beicht-, Grabrede 2c. Sie ist in der Regel kürzer, als Predigt und Homilie, hat nicht immer einen bestimmten Text mit Disposition und wird nicht von der Kanzel, sondern am Altare, Taufsteine, Grabe 2c. gehalten.

Bruchstück einer Predigt von dem Franziskaner Berchtold.

(Aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.)

Uns hat der almehtige got zwei groze büch gegeben, da wir an lesen süln und lernen guete ding und nütze ding, die uns zu libe (Leibe) und zu selen not ist. Wanne der almehtige got hat uns alle ding zu nütze und zu güte geschaffen, ein halp zu dem libe (Leibe) und ander halp zu der sele. Und also hat er uns die sternen gegeben an dem himmel und alles daz uf etrich ist. Und wie ir uch daz nütze machen sült an der sele, und do von süllet ir lesen an uwern buchen, an dem himmel und an der erden. Ir sült an der erden lernen und an bäumen und an dem korne und an den blumen und an dem grase, als det (thät) der gute sant bernhart. „Ich suche den gehüren an allen creatüren." So mohten alle creatüre wol sprechen, ob sie künden sprechen: „Unser vil manigfalten wünder enhaben wir von uns selber nit; wir haben sie von dem, dez dine sele gernde ist." „So süche ich den gehüren an allen creatüren, an aller seiten klange." So mohte aller vogelin sange und harpfen klange wol sprechen, ob sie künden sprechen: „Unser manigfalte wünnecliche stimme und unser süßen stimme, die haben wir von uns selber nicht, wir haben sie von dem, dez dine sele begernde ist." „Ich süche den gehüren an allen creatüren, an aller blümen varwe und aller würtze krefte." So mohten vil wol sprechen blümen und würtzen, ob sie künden sprechen: „Unser manigerley liehte varwe, die haben wir von uns selber nicht; wir haben sie von dem, dez din sele begernde ist, und unser wünnecliche süße kraft." Und also hat der almehtige got alle Ding dem menschen zu dienste und zu nütze geschaffen, zu dem libe und zu der sele. Wanne swenne du eine blumen sihst, die schönre ist danne die ander, so

soltu dir gedenken; „o wol dir, lieber gott, wie schöne und genehme du eine blüme wider die andern hast geschaffen. Und also hast du einre würtz mer kraft gegeben danne der andern. Und also hast du einem menschen me tügende gegeben, danne dem andern." Und dez solltu got loben und ern, und solt im danken der manigfalten gnaden, die er an dir begangen hat, daz er dir als maniger hande creatüre zu dinste und zu nütze hat beschaffen, einhalp zu dem libe und anderhalp zu der selen, als der gute sant bernhart. Da man den fragte, wie er als wise were? do sprach er: „ich lern' ez an den bäumen." Da mügt ir gar vil an lernen guter dinge. Wann die bäume glichent den lüten, und die lüte den bäumen. Und ein wiser man sieht an einem baume wol, ob er güt obs (Obst) treit oder nicht. Uzen an der rinden sieht ers wol, ob halt niergent kein obs an den bäumen ist noch dahein blüt. Und also sieht ein wise man wol an den lüten, weder sie tügendhaft sin oder nit. Daz sieht ein wiser man gar wol, ob du reine früht in dinem hertzen treist, daz ist reine tügent, die got liep ist. Und als du einen baum sihst, der gut obs treit, so soltu dir gedenken: „o we! lieber herre, wann wer ich so tugenthaft, daz ich dir wol geviele an minen tugenten, als daz obs den lüten gewellet!" Und also sült ir uch flißen, daz ir den edeln bäumen glichet. Ir sült uch an guten gedenken uben, als die bäume mit der blüte. Swanne ein baum güt obs tragen wil; so nüz er dez ersten bluwen mit edeler blüte; und darnach treibt er obs, daz die lüte labt. Und also soltu dich mit gedanken üben mit güten Dingen.

Aus

„Joannis Tauleri, des seligen lerers Predigt, fast fruchtbar zu eim recht christlichen leben."

Von der Beichte.

Lieben kinder, ich rat euch, vnd mane vnd bitt euch, das ir lernen gott innerlich vnd leuterlich beychten alle euwer gebrechen. Vnd lernen euch im grundtlich schuldig geben, vnd wegent vor im größlich vnd seer eüwer gebrechen mit leid, vnd das ir eüch nitt setzen uff vil außwendigs langes beichten, vil zu sagen von eüwern täglichen gebrechen, wann da ist wenig fürgangs an, vnd benimpt den beichtuättern ir zeyt, vnd macht jn verdrossenheit vnd vnlust. Von disem vil sagen so folenn die gebrechen nit ab, vnd als ich vor mer gesprochen hab, die beychtiger haben keinen gewalt über die gebrechen. Kerent euch zu euch selber mitt bekenntniß eüwer selb. Wann diß außwendig sagen on das innerlich, bringt wenig nutz an

solchen dingen, die nit todtsünd seind vnd es ist ein zeichen eines vnfleissigen menschen seins inwendigen beichtens. Wann wo die inner warheit wer, da erlöschen die zufell als gar von innen, da man wenig mit vnterscheid dauon gesagen künde, vnd würd gar gut rat so es mitt gott also verrichtet were. Diß meynt man alles mit täglichen sünden, vor todtsünden behüt vns gott. Nur des inwendigen menschen warnemens das der mensch sein selber warnem, das ist groß notturfft, Wann der mensch hat gar manche hütlein in im, die in dem grundt bedecken vnd verwachsen, haben im selber die warheit bedeckt, dz er also vnbekant bleibt, vnd das er sich gar nicht weißt, vnd weißt doch manig andere ding. Es seind wol seel, die seind recht als ochsen stirnen, als dick vnd als hart, ein nach den anderen biß vff den grundt, diß künnent ir nit beichten, nit ablegen als ir wenent. Welches seind die seel? das seind alle ding, die du in dir hast vnd meinst vnd gebrauchest, der got ein ware sach vnd end nit ist, das seind alles abgötter, vnd die bild der ding, vnd eygen will vnd eygen lust, vnd gnügt der synne in der natur, vnd die besitzt der mensch als fraw Rachel thet, die auff die abgöt gieng sitzen. Diß ist vermessenheit, vnachtsamkeyt, vngelassenheyt aller göttlicher ding, sunder der mensch sol diß inwendig warnemen vnd bekennen demütigklichen vor got, vnd thu einer waren vnderfal für sein göttliche füß. So sich der mensch also gantz schuldig gibt, so würt es alles gut rat, wenn man sich mit allem fleyß dauon keren wil, als ferr als man mag mit der hilff des almechtigen gottes.

Bruchstück aus Luthers vier Predigten von der Auferstehung der Todten,

zu Wittenberg in den Jahren 1544 und 1545 über 1. Korinth. 15. gehalten.

Nachdem er (Paulus) diesen Artikel von der Todten Auferstehung mit dem Hauptstücke christlicher Lehre, d. i. mit der Auferstehung Christi, erweiset und gewiß gemacht hat, widerlegt er etliche Einreden und Fragen derer, so diesen Artikel verleugneten und beweiset diesen Artikel weiter aus den Creaturen und aus der Schöpfung der Creatur. Denn die hochverständigen Klüglinge, die diesen Artikel leugneten, disputirten scharf aus der Vernunft, wie es möglich wäre, daß die Todten wieder auferstehen sollten? Sie maßen die Auferstehung von den Todten und das zukünftige Leben nach ihrem Kopfe, gerade als müßte es mit der Todten Auferstehung und mit dem ewigen Leben also zugehen, wie es mit diesem Leben hier auf Erden zugehet, klügelten daher und sprachen: Was „würde es für ein Wesen werden, so die Todten sollten wieder auferstehn und lebendig werden?“

Solche Einreden und Fragen verwirft er und stößt sie zurück

mit Gleichnissen, die er nimmt aus der Natur. Du Narr, spricht er, fragest, wie es möglich sei, daß die Todten auferstehn sollen? Geschieht doch täglich vor deinen Augen an vielen Creaturen, das eben so unmöglich ist für die Vernunft, als dies mit der Todten Auferstehung. Das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn; nimm das Gleichniß vom Samen und deute es auf die Auferstehung der Todten, wie auch Christus thut mit dem Weizenkorne, Joh. 13. Das Leben findet sich nicht eher, der Same ersterbe und verwese denn zuvor in der Erde. Also wird dieser sterbliche verwesliche Leib, wie er jetzt lebet, auch nicht lebendig, er sterbe denn zuvor und verwese in der Erde. Nun bist du nicht ein solcher Narr, daß du von dem Samen sagest, daß es unmöglich sei, daß er wieder hervorwachsen und lebendig werden solle, ob er schon in die Erde geworfen wird und stirbt. Warum sagst du denn, daß es unmöglich sei, daß die todten Leiber, so in die Erde verscharret werden, wiederum auferstehn und lebendig werden sollen? Item, du fragest, wie die Todten auferstehn und mit welcherlei Leibe sie kommen werden? Du Narr. Siehe das Korn an. Das du säest, ist ja nicht der Leib, der werden soll, sondern ein bloßes Korn, nämlich ein Weizen oder ein anderes. Also (ver) hält sichs auch mit dem menschlichen Leibe. Nach dem Wesen ist es eben derselbe Leib, der auferstehn soll; was aber seine Gestalt betrifft, ist es nicht der Leib, der werden soll, sondern ein runzelicher, verweslicher, todter Leib, gleich wie jenes ein bloß dürres runzeliches Korn ist. Gott wird ihm aber einen frischen, schönen, lebendigen, unverweslichen Leib geben, der nicht mehr dürfte essen, trinken, sterben und verwesen. Gleichwie er dem bloßen dürren Korn einen schönen grünen Leib giebt, der nicht dürr und todt auf dem Boden liegt und ein bloßes Korn ist, sondern der seine Gestalt, Farbe, Saft und Leben hat, wächset, blühet und grünet, wie ein Wald. Und wie Gott jedem Samen seinen eigenen Leib giebt, also, daß aus dem Weizenkorn nicht wird ein Gerstenhalm, noch aus dem Gerstenkorne ein Roggenhalm, ob es schon im Acker unter andern Samen vermenget wird, also wird er einem jeden Menschen seinen eignen Leib geben, also, daß in der Auferstehung eines Mannes Leib nicht werde eines Weibes Leib, noch des Weibes Leib eines Mannes Leib. — Ja, spricht die Vernunft, wie kann ich's glauben, daß ich aus der Erde wieder hervorkommen werde? Wenn ich sterbe, so verwese ich und werde zu nichts. Wie kann nun etwas werden aus dem, das verweset und nichts ist? Dazu stinket mein Leib, wenn er todt ist, so gräulich, daß jedermann davor sich entsetzet. Nun kommen die Maden und Würmer und durchfressen ihn nach allem ihren Muthwillen. Was kann doch

aus dem werden, das nichts anders ist, denn eitel Unflath? Antwort: Ja, was menschliche Kraft anlangt, da ist es alles verloren, und wird aus solchem todten, verweseten Leibe nichts; er bleibt wohl im Tode und unter den Würmern ewiglich, menschlicher Kraft halben, und wenn gleich aller Menschen Kraft auf einen Haufen geschmelzet wäre. Aber, hörest du, du mußt hier nicht sehen auf Menschen Kraft, was dieselbe vermag; viel weniger mußt du sehen auf des todten Leibes Kraft, wie derselbe unter den Würmern liegt, sondern mußt sehen auf Gottes Wort und Kraft, welcher allein es thun kann und thun will. Wenn's mit einem Menschen so weit kommt, daß er im Sarge liegt und unter die Erde verscharret wird, so müssen alle Menschen, ja alle Creaturen bekennen und sagen: Wir können diesen todten Leib nicht wieder auferwecken und lebendig machen. Aber Gott sagt also: Was keine Creatur vermag, das vermag ich, der allmächtige Schöpfer. Dieser todte Leib soll wieder auferstehen und lebendig werden, ob er schon in der Erde verweset und verfaulet ist. Ich, der allmächtige Gott und Schöpfer, will und kann es thun, da stehet mein Wort Joh. 5: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Todten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die sie hören werden, die werden leben. — Er trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Worte. Der kann's thun und will's thun.

Vor 6000 Jahren war die ganze Welt nichts. Wer hat nun die Welt gemacht? Lies die Schrift. Dieselbe wird dir's sagen, wer die Welt gemacht (Genes. 1): Im Anfange schuf Gott Himmel und Erden. Was warest du vor tausend, ja vor hundert Jahren? Nichts. Wer hat dich erschaffen? Höre den ersten Artikel im Kinderglauben. Wie betest du? „Ich glaube, daß mich Gott erschaffen hat sammt allen Creaturen." Derselbe Gott und Schöpfer kann dich auch von den Todten auferwecken. Er will's thun und kann's thun; er ist allmächtig und hat dir's zugesagt. Darum wage es getrost auf ihn; er wird dir nicht lügen!

Davon redet der Apostel, wenn er spricht: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Er will also sagen: Der Tod liegt unter, hat Reich, Macht und Sieg verloren; er hatte wohl die Oberhand, und es war ihm um der Sünde willen alle Welt unterworfen, und mußten alle Menschen sterben. Nun aber hat er den Sieg verloren. Denn wider des Todes Reich und Sieg hat unser Herr Gott einen andern Sieg gemacht, die Auferstehung von den Todten in Christo. Der Tod hat lange gesungen: Jo Triumph! Ich, Tod, bin König und Herr über alle Menschen, ich habe den Sieg und liege oben!" Aber unser Herr Gott lässet ihm wieder ein Liedlein singen, das

lautet also: „Jo Triumph! Das Leben ist König und Herr über den Tod; der Tod hat verloren und liegt unter.“ Der Tod hat wohl bisher gesungen Victoria, Victoria, jo, gewonnen; hier ist eitel Tod und kein Leben. Aber Gott läßt ihm nun wieder singen Victoria, Victoria; jo gewonnen; hier ist eitel Leben und kein Tod. Der Tod ist in Christo überwunden und gestorben; das Leben behält den Sieg und hat gewonnen.

Solch Liedlein wird von uns gesungen werden in der Todten Auferstehung, wenn dies Sterbliche anziehen wird die Unsterblichkeit. Jetzt würgt der Tod uns Menschen jämmerlich und auf mancherlei Weise; einen durch's Schwert, den andern durch Pestilenz, diesen durch's Wasser, den andern durch's Feuer. Und wer kann alle Weise, damit der Tod uns Menschen erwürget, erzählen? Da lebt der Tod, herrschet, regieret, sieget und singet: Gewonnen, gewonnen! „Ich, Tod, bin König und Siegesmann über alle Welt! Ich habe Macht und Recht über alles, was auf Erden lebet; ich schlage todt und würge alle Menschen, jung, alt, reich, arm, hoch, niedrig, edel, unedel. Trotz, der es mir wehre!“ Aber der Tod wird sich bald heiser und zu Tode singen; das Cantate soll ihm bald geleget werden. Denn am Ostertage hat sich ein anderes Liedlein erhoben, das lautet also: „Christ ist erstanden von der Marter alle; deß sollen wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein. Tod, wo ist nun dein Sieg? Wo hast du nun den, der im Grabe lag und den du am Kreuze getödtet hast?“ Dies Liedlein singen wir jetzt in der Person Christi, aber in der Auferstehung werden wir dies Liedlein auch in unsrer Person singen. Da werden wir auch für uns des Todes lachen, seiner spotten und sagen: „Tod, wo bist du nun? Hier ist eitel Leben; ich bin Herr und Siegesmann über dich! Vorhin hast du mich gefressen und über mich geherrschet, jetzt lässest du mich wohl ungefressen, ich herrsche über dich! Vorhin mußte ich mich vor dir fürchten, aber nun kannst du nichts mehr an mir schaffen! Vorhin legtest du mich in das Grab unter die Würmer und strichest mir eine scheußliche Gestalt an, nun bin ich von den Todten auferstanden und leuchte schöner, als die Sonne! Siehe, wie gefalle ich dir nun? Vorhin schrecktest du mich, jetzt biete ich dir Trotz; krümme mir ein Härlein!“ Solches hat der Prophet Jesaias (Kap. 25.) lange vorher verkündigt, daß der Herr Zebaoth, unser Herr Jesus Christus, werde über den Tod herrschen und solchen Sieg haben, der ewig währen wird. Er wird, spricht er, den Tod so rein auffressen, daß der Tod nimmermehr zu Kraft und Macht kommen soll, sondern das Leben wird den Sieg und die Oberhand behalten ewiglich.

Aus
„Judas, der Erzschelm“
von Abraham a Sancta Clara.

Die Kinderzucht.

Ihr Eltern thut zu viel und thut zu wenig: Ihr thut zu wenig strafen, ihr thut zu viel lieben euere Kinder. Ihr habt zweifelsohne öfters vernommen aus der heiligen Schrift, wie einst die Bäume zusammengekommen sind und auf ihrem hölzernen Reichstage einen König erwählt haben; die mehrsten Stimmen sind gefallen auf den Oelbaum, auf den Feigenbaum, auf den Weinstock u. s. w.; vom Birkenbaume geschieht keine einzige Meldung. Meinestheils, wenn ich wäre gegenwärtig gewesen und als ein Mitglied auch eine freie Wahl gehabt hätte, so hätte ich unfehlbar den Birkenbaum zum Könige erwählt; denn niemand glaubt's, wie ruhmwürdig dieser regieret, absonderlich in der Kinderzucht. Alle heiligen Engel gefallen mir wohl, einen ausgenommen. Der Kostherr des Daniel war ein Engel, der gefällt mir wohl. Der Arzt des Tobias war ein Engel, der gefällt mir wohl. Der Abgesandte der Mutter Gottes war ein Engel, der gefällt mir wohl. Des Loths Führer war ein Engel, der gefällt mir wohl. Die Schildwache vor dem Paradiese war ein Engel, der gefällt mir wohl u. s. w.; aber einer will mir schier nicht gefallen: derjenige, welcher dem gehorsamen Patriarchen Abraham in den Säbel gefallen und aufgeschrien hat: „Strecke deine Hand nicht aus über den Knaben und thue ihm nichts!“ Ich weiß gar wohl, daß solches der Befehl des Allerhöchsten war und deshalb Abraham keines Fehlers zu beschuldigen ist. Wann ein Vater, eine Mutter mit der Ruthe wird einen Streich führen über den Knaben, bin ich versichert, daß ihm kein Engel den Streich aufhalten wird, wie dem Abraham; ja, die Engel werden ihn noch anfrischen mit ernstlichen Worten: „Strecke deine Hand aus über den Knaben!“

Ich schneid', ich schneid', ich schneid'. Was aber? Ich schneid' ab. Was? Die Nasen? Nein, nein! Constantinus Pogonatus hat beiden seinen Brüdern, Heraklius und Tiberius, die Nasen abgeschnitten, damit sie nur nicht zur Kron' und Regierung gelangen sollten. Das ist grausam und tyrannisch, das thue ich nicht. Ich schneid', ich schneid', ich schneid'. Was aber? Ich schneid' ab. Was? Die Ohren? Nein, nein! Petrus hat dem Bösewichte Malchus das Ohr abgehauen, welchen schmerzlichen Schaden der gesegnete Jesus wieder geheilt hat. Das thue ich nicht. Ich schneid', ich schneid', ich schneid'. Was aber? Ich schneid' ab. Was? Die Zungen? Nein, nein! Den streitbaren Blutzeugen Christi Hilarius und Florentius

sind die Zungen ausgeschnitten worden, nichtsdestoweniger haben sie geredet und Jesum Christum gesegnet. Das thue ich nicht. Ich schneid', ich schneid', ich schneid'. Was aber? Ich schneide allen Eltern die Finger ab. Adonibezek, ein stolzer und tyrannischer König, hat 70 anderen gefangenen Königen die Finger abgeschnitten, das war erschrecklich. Diesem folge ich nach und möchte gern den meisten Eltern die Finger abschneiden, damit sie nicht mehr so sehr ihren Kindern durch die Finger sehen, sondern dieselben von Jugend auf strafen. So lange Moses die Ruthe in den Händen gehabt, ist sie eine schöne Ruthe geblieben, sobald er sie aber aus der Hand fallen ließ, ist sie zur Schlange geworden. Also auch, meine liebsten Eltern, so lange ihr die Ruthe in den Händen habt und eine gute scharfe Zucht unter euern Kindern führt, so lange bleibt alles gut. Wenn ihr aber die Ruthe fallen lasset, so wird gleichfalls eine Schlange daraus. Ich will sagen, es ist lauter schädliches Gift in den Kindern, so man die Ruthe nicht in die Hände nimmt.

Die Erde bringt keine Frucht, sondern Disteln, wenn man sie nicht mit dem scharfen Pflugeisen durchgräbt; die Jugend thut nichts Gutes, wenn man sie nicht scharf hält. Das Eisen, welches erst aus dem Bergwerke gebrochen ist, ist zu nichts gut, es komme denn der harte Hammer darauf; so bleibt die Jugend zu nichts gut, wenn man der Streiche schonet.

Der Weinstock wird nicht tragen, sondern verfaulen, wenn nicht ein Stock dabei stehet; so wird die Jugend nicht fleißig sein, sondern faul, wenn die Ruthe nicht daneben steckt. Die Musik wird ungereimt bleiben, wenn der Taktstock des Kapellmeisters fehlt; so wird sich auch die Jugend ungereimt verhalten, wenn der Stock der Eltern oder des Lehrers mangelt.

Die Leinwand des Malers wird kein schönes Bildniß vorstellen, wenn er den Streichpinsel nicht in die Hand nimmt; so wird die Jugend ihren Eltern keine Zierde bringen, wenn sie nicht mit dem birkenen Streichpinsel Farbe auf den Leib erhält.

Wie nennet Clemens Alexandrinus die Kinder? Er nennt sie Blumen des Ehestandes. Gut, gut! Die Blumen müssen umzäunt werden mit Ruthen und Stecken, sonst kommt ein jedes Thier darüber. Wie nennt Vater Augustin die Kinder? Er nennt sie kleine wankende Schifflein. Gut, gut! Zu diesen Schiffen muß man Ruder gebrauchen, die der Besenbinder feil hat. Wie nennt Gregorius Nazianz die Kinder? Er nennt sie Augapfel ihrer Eltern. Gut, gut! Aber dem Augapfel hat die Natur Augenbrauen gesetzt, welche wie die Ruthen gestellt sind. Wenn man aber die Ruthen spart, so kommt Schande und Schaden über die Kinder. Nero wäre kein solcher

Bösewicht geworden, wenn ihn seine Mutter Agrippina schärfer gehalten hätte. Jener Sohn hätte bei dem Galgen der Mutter das Ohr nicht abgebissen, wenn sie ihn in der Jugend besser gezüchtigt hätte.

Die 26. Rede über das Leiden des Herrn,

gehalten am 7. August 1747

von

Nikolaus Graf v. Zinzendorf.

Text: Blutiger Schaum vom Leichnam,
Wasch uns unsere Füße!
Zerschwitzte Haare,
Trocknet sie!

Daß wir das dem Heilande zumuthen, das gründet sich erstlich auf seinen Generalplan, daß er kommen ist, zu dienen; (Matth. 20, 28.) zum anderen, daß er gesagt hat zu dem Apostel, der sich nicht seine Füße wollte waschen lassen: Werde ich dich nicht waschen, so hast du keinen Theil an mir. (Joh. 13, 8.)

Sowie das Gastmahl mit ihm immer fortgeht unter seinen Leuten, bis sie es werden in seinem Reiche halten, so geht auch seine Fußwäsche immer fort unter allen denjenigen, die Theil an ihm haben.

Nun ist es eine bekannte Sache, daß man uns einer allzufruchtbaren Einbildung in's Blut und in die Wunden Jesu beschuldigt. Das ist nichts neues, denn man hat schon Anno 1738 unsere Neger gefragt, da man sie in's Verhör gezogen und eine Sache an ihnen gesucht hat, ob sie Blut im Taufwasser gesehen hätten? Es ist also eine alte Beschuldigung, daß wir so viel auf's Blut halten, und daß wir noch immer denken, wie die Epistel an die Ebräer redet, daß alles mit Blut geweihet werden muß. (Kap. 9, 22.)

Es ist aber der Mühe nicht werth, daß man auf solche Beschuldigungen bei der ersten protestantischen Abtheilung antwortet, denn wir reden doch nicht anders, als wie andere Leute auch singen und sagen; wir sind auch nicht die ersten, die es sagen, man findet es in allen Liedern der andern. In den mittlern Psalmen findet man's freilich nicht oft, aber in uralten Liedern, die auf die ganze Christenheit und nach ihren damaligen Umständen eingerichtet sind; da steht's auch, und das glauben wir fest. Darum ist es uns zu thun, und welcher Christ kann es uns abstreiten? Wenn auch alle diejenigen, die sich in das Gemüth der Leute, die einen neuen Geist empfangen, die eine Vergebung der Sünde haben, nicht hineindenken

können, von sich sagen, daß das bei ihnen lauter figürliche Redensarten sind, so können sie es uns doch nicht verdenken, wenn wir's auf den wirklichen Genuß von allen den Bibel- und Liederwahrheiten, die das Wesen der Sache darstellen, ankommen lassen, und wenn wir, wo sie von dem großen Wasserbade im Worte singen, auch vom Fußwasser glauben: Wasser thut's freilich nicht, sondern das Wort Gottes, so mit und bei dem Wasser ist und der Glaube, der solchem Worte Gottes beim Wasser trauet, denn ohne Gottes Wort wäre es freilich nur schlecht Wasser, ein bloßes Fußbad, aber durch das Wort des Heilandes wird es eine Fußtaufe, eine Reinigung der Füße, eine Reinigung des äußern Menschen von all den Flecken und dem Staube, was sich so angesetzt hat. Es ist für uns, die wir uns die Füße waschen lassen und der Gnade theilhaftig machen, eine rothe Fluth, mit Christi Blut gefärbet, die die täglichen Anspritzungen und Bestäubungen wegnimmt, sobald das Herz, das nun heil worden ist, für dasjenige Theil bittet, was der Heiland im geistlichen Sinne die Füße nennet. Es ist nun eine lauter aus den klaren und deutlichen Worten der Schrift genommene Redensart und sind also keine neuen phantastischen Grillen, sondern es wird nur geglaubt, für wahr gehalten und praktisch geübt, was in allen lebhaften Gemeinden gelehrt, wenigstens in allen evangelischen Kirchen gesungen wird. Was bitten wir uns also hier vom Heilande aus? Das: wenn er noch immer vor uns, vor seine Kirche, vor sein ganzes Haus, vor sein Weib (das in dieser Zeit auf den Hochzeitstag geschmückt wird, wie wir's uns am Feste der Kyria erst neulich gar lebhaft vorgestellt haben), vor eine ganze Gemeinde, als ob sie ein Mensch, eine Person vor ihm wäre, hinkniet und ihnen allen zusammen in einem Leibe die Füße wäschet, so soll er, wie wir glauben und bitten, von seinem Leichname, darauf die Pflüger geackert und Furchen gezogen haben, (zu seinem eigenen Troste, zu seiner eigenen Freude, die er an der Schönheit seiner Braut sehen wird) Blutströpflein herunterfließen und solche durch seine von Todesschweiß triefenden Finger gehen lassen, um unsern Leib von allen Anklebungen, von den geringsten Befleckungen des Leibes und des Gemüthes zu reinigen, damit er ihm in allen Stücken gefallen kann. Warum sollte er uns aber mit seinen Haaren trocknen? Die Redensart ist hergenommen von dem, was wir in der Litanei zu der Kirche sagen: Gesalbte Locken deines Haars sind die Liturgie des Altars, sie liegen vor dem Josua, ihm den Schweiß abzutrocknen, da. Und das ist hergenommen von der Sünderin, die den Heiland mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet hat, da sie ihm die Füße gewaschen hatte, aus Liebe und Zärtlichkeit. (Luc. 7, 37. 38.)

Er thut uns alle die Dienste wieder, die wir ihm thun oder doch gerne thun wollen. Aber wir thun sie alle nur zur Bezeigung unserer Herzlichkeit, unserer zarten Liebe, so wie etwa die Kinder Spänchen zum Bau tragen. Er thut sie uns aber kraft seines Verdienstes in Wahrheit, wenn er sie uns thut, wenn er uns sein Verdienst zueignet, wenn er unter uns herumgeht, wie ein Diener, wenn er Abendmahl mit uns hält, wie er versprochen hat. Er giebt uns von seinem Fleische zu essen und von seinem Blute zu trinken, und vorher wäscht er uns als ein treuer, freundlicher Wirth unsere bestäubten Füße.

Was kann er nun besser zum Abtrocknen nehmen, als das Haar seines Hauptes, das auch für uns voll Schweiß und voller Blut ist? Es ist nicht gewöhnlich, es ist auch nicht das allerangenehmste, daß man die Füße mit etwas Feuchtem abtrocknet.

Ich habe das auch gewußt, da ich die Redensart, zerschwitzte Haare, hier gebraucht habe; ich habe aber meine Ursache zu dem Ausdrucke gehabt und habe damit anzeigen wollen, daß, wenn der Heiland unsere Füße trocknet, er sie nie so trocknen solle, daß nicht noch eine Feuchtigkeit von seinem blutigen Schweiße zurückbliebe. Denn es ist ein Segen für unsere Füße, es ist eine Gnade für uns, wenn uns die Wäsche des heiligen Bades durch die zurückgebliebenen Schweißtröpflein immer erneuert wird, wenn wir in einer beständigen Anfeuchtung von seinen Todesschweißtropfen einhergehen. Wie vom Kirchenauge gesungen wird, es wird nie träge, „man rede dieses oder das, so macht's das arme Aeuglein naß, wenn's Lamm und Blut bedeut't, „nun mischt sich Lamm und Blut in all's, und über'm Denkmal unsers Falls setzt's auch noch Zährlein, drum macht das theuere Hohelied, das auf die Braut des Lammes sieht, vom Kirchenauge den Vergleich auf einen wasserreichen Teich." So wünsche ich, daß unsere Füße und unser ganzer äußerlicher Mensch, unser sterbendes Gebein, „das sündige Hüttlein voll Liebe und Schmerz, voll Liebe zum Freund, voll Schmerzen und Scham, dieweil er uns nahm," niemals möge austrocknen von seinem Brodem und lieber unser ganzer geistlicher Mensch selber den Namen eines Schweißtropfen Jesu behaupten mag bis in's Grab.

Das ist der Sinn, wenn wir uns die Füße getrocknet wünschen mit den zerschwitzten Haaren des Gotteslämmleins, des Martermannes, der an Leib und Seele gelitten und dabei alle unsere Sünde ausgeschwitzet hat bis auf den letzten Gifttropfen. Er hat der Sünde alle Kraft und Macht über uns und alle Verbindung mit unserm Herzen und alles Recht an unsern Leib und unsere Seele genommen, darum daß er sie ausgeschwitzt oder mit seinen Thränen ersäuft hat.

Wenn sich endlich nur die Kraft der Wahrheit und das Wesen der Sache am Herzen eines Menschen beweist, so wollen wir's ihm gerne gönnen, daß er sich die absonderlichsten Gedanken davon macht, die in seinem philosophischen Kopfe nur möglich sind, und wir wollen ihm gerne die Vorstellungen schenken, die wir davon haben, aber er muß uns wieder die Empfindung von dem gönnen, was wahrhaftig da ist, das Gefühl der Gegenwart des Mannes, der für uns Blutstropfen geschwitzt hat, und der von dem ewig geltenden und immer fortfließenden Versöhnungsblute (welches eigentlich der Born ist gegen alle Ungerechtigkeit und der Heilsquell in uns, der bis in's ewige Leben fortquillt und nicht Wasser allein, sondern Wasser und Blut quellen muß) so oft als wir es bedürfen zu unserer Fußwäsche anwendet soviel dazu vonnöthen.

Denn seine Leidensperson, seine Kreuzgestalt wird uns nimmer alt und verschwindet uns nimmer; von den vollgiltigen, verdienstlichen Thränen soll sich unser Herz und unsere Augen nimmermehr entwöhnen, sondern es soll uns immer sein, wie Augustinus sagt, als wenn er den Augenblick vor uns kämpfte, schwitzte, gekreuzigt würde und stürbe; und als wenn er seiner Kirche alle Augenblicke seinen erblaßten und mit Wundennarben gezeichneten Leichnam zeige.

Allgemeine Menschenliebe und Liebe zum Vaterlande.

Aus einer Predigt über Matth. 15, V. 21—28

von Reinhard.

Ihr hört in dem vorgelesenen Evangelio eine Liebe zum Vaterlande sprechen, meine Zuhörer, die alles an sich hat, was den edelsten Patriotismus auszeichnen muß. Ich bin nicht gesandt — antwortete Jesus seinen Jüngern, die für eine Ausländerin bitten — denn nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel. Das Vaterland, will er sagen, ist der mir angewiesene Wirkungskreis; ich fühle mich berufen, mich lediglich meinen unglücklichen Mitbürgern zu widmen. Es ist nicht fein, setzte er hinzu, daß man den Kindern ihr Brod nehme und werfe es vor die Hunde. Was soll dies anders heißen, als: Es gebührt sich keineswegs, Wohlthaten, die den Mitbürgern gehören, an unwürdige Fremde zu verschwenden. Und doch seht ihr eben den Mann, der so ganz für sein Vaterland lebt, der seine Mitbürger allen anderen Menschen vorzieht und ihnen die ganze Fülle seiner Wohlthaten zugedacht hat, auch gegen eine Ausländerin gerecht, seht ihn gerührt von ihrem Vertrauen und von ihrer edlen Dreistigkeit, seht ihn die Gelegenheit, auch einer Fremden Gutes zu thun, ergreifen und benutzen. O Weib, ruft er, dein Glaube ist groß, dir geschehe, wie du willst! Hier fällt also eine Verbindung, eine Ein-

tracht der Liebe zum Vaterlande und der allgemeinen Menschenliebe in die Augen, die ihr anderwärts im Alterthume vergeblich suchen werdet, die erst durch das Evangelium Jesu vermittelt und hervorgebracht worden ist. Es ist der Mühe werth, dies ausführlicher zu erläutern und darzuthun und damit die Einwendung gegen das Christenthum, als nähre es die Vaterlandsliebe nicht, in ihrer Nichtigkeit darzustellen.

„Von der merkwürdigen Vereinigung, welche das Evange-„lium Jesu zwischen der allgemeinen Menschenliebe und der „Liebe zum Vaterlande stiftet, werde ich also diesmal sprechen. „Sie zu erklären, diese Vereinigung, und zu beweisen, soll das „erste sein, womit wir unser Nachdenken beschäftigen wollen; „sodann aber wollen wir unsere Aufmerksamkeit auf die Folgen „richten, die aus derselben für unser Verhalten fließen.

Merkwürdig nenne ich diese Vereinigung, meine Zuhörer, welche das Evangelium Jesu zwischen der Liebe zum Vaterlande und zwischen der allgemeinen Menschenliebe stiftet. Ich will damit zu verstehen geben, sie habe etwas Ausgezeichnetes und Besonderes an sich, diese Vereinigung; sie widersprach dem Geiste, der im Alterthume herrschte, und der noch immer alle die beseelt, die dem Evangelio nicht gehorchen; sie sei so beschaffen, wie sie beschaffen sein muß, wenn allen Forderungen der Vernunft, allen Neigungen des Herzens, allen Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft und allen Bedürfnissen der Menschheit überhaupt Genüge geschehen soll. Nur erklären darf ich die Vereinigung, von der ich spreche, um dies alles zu beweisen. Die Verbindung, welche das Evangelium Jesu zwischen der Liebe zum Vaterlande und zwischen der allgemeinen Menschenliebe stiftet, besteht nämlich darin, daß es beide Arten der Liebe gebietet, reinigt, belebt und ihre Wirkungen einander unterordnet. Fasset jeden dieser Punkte besonders in's Auge.

Im Alterthume war nichts weniger anerkannt, meine Zuhörer, als die Pflicht, nicht bloß seinen Mitbürgern, sondern auch Fremden, auch allen Menschen auf Erden Liebe zu beweisen. Wie die Juden zu den Zeiten Jesu gegen Samariter und auch Heiden gestimmt waren, wie wenig sie ihnen auch nur die gemeinsten Pflichten der Menschlichkeit schuldig zu sein glaubten, wisset Ihr alle. In den übrigen Gegenden der alten Welt war es nicht anders. Je mehr ein Volk sein Vaterland liebte und auf seine Sicherheit und Wohlfahrt bedacht war, desto gleichgiltiger wurde es gegen alle, die durch Sprachen, Sitten und Gesetze nicht mit ihm verknüpft waren. Daher die Geringschätzung und das Mißtrauen, mit welchem man im Alterthume die Fremden betrachtete; daher hieß in der Sprache des ge-

bildetsten Volkes jeder Ausländer ein Barbar; daher bezeichnete die mächtigste Nation der alten Welt den Fremden und den Feind mit einem und demselben Worte; daher jener Krieg aller gegen alle, jene räuberischen Einfälle, jene Gewaltthätigkeiten und Plünderungen, die sich die Völker gegen einander erlaubten; denn nicht bloß recht, sogar rühmlich schien es ihnen, Fremden Abbruch zu thun und sie zu unterjochen. Die wenigen, welche richtiger dachten und fühlten, hatten auf die öffentliche Meinung keinen Einfluß. Wollen wir die Wahrheit gestehen, da, wo das Evangelium Jesu noch unbekannt ist oder nicht wirken kann, ist es noch immer so; noch immer giebt es Menschen, Regierungen, Nationen, welche die Liebe zum Vaterlande von der Liebe zur Menschheit trennen, welche sich nicht das mindeste Bedenken machen, sich auf Unkosten anderer Völker zu bereichern und zu vergrößern, welche ihr Vaterland dann am eifrigsten zu lieben glauben, wenn sie das Glück und die Macht desselben auf den Ruin anderer Völker gründeten. Dem Geiste des Evangeliums ist nichts mehr zuwider, meine Zuhörer, als diese Engherzigkeit, als diese menschenfeindliche Selbstsucht. Es gebietet Liebe zum Vaterlande, das ist unstreitig. Nach dem Ausspruche desselben soll man ja jede Pflicht erfüllen, die man auf sich hat; ist man aber dem Vaterlande nicht auf die manigfaltigste Art verpflichtet? Nach dem Ausspruche desselben soll man dankbar für empfangene Wohlthaten sein; hat aber das Vaterland auf diese Dankbarkeit nicht die gerechtesten Ansprüche? Nach dem Ausspruche desselben soll man sogar Feinde lieben; und unseren Mitbürgern, die in so nahen und freundlichen Verhältnissen mit uns stehen, sollten wir keine Liebe schuldig sein? Nach dem Ausspruche des Evangeliums sollen wir endlich in die Fußtapfen treten, die uns Jesus gelassen hat; finden wir sie aber anderswo, diese Fußtapfen, als in seinem Vaterlande? Würde er in unserm Evangelium die Gegend von Sidon und Tyrus berührt haben, wenn ihn der Haß seiner Feinde nicht genöthigt hätte, über die Grenze zu gehen? Kehrt er nicht sobald als möglich in sein Vaterland zurück? Nimmt er sich der verlorenen Schafe vom Hause Israel nicht mit einem Eifer an, der bis zur Aufopferung geht? Und bricht er nicht in Thränen aus, weil es ihm nicht möglich ist, sein armes Volk der Verblendung und dem Verderben zu entreißen? — Ein Christ, ein Nachfolger Jesu kann man also ohne Liebe zum Vaterlande unmöglich sein. Aber ebenso dringend gebietet das Evangelium Liebe gegen Fremde, Liebe gegen alle Menschen auf Erden. Denn der Nächste, welchen man nach der Forderung desselben wie sich selbst lieben soll, ist nicht bloß der Freund, der Mitbürger, der Glaubensgenosse; jedes menschliche Geschöpf wird mit diesem Ausdrucke bezeichnet; auch der

Ausländer, der Irrgläubige, der Feind ist damit gemeint; und wie der Vater im Himmel seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, so soll sich auch unser Wohlwollen über alles verbreiten, was Mensch ist. Und daher sollen die Bekenner Jesu thun Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen. Schon durch den Ernst also, mit welchem das Evangelium auf Liebe zum Vaterlande und auf allgemeine Menschenliebe zugleich dringt, hat es eine Vereinigung beider gestiftet, die man ehemals nicht anerkennen wollte.

Aber es thut noch mehr für diese Vereinigung; es reinigt auch beide Arten der Liebe, und zwar die erstere von aller Ungerechtigkeit gegen Fremde und die andere von aller Schwärmerei. Der so hoch gepriesene Patriotismus der alten Welt, war er etwas anderes, als ein entschiedener, oft sehr grausamer Haß gegen alle Ausländer, der alle Menschenliebe ausschloß? Ich habe schon angemerkt, wie die aufgeklärtesten Völker des Alterthums, wie die Griechen und Römer sich über Fremde erklärten, und die Härte, die Ungerechtigkeit, der räuberische Blutdurst, mit welchem insonderheit die letzteren ein Volk nach dem andern unterjochten, wem ist er unbekannt? Was die Vaterlandsliebe bei den Juden war, seht ihr aus unserm Evangelium; Jesus redete eine Zeitlang die Sprache derselben, daher die Härte, mit der er der bittenden Ausländerin sagt, es ist nicht fein, den Kindern ihr Brod zu nehmen und es vor die Hunde zu werfen. Denn dafür hielt der jüdische Stolz alle Heiden, und es war kein ungerechter Vorwurf, wenn heidnische Schriftsteller jener Zeit das jüdische Volk eines Hasses gegen die ganze Menschheit beschuldigten. Unvereinbar, das seht ihr selbst, völlig unverträglich ist die Liebe zum Vaterlande mit der allgemeinen Menschenliebe, so lange sie diese Ungerechtigkeit gegen Fremde an sich hat. Das Evangelium Jesu tilgt diese Härte aus und verwandelt die selbstsüchtige Liebe zum Vaterlande in ein unparteiisches, menschenfreundliches Wohlwollen. Denn nicht umsonst schärft es ein, daß vor Gott kein Ansehen der Person gilt; daß Gott nicht bloß der Juden, sondern auch der Heiden Gott ist; daß er kein einzelnes Volk, sondern die Welt, die Menschen ohne Ausnahme geliebt und seinen Sohn für sie gegeben hat; daß in Christo nicht ist Grieche, Jude, Beschneidung, Ausländer, Nichtgrieche, Scythe, Knecht, Freier, sondern alles und in allem Christus. Bei aller Liebe, mit der man seinem Vaterlande zugethan ist, soll man keinen Fremden, er sei auch, wer er wolle, geringschätzen oder hassen; Menschen, wie wir sind, Geschöpfe Gottes, Gegenstände seiner väterlichen Liebe, Brüder sollen wir auch in denen erkennen, die nicht zu unserm Volke gehören; wir sollen ein Herz haben, das allen

Menschen offen steht und ihren Werth empfindet; das Evangelium reinigt die Liebe zum Vaterlande von aller Ungerechtigkeit gegen andere und läßt sie mit der allgemeinen Menschenliebe gleichsam zusammenfließen. Fürchtet nicht, es werde so eine Gleichgiltigkeit gegen die nächsten Verbindungen, eine unnatürliche Erweiterung, eine Wärme für unausführbare Entwürfe entstehen. Auch die allgemeine Menschenliebe wird durch das Evangelium Jesu gereinigt und von allem befreit, was sie Schwärmerisches an sich haben kann. Wer die Menschen liebt wie Jesus, und wie seine Lehre sie geliebt wissen will, der folgt nicht dem blinden Antriebe eines warmen Herzens und einer feurigen Einbildungskraft, sondern vernünftigen Ueberzeugungen und dem Gebote der Pflicht; der liebt nicht mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit; der bildet nicht eitle Pläne, erschöpft sich nicht durch überspannte Anstrengungen, sondern wirkt nach dem Maße seiner Kräfte und nach den Gelegenheiten, die ihm zu Theil werden; der träumt nicht von den goldenen Zeiten und einer unmöglichen Vollkommenheit unsers Geschlechts, er ist zufrieden, wenn er nur Gebrechen abhelfen kann, die ihm nahe sind, wenn es ihm nur gelingt, die Summe des Guten auf Erden durch irgend etwas zu vermehren. Die Eintracht ist auffallend, meine Zuhörer, welche das Evangelium Jesu zwischen der Liebe zum Vaterlande und der allgemeinen Menschenliebe stiftet; unter dem Einflusse desselben verlieren beide, wodurch sie einander widersprechen und abstoßen und werden zu einem reinen unparteiischen Wohlwollen verschmolzen, das sich mit edler Wirksamkeit bald gegen Mitbürger, bald gegen Fremde äußert.

Denn dies ist eben das dritte, was zu der Vereinigung gehört, von der ich spreche: Auch belebt wird die Liebe zum Vaterlande und die allgemeine Menschenliebe durch das Evangelium Jesu, sie werden beide zu der gemeinnützigsten Thätigkeit entflammt. Nicht das Evangelium, ein trauriger Mißverstand war es, meine Zuhörer, welches so viele Christen dem thätigen Leben entzog, sie in öde Gegenden führte, in heilige Kerker verschloß und sie dadurch unnütz für ihr Vaterland und für die gesammte Menschheit machte. Nichts verurtheilt das Christenthum entscheidender, als dieses müßige Hinbrüten, als diese fromme Trägheit, als diese nirgends geforderten Entsagungen und vermeintlichen guten Werke, durch die man den Himmel verdienen wollte. Unmöglich kann die Liebe zum Vaterlande und die allgemeine Menschenliebe mehr beseelt, mehr zu einer unermüdeten Wirksamkeit für das allgemeine Beste angefeuert werden, als durch die Lehren, Forderungen und Beispiele des Evangeliums. Wer kann hören, daß er vollkommen, daß er wohlwollend und gütig sein

müſſe, wie der Vater im Himmel; wer kann erwägen, daß jede Fähigkeit und Kraft, die er beſitzt, ein Pfund iſt, mit welchem er wuchern und über deſſen Anwendung er einſt Rechenſchaft ablegen ſoll; wer kann aus dem Munde Jeſu ſelbſt erfahren, bloß darnach, ob er Hungrige geſpeiſt, Durſtige getränkt, Nackte bekleidet und ſeinen Brüdern Gutes gethan habe, werde ihm einſt das Urtheil geſprochen werden, ohne ſich ermuntert, ohne ſich getrieben zu fühlen, ſeinem Vaterlande und der Menſchheit alles zu werden, was er werden kann und ſo viel Gutes als möglich zu wirken? Wer kann die ſtrengen, heiligen, unumſtößlichen Gebote vernehmen, wie ſich ſelbſt müſſe man den Nächſten lieben; man müſſe wirken, weil es Tag iſt; man müſſe Gutes thun und nicht müde werden; man müſſe ein treuer Haushalter der manigfaltigen Gaben Gottes ſein und mit jeder Gabe dienen, die man empfangen hat; man müſſe bereit ſein, ſelbſt das Leben für die Brüder zu laſſen, ohne ſich loszureißen von aller Trägheit, ohne es zu fühlen, nur unter der Bedingung ſei er ein Chriſt, wenn er ein nützliches, ein unermüdet wirkſames Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft und ein guter Bürger des Vaterlandes ſei? Wer kann endlich den Herrn ſelbſt in's Auge faſſen und kann wahrnehmen, wie er umherzog und wohlthat, wie es ſeine Speiſe war, den Willen des Vaters zu thun und ſein Werk zu vollenden, wie willig er zuletzt ſein Leben für die Schafe ließ und ſich hingab zur Erlöſung unſeres Geſchlechts; wer kann erwägen, wie kräftig ſeine Apoſtel in ſeine Fußtapfen traten, wie raſtlos ſie wirkten und wie viel ſie durch ihre Anſtrengung ausrichteten; wer kann gewahr werden, daß es der Geiſt gemeinnütziger Thätigkeit und eines unermüdeten Fleißes war, was alle echten Bekenner Jeſu auszeichnete, und daß keiner die Welt verließ, ohne ein ſchönes, wohlthätiges Werk auf Erden vollendet zu haben; wer kann alle dieſe Beiſpiele vor ſich ſehen, ohne gerührt, ermuntert, entflammt zu werden, ohne alle ſeine Kräfte aufzubieten, ſich um das Vaterland und die Menſchheit Verdienſte zu erwerben? — Niemand weiß es mehr, meine Brüder, niemand iſt inniger überzeugt, als die Bekenner des Evangeliums, daß man nicht anders für den Himmel leben kann, als indem man der Erde nützt; daß man einſt unmöglich ernten kann, wenn man hier nicht geſäet hat; daß man nicht über viel geſetzt werden kann, wenn man nicht über weniges treu geweſen iſt; daß man an der Herrlichkeit deſſen, den Gott mit Preis und Ehre gekrönt hat, weil er der Retter und Heiland der Welt wurde, unmöglich theilhaben kann, wenn man ihm nicht durch gemeinnützige Thätigkeit ähnlich geworden iſt. Ein edles, harmoniſches Streben, Gutes aller Art zu wirken, Mitbürgern und Fremden, der Mitwelt und Nachwelt zu nützen,

wird also die Liebe zum Vaterlande und die allgemeine Menschenliebe durch das Evangelium Jesu, meine Zuhörer; es ist eine gemeinschaftliche himmlische Begeisterung, wodurch es beide Arten der Liebe beseelt.

Selig sind die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet.

Aus einer Sylvesterpredigt im Jahre 1851

von Fr. Ahlfeld.

Text: Luc. 12, 35—38.

Herr, mache heute Abend unsere Augen helle, daß sie wach sind, und wir den großen Schritt nicht thun in Stumpfheit und innerlichem Schlafe, als die da nicht wüßten, wer das alte Jahr gesegnet hat mit seinen Gnaden und allein das neue segnen kann mit seiner Barmherzigkeit! Mache sie helle, daß wir danken lernen und die Kirche und die Häuser voll seien des Lobes und Preises für deine unverdiente Gnade! Mache sie helle zur Buße und Reue, daß wir es wohl fühlen, wie wir deiner Gnade nicht werth gewesen sind, weil wir im Glauben schwach und in der Heiligung so träge waren! Mache sie helle zum Glauben und zum heiligen Kampfesmuthe, daß wir bei dir Gnade suchen; daß wir dich nicht lassen, du vergebest uns denn, was wir im alten Jahre gesündigt haben und gebest uns deine Stärke und heilige Wachsamkeit für das neue, damit wir dem Feinde, wo er an uns will, überall den Schild deiner Gerechtigkeit entgegen halten und ihn treffen mit dem Schwerte des Glaubens! Das schenke uns als Abschiedsgabe von dem alten Gnadenjahre in Christo, deinem Sohne, durch den heiligen Geist! Amen.

I. Unser Wachen.

Gewacht, in dem Herrn geliebte Gemeinde, wird diese Nacht genug. Tausende wollen wachend die Stunde des Ueberganges begehen. Aber was ist es für eine Wache? Wenn die Scenen, unter denen man in's neue Jahr eintritt, gemalt würden, was für ein manigfaltig und traurig Bild würde das geben! Einer tanzt aus dem alten Jahre in das neue hinüber. Ein zweiter gaukelt hinüber, indem er mit allerlei schlechter Kunst und Zauberei erforschen will, was Gott ihm im neuen Jahre vorher bestimmt habe. Ein dritter singt und trinkt sich aus dem alten Jahre in's neue hinüber und taumelt wohl gar über die Schwelle desselben. Das Gläserklingen ist sein Gebet, und die Glasscherben sind die gefalteten Hände und das zerbrochene Herz. — Theure Gemeinde! Ihr wißt, daß es vom Abende des ersten Ostertages in der Schrift heißt: „Am Abende aber desselbigen Sabbaths, da die Jünger versammelt und die Thüren

verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten ein und sprach zu ihnen: „Friede sei mit euch!“ Wenn er nun heute Abend käme und einträte durch verschlossene und unverschlossene Thüren, wie viele Kreise würde er finden, wo man ihn gar nicht haben wollte, wo man ihn anriefe: „Was willst du hier? unter uns passest du nicht!“ wo er gar nicht wüßte, wem er sein „Friede sei mit euch!“ zusprechen sollte. Nein, so wollen wir nicht hinübergehen. Was kann ein äußeres Wachen helfen, wenn das innere Auge zugegangen ist, wenn Blindheit darauf lagert. Da ist es besser, wir schlafen und lassen Gott den Herrn sein neues Jahr allein machen. Er macht es allewege allein, aber dann verderben wir doch mit unsern Sünden nichts von dem, was seine Gnade mit uns vorhat. — — Doch es giebt auch noch ein anderes Wachen. Viele möchten gern schlafen, aber Kummer und Sorge lassen sie nicht schlafen. Sie weinen, trauern und sorgen sich aus dem alten Jahre in das neue hinüber. Zwei Feinde sind es, die sie stören. Einer heißt Kummer, der andere Sorge. Der eine bringt die Vergangenheit wieder, der andere holt die Zukunft herbei. Und die beiden häufen sie auf den heutigen Tag. Heute treten vor die Seele alle Verluste, die wir im verwichenen Jahre erlitten haben. Vielen sterben ihre Todten heute noch einmal. Viele erleiden das Herzeleid, das sie in diesem Jahre erfahren haben, heute noch einmal. Da sitzen sie denn und graben sich in die Vergangenheit hinein, wiederholen sich die letzten Worte der Ihrigen, lassen ihren Todeskampf noch einmal an sich vorübergehen und ergehen sich dann in der Klage alles dessen, was sie an ihnen verloren haben. Und wenn das eine Herzeleid schweigen will, dann kommt das andere. Wenn die alte Kümmerniß die Augen müde gemacht hat, daß sie sich schließen möchten, dann schließt sie die Sorge um die Zukunft wieder auf. „Was wird das neue Jahr bringen? Was wird mir das neue Jahr nehmen? Wie werde ich durch dasselbe kommen? Wird Krieg sein? Wird theure Zeit sein? Wird mein Geschäft blühender sein, als in diesem Jahre? Wird Krankheit und Hauskreuz von uns weichen? Wird der Friede unter uns wiederkehren?“ Alle solche Fragen lagern sich auf diesen Tag und halten vielen die Augen wach. Aber du Thor, was ist es, das du sorgest? Du vermagst mit deinem Sorgen kein einzig Haar weiß oder schwarz zu machen. Du kannst ja nicht einmal die Sorge einer Stunde tragen, du brichst darunter zusammen. Und nun willst du gleich die Sorge zweier ganzer Jahre auf solchen Tag zusammenbauen? Siehe doch hinter dich! Ehe das Jahr schied, hat dir Gott seinen lieben Sohn geschenkt. Das ist ein Balsam für den alten Kummer, ein Balsam, der bis hinunter in die

Gräber heilt. Siehe vor dich! Ehe das neue Jahr kam, hat dir Gott seinen eingebornen Sohn geschenkt. Das ist eine himmlische Vorkehrung gegen die neuen Sorgen. Hat er seines lieben Sohnes um unsertwillen nicht verschont, wie sollte er uns mit ihm wohl nicht alles schenken? Verdirb dir heute mit Trauern und Sorgen die Frucht des Kreuzes nicht! Schlage die goldenen Früchte nicht vom Christbaume! Sie sind eben darum golden und süß, weil sie Kraft haben, die Finsterniß und Bitterkeit des Pilgerlebens bis in die tiefsten Tiefen zu erleuchten und zu versüßen. Je bitterer dein Kelch, um so eifriger sollst du nach jenen Früchten greifen. — Ehe du wachst in Kummer und Klagen, schlafe lieber und laß den Herrn wachen und machen! Er macht es schon gut. — — — All solch Wachen hat der Herr im Texte nicht gemeint, sondern das evangelische Wachen im Glauben und in der Buße. Hat dies je noth gethan, so thut es jetzt noth. Immer hat Großes an einem Jahre gehangen, aber nie so sichtbar als jetzt. Es gab Zeiten, wo die Völker und Familien in gutem, festem Geleise gingen. Ei, da konnte man schon eher einmal in's neue Jahr hineinschlafen. Land und Recht und Volk und Familie waren in Gottes Wort gefasset; das Geleis war alt und tief, in dem alles lief. Aber jetzt kommt alles erst kaum wieder in's Geleis. Es ist lange noch nicht darin. Wir wissen immer noch nicht, was unsere Zeit ist. Sie kann noch ein Abgrund, sie kann aber auch ein Morgenroth werden. In solchen Schwebe- und Scheidezeiten soll der Christ recht wach sein: wach im Bekenntnisse zu seinem Herrn, wach im Gebete und Flehen, wach im freudigen Ernste, mit seinem Hause dem Herrn zu dienen und wach in heiligen Gelübden zur Ehre Gottes. Horcht, wie ihr heute vor dem Herrn dastehen sollt! Zuerst heißt es in unserm Texte: „Lasset eure Lenden umgürtet sein!" Was will der Herr damit? Gegürtet wurden die Lenden zu doppeltem Behufe. Als Israel sein erstes Osterlamm aß, sollten seine Lenden dabei gegürtet sein, sollte es Schuhe an seinen Füßen, Stäbe in den Händen haben. Sie sollten es essen, als die hinwegeilen. Sobald der Ruf an sie käme: „Ziehet aus Aegyptenland, aus der Fremde, aus der Knechtschaft!" sollten sie aufbrechen können. Das verlangt der Herr auch von dir. Wenn er heute riefe: „Gehe aus der Pilgerschaft! Gehe ein in die Heimath!" sollst du antworten können: „Herr, ich bin fertig, ich bin bereit!" Das sind die gegürteten Lenden. Stehst du so da? Wo nicht, so gürte dich! — Gegürtet wurden aber auch die Lenden zum Kampfe. Das lange Gewand sollte kein Hinderniß werden. Du sollst dich auch gürten, sollst kämpfen mit Fleisch und Blut, mit Welt und Teufel. Das lange Gewand, die Schleppe, soll aufgebun-

den sein. Tragen wir ein solches? Ja wohl! denn unsere Gedanken, unsere Wünsche hangen bis auf die Erde herunter, bis in die Erde hinein. Wir sind beim Kämpfen schon oft über dieselben weggefallen oder haben gar nicht zum Kampfe kommen können. Gürte deine Lenden wie ein Mann! Deine Waffenstücke, das sind deine fünf Hauptstücke. Das ist Panzer, Helm, Schild, Schwert und Spieß. Der Gürtel aber ist das klare Bewußtsein, daß du dies alles hast, daß dies alles dein ist. Das hält dich fest zusammen, das macht dich zu einem ganzen Manne. Du fühlst, daß du jedes hast, daß es fest an dich geschlossen ist. Da kann der Feind kommen; aber der Herr kann auch kommen. Stehst du so da? Wo nicht, so gürte dich! — Dazu soll der gegürtete Mann sein Licht helle machen. Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen. Der Glaube ist das Licht. O wenn doch alle die Lichter, welche wir heute hier sehen, recht helle Glaubenslichter im Herzen andeuteten! Unser Glaubenslicht, wenn es so hinbrennt, wird trübe. Schnuppen setzen sich an dasselbe an. Ach, wie trübe glimmt in dir das theure Seelenlicht! Oft schwebt es zwischen Brennen und Erlöschen. Der Glaube ist ein todtes Gut im Herzen geblieben. Vergessen sind die heiligen Wahrheiten Gottes nicht, aber Leben haben sie auch nicht. Sie brennen nicht. Du, heute sollst du deine Lampe schmücken! Du weißt nicht, wann der Bräutigam kommt. Es ist ein besonderer Erinnerungstag, daß er nahe ist. — Wie aber schmücke ich sie? Ei, so nimm doch die Erinnerung aus dem alten Jahre und schüre sie damit. Ist doch Gott das ganze Jahr hindurch dein Vater und dein Heiland gewesen. Er hat Frieden gegeben und erhalten. Es hat einmal gewankt unter den Völkern, das unsere war auch hinein verflochten. Die den Krieg noch nicht gesehen, die schrieen: „Krieg!“ Die noch nicht wußten, wie zerstampfte Saatfelder und niedergebrannte Städte und Schlachtfelder mit Krüppeln und Leichen aussehen, die schrieen: „Krieg!“ Wer hat denn den Frieden erhalten? Niemand, als der Friedensfürst, der dem einen Könige in's Herz griff, daß er sich lieber demüthigen, als solch Weh auf das Land herunterrufen wollte. Er wollte lieber vor Gott groß bleiben, wenn er auch vor Menschen auf eine Weile klein würde. — Siehe weiter! Obwohl in manches Haus schwere Zeiten gekommen sind, hat der Herr doch bisher der Theurung gewehret. Er hat geweckt mit der einen Hand und geschenkt mit der andern. Wieviel er dich aber in deinem Hause, in deiner Familie gesegnet hat, das kann niemand aufzählen, als du selbst. Der Segen ist aber um so tiefer gegangen, je stiller, je demüthiger du vor deinem Gotte standest. Dringen doch auch die Regen, die kein Sturm stört, die recht still auf die Erde fallen, am

tiefsten in dieselbe ein. Zähle hinzu, daß er dich in deiner Sünde immer noch verschont hat. Gedroht hat er manchmal, zugeschlagen hat er auch. Sobald du dich aber besannst, erkanntest du auch, daß es alles Schläge der Liebe und der gnädigen Zucht waren. Noch hat er dir Gnadenfrist gelassen. Das ganze Jahr hat er dir geschenkt. Und nun geh noch weiter! Sein liebes Wort ist dir geblieben. Es hat nach wie vor die betrübten Herzen getröstet. Es ist mitgegangen in die Armuth und an die Gräber. Es ist mitgegangen in die zerschlagenen Herzen und ist ein Balsam geworden, wo die Welt einmal keinen Balsam hatte. Noch einmal hat er dir die fröhliche Christbotschaft verkündigen lassen:

Das hat er alles uns gethan,
Seine große Lieb' zu zeigen an.
Deß freuet sich die Christenheit
Und dankt ihm deß in Ewigkeit.

Nichts aber macht die schlummernde Liebe mehr lebendig, als Dank zu ihm, dem ich auf's neue verflichtet bin. Züchtigung und neue Gnade stoßen beide die alte Schnuppe von dem Lichte, daß es aufschlägt in heller Flamme. So mag es denn bei uns auch sein. Mag der Glaube brennen im Danke für das alte Jahr; mag er helle brennen im getrosten Muthe für das neue! Bis hieher hat der Herr geholfen; er wird auch ferner helfen. Der Tag stehe da als ein Ebenezer, als ein Stein der Hilfe. Die Flamme des Glaubens mag uns auch erwärmen zur Gottseligkeit und zu allen christlichen Tugenden; denn wie der Glaube glimmt, so glimmt das Leben auch, und wie die Glaubensflamme frisch wird, so wird es das Leben auch. Herr, erbarme dich unser, daß wir als Knechte erfunden werden, die wach sind, wenn ihr Herr kommt! Wir kommen

II. an sein Kommen.

Er kommt im Weltgerichte, er kommt im Abrufe des Einzelnen. An diesem letztern Kommen zweifelt niemand, an dem erstern um so mehrere. Es ist ihnen eine Thorheit, daß die Erde, die doch geschaffen ist, vergehen soll. Es ist ihnen eine Thorheit, daß er Gericht halten soll über alles, was Odem hat. Und doch gehören gar nicht helle Augen dazu, um sein endliches Kommen alljährlich zu sehen. Was ist das Jahr mit seiner Vernichtung, mit seinem weiten Tode in der Natur? Nur ein Einläuten des großen Tages, wo Himmel und Erde vergehen werden. Alle Herbststürme und Schneewetter rufen: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ Gieb dir einmal die Mühe und zähle in deinem Kreise die Gerichte zusammen,

die Gott alljährlich hält. Was sind sie? Ein Einläuten auf das große Gericht, wo er dereinst die Völker scheiden wird, wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet. Er läutet aber nicht ein, ohne daß er sein Fest hielte, und wenn er Millionen zum Schrecken ist. Alle Gerichte Gottes in der Zeit rufen: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!" — Er kommt; „er bricht auf von der Hochzeit," steht in unserm Texte. Was heißt das? Am Christfeste hat der Vater seinen lieben Sohn mit unserm Geschlechte vermählt. Er ist der Bräutigam, die Menschheit ist die Braut. So weit die Geschichte reicht, reicht auch diese Hochzeit. Die ganze Frist der Menschheit ist dazu da, daß deine Seele immer mit ihrem Bräutigam vertraut werde. Jedes Wort Gottes, das du hörst, ist ein neuer Ruf zur Hochzeit. Jede Taufe ist Vertrauung einer Seele mit dem Herrn. Jeder Abendmahlskelch ist ein Hochzeitsbecher. Jede Güte und Gnade Gottes ist ein Brautgeschenk, daß er deine Seele gewinne. Wenn aber die Frist der Geschichte abgelaufen, und wenn dein Leben abgelaufen ist, dann und damit bricht er auf von der Hochzeit. Die Hochzeit hat ein Ende oder für dich ein Ende. Er kann ja sich nur mit dem vermählen, was in die Familie und in das Wesen Gottes hat eingehen wollen. Im trüben Bache spiegelt nicht die Sonn' ihr klares Angesicht. Wer die Werbung um seine Seele nur scheinbar, nur äußerlich angenommen hat; wer sein Ja vom Tauftage nicht lebendig aufgenommen hat; wer sein Bekenntniß am Konfirmationstage in den Wind geredet hat; wem dies Ja nicht mit Goldschrift über jedes andere Ja in's Herz geschrieben ist: der hat seine Seele nur zum Scheine diesem Bräutigam gegeben. Nun er aufbricht von der Hochzeit, nun er einführt in's Vaterhaus, nimmt er sie nicht mit. Das ist das Kommen des Herrn. — Nun fragst du: „Wann kommt er? Kommt er bald? Wie hoch ist es am Tage?" Siehe, der Tag hat zwölf Stunden. Von unserm Leben sagt Moses: „Unser Leben währt siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig." Und diese achtzig haben sich die Alten wohl in Stunden getheilt und gesagt: „Wenn wir sieben Jahre alt sind, ist eine Stunde hin; wenn wir vierzehn Jahre alt sind, sind zwei Stunden hin, und wenn wir vierundachtzig Jahre alt sind, dann sind die zwölf Stunden hin. Dann werden von uns allerdings nicht viele mehr abzurufen sein. Welche Stunde ist es nun jetzt bei dir? Da hat jeder seine Antwort. Da hat auch jeder seine Rechnung, wie viele Stunden er noch übrig hat. Aber verrechne dich nicht! Dein Urgroßvater hat vielleicht die zwölfte Stunde erreicht, dein Großvater oder Vater aber nur die elfte oder zehnte oder auch diese nicht einmal. Und du? wie weit kommst du? — Zeit und Stunde ist niemand

gegeben zu wissen. Nicht die Engel wissen sie, nicht der Sohn weiß sie; der Vater hat sie seiner Macht vorbehalten. Er kommt. Wenn er kommt, ist die Hochzeit beendet. Aber Zeit und Stunde weiß niemand. Er kann heute kommen. — Und was werden wir empfangen? Was wird er bringen? „Selig sind die Knechte, die der Herr, wenn er kommt, wachend findet. Wahrlich ich sage euch, er wird sich aufschürzen und wird sie zu Tische setzen und vor ihnen gehen und ihnen dienen.“ In diese Jahreszeit fiel bei den Römern ein Fest, an dem die Herren zu Dienern wurden. Sie setzten nämlich ihre treuen Diener zu Tische, bewirtheten sie köstlich, und sie selbst waren die Diener bei dem Mahle. Ist auch nur ein armes Vorbild, ein armer Prophetenklang in der Heidenwelt, daß in dieser Zeit das Hohe dem Niedern, der Himmel der Erde, der Herr den Knechten dienen wird, damit sie Herren werden lernen. Er hat sich schon aufgeschürzt von seiner ersten Ankunft ab. Er hat das lange Kleid seiner himmlischen Herrlichkeit abgelegt. Er hat das arme Kinderkleid angezogen. Er hat nicht Engelschaaren um sich, sondern zwölf arme Zöllner und Fischer aus Galiläa. Er dient schon. Er dient allen Hungrigen und Durstigen mit Seelenspeise und Trank. Er dient den Krüppeln und Lahmen und Blinden. Er dient allen denen, die von der Welt verachtet sind. Die hier keinen Diener haben, die ihrem Gotte danken, wenn sie um's liebe Brod jemandes Diener sein können: die achtet der eingeborne Sohn Gottes nicht zu gering, daß er ihr Diener sei. Hat er nicht auch dir gedient, den alle Menschen verlassen hatten? Als dich alle verachteten um deiner Sünde willen, um des Aussatzes deiner Seele willen, da nahm er dich und pflegte dich und trug dich, wie man einen Bruder pflegt und trägt. Und doch ist das noch Dienst und Pflege in der Fremde. Wie wird er dich pflegen im Vaterhause, wo er nicht mehr verhüllt einhergeht, wo er frei hineingreift in die ewigen Schätze göttlicher Herrlichkeit!

Kein Durst, noch Hunger wird sie schwächen,
Denn die Erquickungszeit ist da;
Die Sonne wird sie nicht mehr stechen,
Das Lamm ist seinem Volke nah.
Es will selbst über ihnen wohnen
Und ihre Treue wohl belohnen
Mit Licht und Trost, mit Ehr' und Preis.
Es werden die Gebeine grünen,
Der große Sabbath ist erschienen,
Da man von keiner Last mehr weiß.

Aber es gilt nur denen, die er wach gefunden, die er mit hineingenommen hat in das Vaterhaus. Er dient denen nicht, die ihm

nicht haben dienen wollen. — Solche Gnade ist schon des Wachens werth! Nun so wachet denn heute! Schließet das Jahr mit gegürteten Lenden, mit hellem Lichte! Werdet nicht müde und matt! Er kann kommen um die andere oder um die dritte Morgenwache. Aber Morgenwachen sind es, wenn er kommt; denn der große Tag bricht an. — Kaiser Rudolf II., welcher im Jahre 1612 starb, war zum Theil in Spanien erzogen worden. Sein Vater hatte ihn in den Jünglingsjahren dorthin gegeben. Als es in dem genannten Jahre mit ihm zum Sterben ging, fragten ihn seine Räthe, ob ihn nach dem Heimgange verlange. Er antwortete mit dem ersten Verse des Liedes: „Ich weiß ein besser Leben" und fügte dann hinzu: „Liebe Herren, als ich in meiner Jugend in Spanien war und mein Vater mir einen Botschafter schickte, mich in mein irdisches Vaterland wieder zu holen, da konnte ich vor Freuden die Nacht nicht schlafen. Ei, wie viel mehr soll ich denn fröhlich sein, dieweil mich jetzt mein himmlischer Vater in das ewige Vaterland, das mir sein Sohn durch sein eigen Blut erworben hat, abfordert!" Wachet in jener evangelischen Wache! Da brauchst du aber nicht bis zwölf Uhr auf dem Platze zu sein. Senke dich ein im Glauben in den Herrn! Stelle deine Seele so, daß er zu jeder Stunde kommen kann! Habe Johannis Wort im Herzen: „Kinder, es ist die letzte Stunde." Erflehe dir auch Johannis Herz, der auf die Ankündigung des Herrn: „Ja, ich komme bald" beten konnte: „Ja, komm Herr Jesu!" — Damit hat er seine Offenbarung und die Schrift geschlossen. Damit schließe du dein Jahr! Amen.

Rede, bei dem wegen der Einnahme von Paris den 6. April 1814 veranstalteten Dankfeste vor der Garnison zu Mons gehalten

von H. G. Tzschirner.

Nicht erst verkünden darf ich euch, meine Freunde und Brüder, das große Ereigniß, das uns heute zu einem frohen Dankfeste versammelt. Ihr wißt, was sich begeben hat; ihr wißt, daß sie gefallen ist, die stolze Kaiserstadt, die sich die Weltgebieterin dünkte; ihr wißt, daß nun die siegreichen Fahnen der verbündeten Heere da wehen, wo vor kurzem noch der Gefürchtete, der Europa Gesetze gab, thronte. Von neuem hat Gott den Heeren, in deren Reihen ihr kämpftet, Sieg und Ruhm verliehn; bis zum Ziele ihrer langen, mit rühmlichen Thaten bezeichneten, aber auch mit Strömen von Blut getränkten Bahn sind die Tapfern gedrungen, und indem sie vor den Thoren seiner Hauptstadt erschienen, verschwand die Ver-

blendung des französischen Volkes, in welcher dasselbe, ach nur zu lange, von seinem Beherrscher gehalten ward. Nicht nur geschlagen, besiegt ist der Feind und überwunden, und der, der vor kurzem noch gewaltigen Völkern gebot und Hunderttausende zum Kampfe aussenden konnte, flieht mit einer kleinen muthlosen Schaar, ungewiß, wohin er sich wende, vertrieben von dem Sitze seiner Hoheit und Macht und verlassen von seinem Volke. Erfüllt ist nun die Hoffnung der Völker und gerächt ihre Schmach; erkämpft ist ein rühmlicher Sieg; ein herrlicher Preis ist errungen; gerechtfertigt ist die Vorsehung und sichtbar hat der Welt sich kund gemacht, der erhöht und erniedrigt, gerecht richtet und Hilfe sendet zu seiner Zeit. Darum sind wir heute zu einem Siegesfeste versammelt, welches wir dann, wie es Christen ziemt und deutschen Männern, begehen, wenn wir es mit inniger Freude über die nahe Vollendung des großen Werkes dieser Tage, mit neubelebter Liebe zum Vaterlande und mit frommem Danke gegen den feiern, der das Schicksal zum Heile der Völker und des Vaterlandes gewendet hat. Nahe seiner Vollendung ist das große Werk dieser Tage; bald, mit Zuversicht läßt es sich nunmehr erwarten, bald wird ein Friede geschlossen werden, welcher die Unabhängigkeit und Freiheit der europäischen Völker und des deutschen Vaterlandes sichert und ein Zeitalter glücklicher Ruhe, heitern Lebensgenusses und fröhlich gedeihender Geistesbildung über die Welt heraufführt. Ach, schwer lag der eiserne Arm des fremden Herrschers auf dem Nacken der Völker, und theure Opfer ohne Zahl hat ihnen der Kampf für ihre Freiheit gekostet. Einem Welttheile bereitete Frankreichs stolzer Beherrscher schmachvolle Bande; mit gebieterischer Willkür drang er den Völkern fremde Regenten, fremde Gesetze und Verfassungen auf; verderbend ging er durch die Länder, wenn er ausging, neuen Raub, neue Nahrung für seine nimmersatte Herrschgier zu sammeln; jeder Mund verstummte vor der dunkeln Gestalt des Gefürchteten, und unter seinem Fußtritte verdorrte jedes fröhliche Leben; freie Völker mußten ihm dienen, mächtige Könige mußten vor ihm sich beugen, und die Heere, die ihres Vaterlandes Schirm und Schild sein sollten, mußten ihm, dem Fremden, folgen und für seine Sache bluten. Doch das Reich der Gewalt und der Lüge konnte nicht bestehen. Gerechter Zorn entbrannte in den erniedrigten Fürsten und in den bedrängten Völkern, die Kraft kehrte ihnen wieder und das Selbstgefühl, und ihr Muth entzündete sich an der Fackel der Verheerung, die schrecklich durch ihre Länder leuchtete. Zürnend standen sie auf, entschlossen, lieber rühmlich unterzugehen, als länger Schmach und Knechtschaft zu tragen; kräftig schwangen sie das Schwert, muthig kämpften sie, und glücklich haben

sie nun überwunden. Viel aber, ach viel hat ihnen dieser Kampf gekostet! Tausende trieb die verhängnißvolle Zeit aus der stillen freundlichen Heimath in ein rauhes Land hinaus; zahllose Bürger hat die Seuche, zahllose Krieger hat das Schwert getödtet; in Strömen ist das Blut der deutschen Brüder geflossen, und kaum wird im ganzen Umfange des Vaterlandes ein Glücklicher erfunden, der nicht einen Freund oder Bruder beweint; verwüstet liegen daheim die Wohnungen des Landmannes, verödet stehen viele Tempel; wo sonst ein glücklicher Wohlstand wohnte und heitere Freude waltete, da sind Armuth und Trauer eingekehrt! — Doch bald, meine Freunde und Brüder, bald wird es nun vollendet sein, das große Werk dieser Tage, das der Opfer so viele kostete; bald werden die Waffen ruhen; bald wird der Friede kommen, der den Völkern die errungenen Güter sichert, eine bessere Zeit herbeiführt und die Krieger in die geliebte Heimath zurückbringt. Darum öffnet euer Herz der Freude und der Hoffnung! Ja, freuet euch, die Gefahr der Weltherrschaft ist gewendet; Europa wird wieder sein, was es war, ein glücklicher Verein selbstständiger Völker, welche ihre Freiheit behaupten durch das Gleichgewicht der Macht, ihren Wohlstand mehren durch friedlichen Verkehr und wechselseitig sich bilden durch den Austausch der Gedanken. Ja, freuet euch, das Vaterland ist gerettet; das deutsche Volk wird forthin den Fremden nicht dienen; frei und hehr und stark durch Eintracht und durch das Gefühl der wieder errungenen Freiheit wird es von neuem geachtet in der Reihe geachteter Völker stehen. Ja, freuet euch, freuet euch, der Friede, der langersehnte, kommt, heilt die Wunden der Völker, segnet die Länder und führt die ermüdeten Krieger und führt auch euch zurück in das geliebte Vaterland, zurück zu dem Herde der Heimath. Nein, es entehrt den Krieger nicht, daß er nach dem Frieden verlangt und nach der Heimath sich sehnt; auch er ist Mensch und Bürger, auch ihn knüpfen zarte Bande an das Vaterland, an Weib und Kind und an die Freunde seiner Jugend. Willig und freudig zieht er aus zum Kampfe; stark und muthig schwingt er das Schwert; und doch liebt er den Krieg nicht, doch steckt er das Schwert gern in die Scheide und wandert freudig nach der Heimath zurück, friedlich unter friedlichen Bürgern zu wohnen. Darum wenden wir heute in der Erwartung des nahen Friedens unsern Blick freudig und hoffend nach dem Vaterlande, nach dem Lande, wo uns die Sonne doch am mildesten scheint und die Erde am fröhlichsten blüht, nach dem mit herrlichen Gaben von Gott gesegneten Lande, das uns nährte und pflegte und bewahrt, was uns das Theuerste auf Erden ist; ja, nach dem Vaterlande schauen wir freudig und hoffend und

ergötzen uns an dem Bilde des Tages, der uns zurückführen wird in den Kreis unsrer Mitbürger und in den Schoß der Freundschaft und Liebe.

Nur dadurch aber wird uns der Gedanke an die Rückkehr in das Vaterland ein erfreuender Gedanke, daß wir nun nach dem großen Ereignisse, das den Fall seines Feindes vollendet, mit Zuversicht erwarten können, in ein gerettetes, befreites und glückliches Vaterland zurückzukehren. Ach, ein trauriges Schicksal hatte Frankreichs Beherrscher dem deutschen Vaterlande bereitet! Sein Kostbarstes hatte er ihm genommen, daß es kein Glück mehr war und keine Freude, ein Deutscher zu sein; die Fremden waren Herren geworden in dem Lande, das Gott uns und unsern Vätern gegeben hatte, und wir mußten ihnen dienen; sie trachteten, unsere Sitte und, wenn es möglich gewesen wäre, selbst unsere Sprache auszutilgen; sie legten uns unerträgliche Lasten auf und, das schmerzlichste von allem, sie rissen unsere Söhne und Brüder aus unsern Armen und zwangen sie, für die Sache ihrer Herrschgier und Habsucht zu streiten und zu bluten; sie belauschten unsere Handlungen und Gespräche, und wer nicht blindlings ihrer Willkür sich fügte oder ein freies Wort zu reden wagte, der ward gegriffen, jahrelang in schmachvoller Haft gehalten und wohl gar als ein Verbrecher hingerichtet. Das unterjochte und erniedrigte Deutschland konnten wir nicht so lieben, wie unsere Väter das freie und geachtete geliebt hatten; der patriotische Sinn erlosch und mit ihm vergingen alle die edeln Gesinnungen, welche in freien Völkern die Liebe zum Vaterlande wirkt. Jetzt ist das Vaterland gerettet; jetzt ist ihm die Freiheit und Selbstständigkeit wiedergegeben, und das große Ereigniß, das uns heute zu froher Feier vereint, verbürgt ihm den dauernden Besitz der wiedererrungenen Güter. Nun sind wir gewiß, daß das Vaterland dem Fremden nicht wieder dienen und seine Sitte und seinen eigenthümlichen Geist bewahren wird; nun gehören wir wieder einem Volke an, welches groß und geachtet, frei und stark, hehr und herrlich in dem Kreise der Völker steht. Darum feiern wir das Fest des Sieges, der den Fall seines Feindes vollendet, mit neubelebter Liebe zum deutschen Vaterlande. Denn nun sind wir deiner gewiß, geliebtes Vaterland, nun wissen wir, daß wir in deinem Schoße Freiheit und Frieden finden, und stolz hebt sich wieder unsere Brust bei dem Gedanken, daß wir deine Söhne sind und deinen Namen tragen! Auf's neue legen wir das Gelübde der Treue und der Liebe auf deinen Altar nieder! Ein unglückseliges Verhängniß hatte uns von dir losgerissen, daß wir, wie andere deutsche Stämme, umstrickt von der Gewalt des Fremden, gegen die kämpften, welche deine Sache

führten. Es war nicht unsre Schuld; wir thaten, was in diesem traurigen Verhältnisse Pflicht und Ehre geboten. Freudig aber sind wir zurückgekehrt unter deine Fahnen; freudig haben wir uns zu unsern deutschen Brüdern gesellt; freudig sind wir mit ihnen zum Kampfe ausgezogen, und auch unser Blut ist für deine Sache geflossen! Ganz gehören wir dir an mit Herz und Sinn; mit Gut und Blut und mit Thaten wollen wir unsere Treue bewähren! — Zwar noch ist der Friede, der dir die errungenen Güter verbürgen soll, nicht geschlossen; vielleicht, daß wir zu neuem Kampfe gerufen werden. Nun denn, wir wissen zu kämpfen; wir werden dir Wort halten und unser Gelübde lösen. — Und bedarfst du unsers Armes nicht mehr, so wollen wir dir daheim unsere Schuld bezahlen durch Achtung und Liebe zu unserm Volke, durch strengen Tadel jedes, der den Ausländern fröhnt, durch Frömmigkeit und reine Sitten, denn Sittsamkeit und Frömmigkeit sind der Grund der öffentlichen Wohlfahrt, durch treue Pflege des hohen und männlichen Sinnes, der die Völker muthig kämpfen, der allgemeinen Sache Gut und Blut aufopfern, glücklich überwinden oder rühmlich fallen lehrt. So sind wir deiner würdig, geliebtes Vaterland, so sind wir werth, das Fest deines Sieges zu feiern und die Morgenröthe des herrlichen Tages, der über deinen Gauen aufgehet, zu schauen! Daß wir uns aber heute der Rettung des Vaterlandes und der Befreiung der Völker freuen können, wem anders verdanken wir es, als dir, dessen allsehendes Auge auf die menschlichen Dinge herniederschaut und dessen allvernehmendes Ohr das Flehen der Bedrängten hört, dessen alles umfassender Arm das Schicksal führt und wendet? Ja, es ist ein Gott, ein Gott der Macht und der Gerechtigkeit, der Huld und des Erbarmens; ein Gott, der die Gedanken der Völker und der Fürsten wendet, die Unterdrückten rettet, die Stolzen demüthigt und zerstreut, die da hoffährtig sind in ihres Herzens Sinn; ja, es ist ein Gott, der alles lenkt nach seinem Rathe, und seine Werke sind die großen, bedeutungsvollen Ereignisse dieser Tage. Ist doch das Unerwartete, das Außerordentliche, das Wunderbare geschehen. Ein Held ist gefallen, ein Herrscher herabgestürzt von seiner Höhe, der in zahlreichen Schlachten gesiegt, die Welt mit seinem Kriegsruhme erfüllt, die meisten Völker unsres Welttheils bezwungen und gedemüthigt und eine Macht errungen hatte, dergleichen seit einem Jahrtausende in keines Fürsten Hand vereinigt war! Und eben der gewaltige Heerführer und Gebieter, der noch vor kurzem Könige entsetzte, Kronen austheilte und mit einem Heere, das die Welt für unüberwindlich hielt, auszog, durch die Unterjochung des noch unbesiegten Nordens die Weltherrschaft zu vollenden, sieht die Feinde

in das Herz seines Reiches dringen, auf dem Sitze seiner Hoheit ihre siegreichen Paniere pflanzen und irrt als ein Flüchtling mit einer kleinen muthlosen Schaar umher. Ein Volk ist bezwungen, das stolz sich erhob über die Völker der Erde, in alle Länder siegreiche Heere sendete und der Welt Gesetze gab; ein Reich wankt, das auf unerschütterlichem Grunde zu ruhen schien, und eine Stadt ist erobert, die hinter weiten Flächen, hinter schirmenden Strömen und schützenden Festen in stolzer Sicherheit lag und seit Jahrhunderten keinen Feind an ihren Mauern sah. Die Völker eines Welttheils sind aufgestanden zu gemeinschaftlichem Kampfe; die Fürsten eines Welttheils sind zu gemeinschaftlichem Zwecke vereinigt; sie, die sonst Eifersucht trennte und der Widerstreit ihrer Interessen, haben in Eintracht ein gemeinschaftliches Werk begonnen und in Eintracht vollendet. Nein, die wunderbare Veränderung der Dinge, deren Zeugen wir sind, die außerordentlichen Ereignisse, die an dem staunenden Zeitalter vorübergehen, menschliche Weisheit konnte sie nicht ahnen, menschliche Kraft nicht herbeiführen und vollenden. Hier hat Gott gewirkt und gewaltet, das erkennt der Christ, das erkennen auch wir, und darum erheben wir das Auge und das Herz anbetend zu dem Regierer der menschlichen Dinge. Ja, zu dir schauen wir auf, Herr der Welt, Lenker des Schicksals! In Demuth verehren wir deine Allmacht, mit heiliger Scheu betrachten wir das Gericht deiner Gerechtigkeit und preisen mit freudigem Danke die Rettung und Hilfe, die uns deine erbarmende Liebe gesendet hat! Ja, dir gebührt unser Dank! Von dir, Herr, kommt der Sieg; du hast ihn gegeben, du hast die Fesseln der Völker zerbrochen, du hast das Vaterland aus schmachvoller Knechtschaft erlöst, du giebst uns des Lebens kostbare Güter, Freiheit und Frieden! Darum loben wir dich, unsern Herrn, und danken dir, unserm Gotte! Amen.

Trauerrede,

gehalten bei dem Begräbnisse Göthes in Weimar am 26. März 1832

von Röhr.

So ist denn mit dem Vollendeten, dessen sterbliche Hülle dieser Sarg umschließt, das letzte sichtbare Erinnerungszeichen an eine Zeit dahin geschwunden, welche in den Jahrbüchern unserer Stadt und unseres Landes eine weltgeschichtliche Bedeutung und Merkwürdigkeit hat, — der letzte der großen Geister, welche durch ihre manigfaltige, Geister weckende und Geister leitende Thätigkeit der glorreichen Regierung einer längst in Staub gesunkenen, aber immer

noch unvergessenen Landesmutter und ihres echt fürstlichen, großen Sohnes einen weithinstrahlenden Glanz verliehen! —

Daß uns dabei ein sehr beklommenes Gefühl ergreift, liegt in der Natur der Sache. Schon die entschiedene Beendigung eines Zustandes der Dinge, welcher auch bei der günstigsten Gestaltung der Verhältnisse in seiner besonderen Eigenthümlichkeit sich nimmer wieder erneuert, trifft unser Herz mit starker Gewalt und läßt uns in den geheimsten Tiefen desselben die Vergänglichkeit unseres eigenen Wesens in dem unaufhaltsamen Wechsel und Wandel des Irdischen empfinden, das auf den Schwingen der Zeit an uns vorüberrauscht. — Aber noch weit erschütternder wird jenes Gefühl durch den Gedanken an die Größe des Geistes, welcher bisher das noch einzige äußere Band zwischen einer schönen Vergangenheit und den Tagen der Gegenwart war und an die unumgängliche Nothwendigkeit, daß derselbe in der ihm eigenen Herrlichkeit auch an seinem Theile zu einer nur vorübergehenden Erscheinung unter uns wurde. Was, fragen wir trauernd, was ist auf Erden bleibend, wenn auch das Hohe und Vollendete, was der Vater der Geister in das Dasein rief, wie das Gemeinste und Niedrigste, zu seiner Zeit dem Staube verfällt und selbst bei ungewöhnlich langer Dauer seines Vorhandenseins zuletzt denn doch das unüberschreitbare Ziel findet, das ihm gesetzt ist? Was mag auf immerwährenden Bestand hienieden rechnen, wenn die Hand, die alles schafft, infolge der von ihr festgestellten unabänderlichen Ordnung auch die Form zerbricht, welche sie zur Trägerin der reichsten geistigen Gaben machte, aus denen an uns Menschen das Bild der Gottheit hervorleuchtet?

Nur das vermag uns dabei Trost und Ruhe zu geben, daß eben das Geistige auch noch dann auf Erden fortlebt, wenn das Irdische, womit es umkleidet ist, in sich zerfällt, und daß das Wirken und Schaffen eines über gewöhnliche Menschengeister so Hocherhabenen, wie dieser Vollendete war, selbst auf dem Schauplatze allgemeiner Vergänglichkeit ein unvergängliches ist. Darum setzen wir der Trauer, welche uns um Dich das Herz erfüllt, Du hoher Abgeschiedener, Maß und Ziel. Denn wie keiner von den Geistern, aus deren glänzendem Vereine Du der letzte dahin gingst, der Welt entrissen ist, welcher sie angehörten; wie jeder von ihnen, auch zu den Todten hinab gestiegen, durch Wort und durch Gesang das Ohr der Lebenden entzückt, den Geist der Lebenden bildet, das Herz der Lebenden erhebt, so lange es Lebendes giebt, so gehörst auch Du dem Geschlechte der Lebenden innig an, und die Fülle des Geistes, in welcher Du, mehr als zwei volle Menschenalter hindurch zum geistigen Bildner Deiner Brüder, zum tief eingreifenden Förderer

ernster Wissenschaft und zum vielgestaltigen Schöpfer einer die gemeine Wirklichkeit verklärenden Gedankenwelt wurdest, sie bleibt der unversiechliche Born, aus welchem noch die späteste Nachwelt schöpft, was sie zur Anregung und Nahrung ihres geistigen Lebens bedarf. „Seine Werke folgen ihm nach!" — heißt es von Dir in ausgezeichnetem Sinne des Wortes; denn Du wirktest reicher, umfassender und glänzender, als Tausende um Dich her, und wenn die Zeit selbst die namhaftesten Männer eines Jahrhunderts nach und nach der Vergessenheit preisgiebt, so bleibt Dein Name mit ehernem Griffel in die Bücher derselben geschrieben, weil Du auf der Höhe aller Jahrhunderte standest. —

Und wie wir uns durch diese Erwägung getröstet und erhoben fühlen, wenn wir unsern Blick auf die Gruft werfen, in welcher Du bei Fürsten und neben Deinem geliebtesten Geistesverwandten ruhen sollst, so fühlen wir uns auch getrieben, Dich selber glücklich zu preisen. Denn wer wie Du nach einem so großen und reichen Tagewerke zum Frieden Gottes einging, wer wie Du durch seine geistige Kraft das Höchste und Schönste errang, was die Erde den Wünschen ihrer Söhne darzubieten vermag, wer wie Du mit allen Segnungen des Himmels überschüttet, seine lange Bahn hienieden wandelte, wer wie Du die Achtung und Ehrfurcht nicht von Tausenden, sondern von Millionen mit sich dahinnimmt, wer wie Du bei seinem sanften und stillen Abscheiden im höchsten Alter des Lebens das Opfer heißer, tief gefühlter Thränen nicht nur von seinen Kindern, Enkeln und vertrauteren Freunden, sondern auch von einem Fürstenpaare empfängt, das in ihm die lang gewohnte Zierde Seines erhabenen Hauses von nun an schmerzlich entbehrt: der darf wohl rühmend sagen: Wer war, wer ist beneidenswerther als ich? der darf sich noch in höheren Räumen des schönen Erdentraumes erfreuen, welcher an ihm vorüber ging. —

Und so wandle denn in diesen höheren Räumen die neue Bahn, welche sich vor Deinem verklärten Blicke öffnete und stille den heißen Durst Deines Wissens in dem näheren Anschauen der Herrlichkeit der Welten, die Dich jetzt umleuchten und schreite, von den beengenden Banden des Leibes entfesselt, auf dem Pfade der Weisheit rüstig weiter, welche Du hier suchtest und deren Vollendung und Ziel nur in dem ewigen Geiste zu finden ist, an welchen wir glauben! Was irdisch an Dir war, geben wir der Erde wieder, und mit der sinnlichen Hülle, in welcher Du unter uns wandeltest, begraben wir nun gleich die menschlichen Schwachheiten und Gebrechen, durch welche Du au chan Deinem Theile der Natur ihre Schuld bezahltest. „Wenn der Mensch," sprachst Du einst selbst, „wenn der Mensch über sein

Körperliches und Sittliches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank. Wir leiden alle am Leben. Wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen. Nicht, was sie gethan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen; an den Vorzügen den Einzelnen. Mängel haben wir alle gemein; die Tugenden gehören jedem besonders." — Durch diese Deine eigenen Worte auf den Gerechten und Heiligen hingewiesen, vor welchem Du jetzt stehest, um von dem Gebrauche des Dir verliehenen großen Pfundes Rechnung abzulegen und eingedenk des ernsten Spruches unseres göttlichen Meisters: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern," empfehlen wir Deine Seele der Gnade und Erbarmung dessen, von welchem wir alle Erbarmung und Gnade hoffen und beten über Deiner Asche Vater unser u. s. w.

2. Die politische Rede.

Die politische Rede nimmt ihren Stoff aus dem weiten Kreise des Staatslebens, und zwar aus dem des öffentlichen, wie des privaten, setzt darum auch eine umfassende Kenntniß dieses Lebens voraus. Sowie nun das gesammte Staatsleben in zwei Theile zerfällt, in das innere und das äußere, so werden auch die politischen Reden eingetheilt in solche, die das innere Staatsleben berühren und in solche, die das äußere behandeln. In das Gebiet des inneren Staatslebens gehört 1. die Verfassung und 2. die Verwaltung des Staates; das äußere Staatsleben dagegen umschließt alle diejenigen Beziehungen und Verhältnisse, in welchen ein Staat zu den benachbarten Staaten und zum Auslande im allgemeinen steht.

Zur politischen Rede, soweit sie die Verfassung des Staats betrifft, gehören diejenigen Reden, mit welchen der Regent die ständischen Versammlungen — Kammern — eröffnet und schließt, oder mit welchen die Minister und Staatsräthe Vorlagen zu neuen Gesetzen und Verordnungen einbringen, oder endlich diejenigen, mit welchen einzelne Volksvertreter für oder gegen die zur öffentlichen Verhandlung gebrachten Gegenstände auftreten.

In das Bereich derjenigen politischen Reden, die sich auf die Verwaltung des Staats beziehen, gehören die Reden, die bei Ausübung der öffentlichen Strafrechtspflege vonseiten des Anklägers, des Vertheidigers, des Richters ꝛc. gehalten werden.

In den Kreis der Beredtsamkeit, die sich auf das äußere Staatsleben bezieht, gehören endlich die Reden bei Thronbestei-

gungen, wichtigen politischen Vorgängen, Abschließung von Bündnissen, Verträgen 2c.

Der politische Redner wird weit seltener, als der religiöse Redner in den Fall kommen, zu belehren und zu erbauen; seine Aufgabe ist vielmehr, durch die stärkste Einwirkung auf das Willensvermögen zu festen Entschlüssen und Handlungen anzuregen. Dabei aber darf er sich nie von den heiligen Idealen des Rechts und der Pflicht entfernen, darf nie die Kraft der Sprache zum Ausdrucke wilder Leidenschaften und zur Aufregung roher Begierden mißbrauchen.

Aus den „Reden an die deutsche Nation“ von Fichte.*)

— Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammenberufen worden seid, wie heute, in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit, so durchaus als Nation und Deutsche. Ihr seid zusammenberufen, einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu fassen; es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sei und inwendige That, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sei.

Lasset vor euch vorübergehen die verschiedenen Zustände, zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Geht ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch zunächst alle Uebel der Knechtschaft: Entehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Uebermuth des Ueberwinders. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken, so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer und seht noch unter euch und um euch herum ein Geschlecht aufblühen, das euch und den Deutschen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr seht im Geiste durch dieses Geschlecht den deutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern erheben, ihr seht diese Nation als Wiedergebärerin und Wiederherstellerin der Welt. Bedenkt, daß ihr die letzten seid, in deren Gewalt diese große Veränderung steht! Ihr habt doch noch die Deutschen als eins nennen hören; ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband, gesehen; unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höhern

*) Diese Reden hielt Fichte zu Berlin im Winter v. 1807 — 1808, anderthalb Jahre nach der Stiftung des Rheinbundes, ein halbes Jahr nach dem Tilsiter Frieden.

Vaterlandsliebe begeistert waren. Lasset euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf andere oder auf irgend etwas, das außerhalb eurer selbst liegt, noch durch die unverständige Weisheit der Zeit, das die Zeitalter sich selbst machen ohne alles menschliche Zuthun vermittelst irgend einer unbekannten Kraft. Wohl mögen Regen und Thau und unfruchtbare Jahre gemacht werden durch eine uns unbekannte und nicht unter unsrer Gewalt stehende Macht, aber die ganz eigenthümliche Zeit des Menschen machen nur die Menschen sich selber und schlechthin keine außer ihnen befindliche Macht. Zwar in welchem hohen oder niedern Grade es uns übel gehen wird, dies mag abhängen theils von jener unbekannten Macht, ganz besonders aber von dem Verstande und dem guten Willen derer, denen wir unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgend ein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen. Dies ist's, was ihr zu thun habt. Dies ohne Säumen zu thun, beschwören euch diese Reden. Sie beschwören euch Jünglinge. Ich, der ich schon seit geraumer Zeit aufgehört habe, zu euch zu gehören, halte dafür, daß ihr noch fähiger seid eines jeglichen über das Gemeine hinausliegenden Gedankens und erregbarer für jedes Gute und Tüchtige, weil euer Alter noch näher liegt den Jahren der kindlichen Unschuld und der Natur. Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören, sich aus sich selber zu ernähren, aber fasset diese Flamme und verdichtet sie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunst dieses Denkens, und ihr werdet die schönste Ausstattung des Menschen, Charakter, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüthe. Wie auch euer Körper altere oder eure Kniee wanken, euer Geist wird in stets erneuerter Frische sich wiedergebären und euer Charakter feststehen und ohne Wandel sein.

Diese Reden beschwören euch Alte. Gehe man durch die Geschichte der letzten zwei oder drei Jahrzehnde; alles, außer ihr selbst, stimmt überein, daß, immer die Ausnahme abgerechnet und nur auf die Mehrheit gesehen, in allen Zweigen, in der Wissenschaft, sowie in den Geschäften des Lebens, die größere Untauglichkeit und Selbstsucht sich bei dem höheren Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angesehn, daß jeder, der das Bessere und Vollkommnere wollte, außer dem Kampfe mit seiner eignen Unklarheit und den übrigen Umgebungen noch den schwersten Kampf mit euch zu führen hatte, daß ihr des festen Vorsatzes waret, es müsse nichts aufkommen, was ihr nicht eben so gemacht und gewußt hättet, daß ihr jede

Regung des Denkens für eine Beschimpfung eures Verstandes ansahet, und daß ihr keine Kraft ungebraucht ließet, um in dieser Bekämpfung des Bessern zu siegen, wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich siegtet. So waret ihr die aufhaltende Kraft aller Verbesserungen! Ihr dürft nur auch jetzt handeln, wie ihr bisher bei allen Anreizen zur Verbesserung gehandelt habt; ihr dürft nur wiederum eure eitle Ehre, daß zwischen Himmel und Erde nichts sein solle, das ihr nicht schon erforscht hättet, dem gemeinsamen Wohle vorziehen, so seid ihr durch diesen letzten Kampf alles fernern Kämpfens überhoben. Es wird keine Verbesserung erfolgen, sondern Verschlimmerung auf Verschlimmerung, so daß ihr noch manche Freude erleben könnt. — Man wolle nicht glauben, daß ich, ich Alter, das Alter verachte und herabsetze. Wird nur durch Freiheit die Quelle des ursprünglichen Lebens und seiner Fortbewegung aufgenommen in das Leben, so wächst die Klarheit und mit ihr die Kraft, so lange das Leben dauert. Ein solches Leben lebt sich besser; die Schlacken der irdischen Abkunft fallen immer mehr ab, und es veredelt sich hinauf zum ewigen Leben und blüht ihm entgegen. Euch Alte und Erfahrene, die ihr die Ausnahme macht, euch beschwören diese Reden, bestätigt, bestärkt, berathet in dieser Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet.

Diese Reden beschwören euch Geschäftsmänner. Mit wenigen Ausnahmen waret ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wissenschaft, die für sich selbst etwas zu sein begehrte, von Herzen feind, obwohl ihr euch die Miene gabt, als ob ihr dies alles nur vornehm verachtetet! Ihr hieltet die Männer, die dergleichen lieben, und ihre Vorschläge so weit von euch weg, als ihr irgend konntet, und der Vorwurf des Wahnsinns oder der Rath, sie in's Tollhaus zu schicken, war der Dank, auf den sie bei euch am gewöhnlichsten rechnen konnten. Diese hinwiederum getrauten sich zwar nicht über euch mit derselben Freimüthigkeit sich zu äußern, weil sie von euch abhingen, aber ihres innern Herzens wahrhafte Meinung war die, daß ihr mit wenig Ausnahmen seichte Schwätzer seid und aufgeblasene Prahler, Halbgelehrte, die durch die Schule nur hindurchgelaufen, blinde Zutrapper und Fortschleicher im alten Geleise, und die sonst nichts wollten oder könnten. Straft sie durch die That Lüge! Legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wissenschaft; laßt euch bedeuten und höret und lernet, was ihr nicht wißt; außerdem behalten eure Ankläger Recht.

Diese Reden beschwören euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch werth seid. Jener Tadel der Geschäftsmänner an euch war in gewissem Sinne nicht ungerecht. Ihr gingt oft zu unbesorgt im Gebiete des bloßen Denkens fort,

ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern und nachzusehen, wie jenes an diese angeknüpft werden könne. Zwar muß alle Anordnung und Gestaltung des wirklichen Lebens ausgehen vom höhern ordnenden Begriffe; dies ist eine ewige Wahrheit. Zwischen dem Begriffe jedoch und der Einführung desselben in jedwedes besondere Leben liegt eine große Kluft. Diese Kluft auszufüllen, ist sowohl das Werk des Geschäftsmannes, der freilich schon vorher so viel gelernt haben soll, um euch zu verstehen, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergessen sollt. Hier trefft ihr beide zusammen. Statt über die Kluft hinüber einander scheel anzusehen und herabzuwürdigen, beeifre sich vielmehr jeder Theil, von seiner Seite dieselbe auszufüllen und so den Weg zur Vereinigung zu bahnen. — Diese Reden beschwören noch in andern Rücksichten euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens werth seid. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit, über den Klugdünkel und das unversiechbare Geschwätz, über die Verachtung des Ernstes und der Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr sein, wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände insgesammt erzogen hat, der ihnen alles Wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt und sie von der frühesten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geschwätze angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwachsenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallende Grund der Dumpfheit des Zeitalters ist der, daß es sich dumpf gelesen hat an den Schriften, die ihr geschrieben habt. Denkt ihr nicht alle so, giebt es unter euch noch Bessergesinnte, warum vereinigen sich denn nicht diese Bessergesinnten, um dem Unheile ein Ende zu machen? Diese Reden beschwören euch, lehrt euch selbst achten und zeigt in euerm Handeln, daß ihr es thut, und die Welt wird euch achten.

Diese Reden beschwören euch Fürsten Deutschlands. Diejenigen, die euch gegenüber so thun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler. Sie sind arge Verleumder eurer selbst; weiset sie weit von euch! Möchte doch die Stimme dieser Reden durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit stolzem Selbstgefühle darf sie euch sagen: Ihr beherrscht Völker, treu, bildsam, des Glücks würdig, wie keiner Zeit und keiner Nation Fürsten sie beherrscht haben. Sie haben Sinn für die Freiheit und sind derselben fähig, aber sie sind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freiheit schien, weil ihr es so wolltet. Sie dulden und tragen seitdem die drückende Last gemeinsamer Uebel; und sie hören nicht auf, euch treu zu sein, mit inniger Ergebung an euch zu

hängen und euch zu lieben als ihre ihnen von Gott verliehenen Vormünder. Möchtet ihr sie doch unbemerkt beobachten können; möchtet ihr doch, frei von den Umgebungen, die nicht immer die schönste Seite der Menschheit euch darbieten, herabsteigen können in die Häuser des Bürgers, in die Hütten des Landmanns und dem stillen, dem verborgenen Leben dieser Stände betrachtend folgen können. Gewiß würde euch der Entschluß ergreifen, ernstlicher denn jemals nachzudenken, wie ihnen geholfen werden könne.

Euch Deutsche insgesammt, welchen Platz in der Gesellschaft ihr einnehmen möget, beschwören diese Reden, daß jeder unter euch, der da denken kann, zuvörderst denke über den angeregten Gegenstand, und daß jeder dafür thue, was gerade ihm an seinem Platze am nächsten liegt. Es vereinigen sich mit diesen Reden und beschwören euch euere Vorfahren. Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft. Sie rufen euch zu: Vertretet uns, überliefert unser Andenken ebenso ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist! Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer spätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubensfreiheit. Das bunte und verworrene Gemisch der sinnlichen und geistigen Antriebe durch einander soll überhaupt der Weltherrschaft entsetzt werden, und der Geist allein, rein und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben, soll an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten kommen. Damit diesem Geiste die Freiheit werde, sich zu entwickeln und zu einem selbstständigen Dasein emporzuwachsen, dafür floß unser Blut. An euch ist's, diesem Opfer seine Bedeutung und seine Rechtfertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsetzt in die ihm bestimmte Weltherrschaft.

Es beschwören euch eure noch ungebornen Nachkommen. Ihr rühmt euch eurer Vorfahren, rufen sie euch zu, und schließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget, daß bei euch die Kette nicht abreiße; machet, daß auch wir uns eurer rühmen können und durch euch, als untadeliges Mittelglied hindurch, uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlasset nicht, daß wir uns der Abkunft von euch schämen müssen. Wie das nächste Geschlecht sein wird, das von euch ausgehen wird, also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte.

Alle Zeitalter, alle Weisen und Guten, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern mischen sich in diese Stimmen und umringen euch und heben

flehende Hände zu euch auf; selbst die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwören euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten. Ob jene Recht behalten sollen, die da glaubten, es müsse immer besser werden mit der Menschheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seien keine leeren Träume, sondern die Weissagung und das Unterpfand der einstigen Wirklichkeit, — oder diejenigen, die in ihrem Thier- und Pflanzenleben hinschlummern und jedes Auffluges in höhere Welten spotten; — darüber ein Endurtheil zu begründen, ist euch anheim gefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe sowie mit ihren Mängeln ist versunken durch ihre eigne Unwürde und durch die Gewalt eurer Väter. Ist in dem, was in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit, so seid unter allen neuen Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt und denen der Vorschritt in der Entwickelung derselben aufgetragen worden ist. Geht ihr in dieser eurer Wesenheit zugrunde, so geht mit euch zugleich alle Hoffnung des gesammten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Uebel zugrunde. Es ist daher kein Ausweg. Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit ohne Hoffnung einer dereinstigen Wiederherstellung.

Der Vaterlandstod der vierhundert Bürger von Pforzheim.

Bruchstück einer Rede von Posselt.*)

An den Ufern des Eurotas wohnte vor Jahrtausenden ein Volk, wenig bedeutend, wenn man es nach Gold oder Menschenzahl oder Feldmark schätzt; ein Volk, an Wortkünsten arm, doch reich an Thatkraft, das mit eherner Ruhe auf jeden Feind herabsah, weil es zu sterben verstand. — Einst schien der Gefahren letzte aufzugehen

---

*) In der Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622, welche der Markgraf Georg Friedrich von Baden verlor, stellten sich, als sein übriges Heer sich in die Flucht stürzte und er selbst, gedrängt durch die Bitten der Seinen, vom Schlachtfelde wich, 400 Bürger von Pforzheim, die ihm unter dem Bürgermeister Deimling zur Leibwache gefolgt waren, allein noch gegen das ganze feindliche Heer, um es von der Verfolgung des Markgrafen abzuhalten; diese kleine Schaar focht mit dem Muthe der Verzweiflung, wies die ihr zweimal von Tilly angebotene Gnade zurück und starb Mann für Mann den schönen Tod für's Vaterland.

über Griechenland. Xerxes, der Perser König, in mehr als einem Welttheile Herr, drohte ihm den Untergang. Wie wenn Gott die Völker mahnen will, daß er herrsche, der lange Zug von Donnerwolken fernher langsam feierlich am Gesichtskreise heraufzieht und immer finsterer und finsterer sich fortwälzt, als brächte er die ewige Nacht wieder, so rückten Xerxes Schaaren an. Völker, die von den Wässern des Nils, Ganges und Tigris tranken, Völker aus den lieblichen Ebenen Babylons und von dem wolkenschweren Gipfel des Kaukasus, des größten Welttheils ganze Last stürzte über die Fluthen des Hellespont. — Aber am Eingange Griechenlands hat die Natur eine steile Felsenpforte aufgethürmt unter dem Namen „Thermopylä,“ durch die ewige That, die auf ihr geschah, aller Welt bekannt, dort lagerte sich Leonidas mit 300 Spartanern. Der ungezählten Heerschaar, die einem Meere gleich heranwogt, wie sie auf engem Raume die wenigen Helden sieht, scheint es jetzt mitleidswerth, dann wahnsinnig, daß dreihundert nicht weichen wollen vor tausendmal tausend; aber die Spartaner stehen! Der Perserkönig, von so viel Muth gerührt, beut ihnen Gnade, ihrem Heerführer die Herrschaft über Griechenland an; aber die Spartaner wanken nicht! „So kämpft doch endlich!“ ist die ganze Antwort der Helden, die nicht gern Worte verlieren, wo Thaten zu gewinnen sind. Nun gebeut Xerxes die Schlacht. Je zehntausend der Perser kämpfen gegen der Spartaner einen; aber die Spartaner fürchten die Zahl nicht, weil sie den Tod nicht fürchten. Ihr Leben gehört nicht mehr ihnen an; es ist ganz dem Vaterlande geweiht. Ihr Himmel ist in ihrer Brust; ihr Tod ist Unsterblichkeit. Ganze Hügel erschlagener Perser thürmen sich empor; aber auf den Hügeln fallen zuletzt die Spartaner bis auf einen. Gebeugt zieht Xerxes mit großem Heere und kleiner Seele nach Asien zurück. Griechenland blieb frei.

Das geschah auf Thermopylä.

Seid ihr bewegt? Staunt ihr hinauf an solchem Edelmuthe? — O, so weit die Sonne leuchtet über die Erde, haben alle an ihm hinaufgestaunt und werden hinaufstaunen an ihm, so lange man große Thaten verstehen wird. Aber unter allen seid ihr es, die es neidlos mit dem Bewußtsein gleichen Ruhmes thun. Zu der Zeit, da Herrschsucht und Freiheit und Zügellosigkeit, da Glaube und Aberglaube und Unglaube zweifelhafter als jemals mit einander rangen, da man voraussah, daß auf stürmischen Frieden ein welterschütternder Krieg folgen müßte, zu dieser Zeit trat Georg Friedrich, Markgraf von Baden, auf, groß an Geist und Herz und Waffenruhm, der in der allgemeinen Noth nicht, wie die übrigen, sich, sondern allein das Vaterland sah. Schon kannte Ferdinands II.

Gewalt keine Grenzen mehr; die meisten stürzten oder beugten sich selbst. Noch stand Georg Friedrich da, unerschüttert. Mit 20,000 Mann eigener Krieger rückt er aus, er allein, der fürchterlichen Uebermacht Ferdinands die Spitze zu bieten. Seinen Leib bewachen 400 Bürger von Pforzheim, vom Verhängnisse auserwählt, aller Thaten größte zu thun — zu sterben für's Vaterland. Dort, wo der Neckar im friedlichen Laufe über die Felder von Wimpfen fortwogt, stößt die vereinigte österreichisch-spanische Macht, überzählig an Schaaren und wohlausgeruht von der Arbeit des Kriegszuges, auf des Markgrafen kleineres, abgemattetes Heer. Früh begann die Schlacht und endete spät. Nicht die Menge schreckte Georg Friedrichs hohen Geist. Er rang mit Riesenkraft für deutsche Freiheit, indeß die Feinde herzlos, ohne begeisternden Zweck, für fremde Unterdrückung kämpften. Auch stand bei ihm Bernhard von Weimar, den nachher noch so manche unsterbliche That auszeichnete, und Magnus von Würtemberg, unter dem dreimal das Streitroß fiel, bis er selbst, mitten im Gewühle der Schlacht, den Tod der Helden starb. Unstät wankt der Sieg, und schon wankt er nicht, er entscheidet für Georg Friedrich — aber dem Allmächtigen im Himmel gefällt es anders. Wie von seinem Blitze getroffen, so stäuben plötzlich in tausend Trümmer die Geschützwagen Georg Friedrichs aus einander. Sogleich sinkt ein Theil seines Heeres zerschmettert in den Tod hin; der andere wankt, wird zerrüttet, flieht. Vergebens schallen weit umher Georg Friedrichs Ermahnungen; vergebens färbt sich sein Feldherrnschwert dunkelroth im Blute der Feinde. Gottes Schrecken stürmt hinter seinen Schaaren her; kein Sterblicher kann sie mehr halten. Für eigene Rettung kalt, nur um Deutschlands Freiheit bekümmert, von den Bitten der Seinigen bestürmt — flieht endlich auch er. Aber wohin soll der große Unglückliche fliehen vor dem Feinde, der seinem Siege dicht an der Ferse folgt? — O, seht ein Schauspiel, der Betrachtung werth; alles, alles flieht — nur die Bürger von Pforzheim nicht. Vierhundert stehen da, vierhundert tragen die ganze Last eines Kriegsheeres, das gesiegt hat. Man beut ihnen Leben an: sie wollen Tod. Man beut ihnen Gnade an, sie wollen Unsterblichkeit.

Lange hat sich das übrige Heer in stürmischer Flucht zerstreut; sie achten es nicht. Ernster, männlicher war nie eine Schlacht geschlagen, als durch sie. Kein Grimm, wie der Verlassenen, keine Klage, wie der Besiegten, kein Geächz, wie der Sterbenden. Der Sohn sieht den Vater, der Bruder den Bruder, der Freund den Freund fallen — und weint nicht. —

Dieser That eurer Vorväter und Mitbürger gedenket oft, auch

im Frieden. Noch ist nicht ausgekriegt im stürmischen Deutschlande. Früher, später, — das weiß nur Gott — aber sie wird ausbrechen über euch, die lang verhaltene Gefahr. Seht ihr nicht, wie wechselweise jetzt Arglist mit scheuer Ferse, dann mit donnerndem Tritte die Gewaltthat in den uralten Hallen unsers Staatsgebäudes umhergeht und sinnt, welche Säulen sie zuerst zertrümmere? — Seht ihr nicht, wie immer noch die weltliche Macht mit der geistlichen den lange unentschiedenen Kampf fortkämpft? und dies niemals ruhige Drängen und Reiben und Stoßen so vieler und so verschiedenartiger Theile unsrer Verfassung!

Blickt hinab an der langen Reihe eurer Kaiser! Seht ihr dort das Bild mit dem finstern, umwölkten Antlitze, mit der Geberde des Alleinherrn, mit dem tiefen Blicke, der voll Trotz in ungeheuern Plänen wühlt? — Das ist Karl V., der die Fürsten eurer Väter aus ihrem Erbe stieß, nach dem es ihn lüstete; der ihren Nacken durch das eiserne Gewicht seiner Ketten niederzog, der nach den Launen seines immer aufgejagten Blutes mit ihrem Leben wie mit einem Balle spielte. Die Natur hatte ihm das meiste versagt, wodurch Cäsar einst unter großen Menschen der größte und Friedrich unter unsern Menschen der einzige ward. Wenn Karl gebot, so stäubte Gold wie Sand aus den Bergschlünden von Peru. Er brachte zuerst jene schwüle spanische List nach Deutschland, die den Geist aller Verfassungen hinter den Namen wegzieht und dann, sobald es ihr gefällt, mit einem Donner der Uebergewalt auch die Namen zertrümmert. Im folgenden Jahrhunderte griff Ferdinand Karls weithin ausgeführten Plan auf. Schon irrten die gewaltigsten Fürsten Deutschlands, vom Blitzstrahle der Reichsacht getroffen, als Verwiesene in allen Ländern umher. Stolz wehten schon an den Fluthen der Ostsee die Wimpel Ferdinands. Kein neubeschwornes Gesetz, keine durch ihr Alter würdige Verfassung galt. Der Reichstag, einst der Sammelplatz der Helden, der Quellpunkt deutscher und die Schutzwehr europäischer Freiheit, war öde und todesstill, wie ein Kirchhof. Herr, Herr Gott in deinem Himmel, wie war da dein Arm so fürchterlich ausgereckt über Deutschland!

Eine solche Zeit, glaubt ihr, sie könne nie wiederkehren und fürchterlicher sein? O, ihr Keim liegt tief in jedes Menschen Herz — ihr Keim ist Herrschsucht. Was vielen gar nicht, was manchen nur halb oder doch nur kurz gelang, wer mag in die Wolkennacht hineinschauen, die um die Zukunft her ist und behaupten, es werde keinem ganz und dauernd gelingen? Aber wenn dann auch er mit der Felsenseele, die jedes Hinderniß zermalmt, mit dem weiten Herzen, das für eine Welt ausreicht, einst geboren wird, wenn er

dann ist, wie er sein muß, um alles zu beugen unter sich, mild und fürchterlich, klug und heldenkühn, langsam und wetterschnell, niedrig und hoch, alles um der Herrschaft willen, wenn er dann wie eine Feuersäule über den Erdball sich hinwälzt, er sei Deutscher oder Nichtdeutscher, fürchtet ihn nicht! Zwar schaudernd ist es, einen solchen Dränger zu sehen; aber wo keine Sklaven sind, da ist auch kein Tyrann. Nur der Freiheit Geist lebe in euch, jener Geist, der die Vierhundert trieb, daß sie lieber den Tod wollten, als die Gefangenschaft. Die Männer von Sparta, als sie auf Thermopylä den Tod für's Vaterland starben, waren frei unter Königen, und das sind die Britten noch jetzt. Eure Vorväter, als Hermann Roms Legionen vertilgte, waren frei unter Fürsten, und das seid ihr noch jetzt. Nur daß einer nicht über alle herrsche, ist das Losungswort unsrer uralten Verfassung. Die Fürstengewalt, ihrem Zwecke und Ursprunge nach eine sanfte väterliche Gewalt, ist das Unterpfand deutscher und die Schutzwehr europäischer Freiheit. Darum ehret eure Fürsten, auf daß ihr selbst ehrenwerth seid. Mit ihnen steht oder fällt auch euer Ruhm — der Ruhm, freie deutsche Männer und Schützer des Gleichgewichts unter den Völkern zu sein. Oder wollt ihr weniger thun für eure Fürsten, als die Bürger von Pforzheim thaten für ihren Georg Friedrich? Glückselig du, für den eine That geschah, wie sie im langen Laufe von Jahrtausenden nur selten geschah. Freue dich, des Schicksals Stürme sind verhallt; über deinem Staube wölbt sich der unermeßliche Himmel; um ihn her rauscht einst die Auferstehung. Und wenn sie dann kommt, die große Stunde, an der die Erde wieder geben muß, was sie seit Jahrtausenden empfangen hat; wenn Gott die gerechte Wage hält zwischen Aufgang und Niedergang; wenn alle Größe klein und alle Höhe niedrig wird und nur der Mensch gilt vor Gott, wenn aus dem Gewühle der ungezählten Heerschaar, die um den Richtthron sich herdrängt, der Hocherhabene euch, den Vierhunderten von Pforzheim, hervorzutreten gebeut und den Dreihunderten, die auf Thermopylä fielen, — was er dann spricht, der Ewige, das faßt die verwegenste Ahnung des Sterblichen nicht. Ein Laut davon wird sein: „Gnade euch und Preis vor allen! Ihr habt eures Lebens ganzen Zweck erfüllt bis in den Tod. Wer sein Vaterland nicht liebt, das er mit sterblichen Augen sieht, von dem er alles hat, was er hat, wie kann er mich lieben, den Unsichtbaren, den Künftigen? Stark habt ihr für Glauben, Freiheit, Vaterland gekämpft. Hier werde euch der Glaube reinster, der Freiheiten süßeste, der Vaterlande bestes!“

Aus
der ersten Rede an das deutsche Volk
von Rehfues.*

— — Es ward die französische Nation auf allen Seiten mit Denkmalen einer Größe umgeben, die sie, obgleich mit ihrem Herzblute erkauft, als Wunderdinge begaffte; mit Denkmalen einer Größe, von der den Franzosen auch gar nichts zugute kam, als das hohle Wort, welches sie die große Nation nannte. Aber auf daß der entehrten, durch die Revolution ohnedies in wissenschaftlicher und moralischer Bildung tief vernachlässigten Generation kein Geschlecht nachwachse, welches die getäuschten Hoffnungen und die Schande seiner Väter rächen könnte, mußte das Palladium alles Volksglückes, Erziehung und öffentlicher Unterricht, von seinem Altare herabsteigen und das elende Werk des Despotismus verkleistern helfen, damit aller freie Sinn, alle Möglichkeit einer selbstständigen Anregung der Geister und der Rückkehr einer wahren Kenntniß der Dinge im Aufkeimen zerstört, und das heilige Geschäft der Menschenbildung zur niedrigen Abrichtungskunst von Bürgern verkehrt würde, die zu nichts fähig sind, als abwechselnd, wie es der Staat braucht, den Boden mit ihrem Schweiße zu netzen oder mit ihrem Blute zu düngen. Die Thaten des Kaisers mußten der französischen Jugend die Weltgeschichte, die Ergebung in seinen Willen die Kenntniß vom Natur- und Völkerrechte, von innerer Gesetzgebung und Staatsrecht vertreten. Aber zur Entschädigung für die tiefe Verachtung, mit der die Regierung ihr Volk behandelte, lehrte man die französische Jugend die übrigen Nationen verachten. Alle alten Sprachen wurden aus ihrem Unterrichte verbannt, weil sie von Harmodius und Brutus, von Cato und Aristides, von Trajan und Antonius reden. Von neuern Sprachen sollte sie nichts wissen, weil sie dadurch nur zu den gefährlichen Schätzen der Wahrheit gelangen konnte, welche, nicht von dem Argusblicke der französischen Polizei erreicht, bei andern Völkern übrig bleiben mußten. Nur eine Sprache gebrauchte der Franzose, damit ihm die Verachtung der übrigen Nationen um so leichter wurde, damit seine Regierung all sein Denken um so bequemer in den engen Raum verschließen konnte. Und auf daß der Plan des Kaisers, die Menschheit in die Finsterniß der Barbarei zurückzustoßen, desto eher gelänge, mißtraute er selbst dem Lichte,

*) Der Verfasser schildert in dieser Rede die nächsten Folgen der französischen Revolution für Frankreich selbst sowie für das übrige Europa, besonders aber die Nachtheile der Regierung Napoleons.

das seinen Thron erhellte und wollte durch Zerstörung aller andern Geisteskraft auch das Licht seiner Nation mit allen andern Sonnen der Cultur einer ganzen Welt auslöschen!

Solche Absicht zu verbergen, hatte er lange schon nicht mehr der Mühe werth geachtet, und der Mann, welcher die Inquisition zerstört hat, ward auch dieses Ruhmes durch Censurgesetze verlustig, die im Worte schon alles übertreffen, was in den unduldsamsten Zeiten auf ähnliche Weise zu Rom gegen den Menschenverstand gesündigt wurde. Das alte Recht der Menschen, einen edlen Gedanken zum Gemeingute zu machen, ward zu einer bloßen Vergünstigung, und die Herausgabe jedes Buches, von der Elbe bis an die Tiber, — und bald auch von dem Niemen bis an den Tajo, wenn die Sieger an der Moskwa, Vittoria und bei Leipzig nicht die Menschheit gerettet hätten, — erforderte erst die Erlaubniß einer Pariser Behörde und eine Menge von Förmlichkeiten, die allein schon hinlänglich waren, alle literarische Betriebsamkeit zu zerstören. Die Censur eines großen Theils von Europa lag in den Händen weniger Menschen, die aus Geschäftsdrang, aus Unwissenheit und Leichtsinn das Resultat vom ganzen Leben eines Denkers ungelesen verstümmelten.

Damit war indeß das große Werk der Verfinsterung erst angefangen und nur dafür gesorgt, daß der menschliche Geist in Zukunft kein Denkmal mehr aufzustellen vermöchte, an welchem sich die Nachkommen zu hohen Gedanken begeistern, zu kraftvollen Empfindungen und Vorsätzen stärken konnten. Aber noch standen jene herrlichen Monumente, welche im Laufe der Vergangenheit von den edelsten Geistern errichtet worden waren, um die ewigen Worte der Wahrheit, des Menschenrechts und der freien Untersuchung aller menschlichen Interessen den spätesten Zeitaltern zu verkündigen und zu erhalten. Auch diese köstlichen Denkmale der Völker, welche den heiligen Gemeinschatz der Menschheit bilden, wurden in der Stille untergraben, und manches Symptom verrieth die Annäherung einer Zeit, welche vom Tacitus, Montesquieu und Johann von Müller höchstens nur Bruchstücke lesen durfte. Ja, es ist nicht übertrieben, zu behaupten, daß gewisse Operationen der französischen Regierung auf die künftige Proscription eines jeden Werks hinzielten, welches einen Sklaven erinnern konnte, daß alle Menschen frei geboren werden. — In den feinern Künsten des Despotismus liegt das tiefste Geheimniß seiner Verderblichkeit verhüllt, und was eine Regierung für die Herabwürdigung der Menschheit, für die Entehrung des Nationalcharakters und für die Unterdrückung der Denk- und Redefreiheit thut, das schlägt durch seine unermeßlichen Folgen

Wunden, welche Jahrtausende nicht zu heilen vermögen, und an denen Griechenland und Kleinasien, Aegypten und Nordafrika eine halbe Weltgeschichte fortbluten müssen. Ein solches Schicksal war der französischen Nation und mit ihr ganz Europa bereitet, bevor die Völkerschlacht bei Leipzig den deutschrussischen Lorbeer in die Schale der Menschheit warf, daß die Schale des einzelnen Ehrgeizigen wie ein Pfeil in die Höhe schnellte.

Rede des Freiherrn Heinrich von Gagern, in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. am 13. Januar 1849 gehalten.

Ich hoffe, meine Herren, daß ich in diesem wichtigen Augenblicke den Standpunkt festhalten werde, den ich mein ganzes Leben hindurch inne gehabt, daß ich nämlich keinem Volksstamme zu Liebe noch zu Leide spreche, sondern nur des Vaterlandes Heil im Auge habe. Es ist eine betrübende Erscheinung, daß in diesem Saale, wo man nur die Einheit der Nation vertreten glaubte, daß in diesem Saale Sympathien und Antipathien gegen einzelne deutsche Volksstämme angerufen und angehört worden sind. So lange dergleichen geschehen kann, sind wir noch weit entfernt von der Einheit. Wenn ich auch oft geirrt, so wird doch die Versammlung die Gerechtigkeit mir widerfahren lassen, daß ich in jenen Fehler nicht verfallen bin. Wenn ich daher frage, ob es nothwendig sei, zu unterhandeln, damit Mißverständnisse nicht wurzeln können, nun, so meine ich, wir hätten die Erfahrung jetzt gemacht. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden diesen Standpunkt in vollem Maße anerkennen und sich nicht auf Subtilitäten einlassen. Man hat den politischen Erfolg solcher Unterhandlungen in Frage gezogen. Ich verzweifle noch nicht daran, und ich werde mich nicht irre machen lassen in der einmal eingeschlagenen Bahn. Ich versichere Sie, daß, was hier auch vorgekommen sein mag, ich werde festhalten an dem Vorsatze, mit Oesterreich Hand in Hand zu gehen, und ich hänge fest an dem Vertrauen, das mir entgegen gekommen ist. Es handelt sich zunächst um Beseitigung der Schwierigkeiten für Vollendung des Verfassungswerkes, und, meine Herren, dem Erfolge der Unterhandlungen sehe ich jetzt mit größerer Zuversicht entgegen, als vor einigen Wochen. Die österreichische Monarchie hat eine große Aufgabe zu erfüllen, die Schwierigkeiten sind unermeßlich, und die Erfolge der letzen Tage haben dieselben keineswegs beseitigt. Sie muß erkennen, daß die Gestaltung eines starken einigen Deutschlands, das Hand in Hand mit ihr geht, in ihrem größten Interesse liegt. Wer die Schwierigkeiten auffaßt, der wird nicht zweifeln, daß Oesterreich dem Um-

schwunge der Dinge Rechnung tragen wird, der sich in neuester Zeit von seiner traditionellen Politik abgelenkt hat. Die Verhältnisse sind anders geworden, und man wird in Oesterreich so gut wie bei uns einsehen, daß die alten diplomatischen Einflüsse nicht mehr aufrecht erhalten werden können, sondern daß der Wille der Völker von nun an wesentlich in Betracht kommt. Wenn wir unsere Aufgabe in das Auge fassen, so treten zwei Gesichtspunkte auf. Wir müssen die Aufgabe betrachten von dem Gesichtspunkte der Theorie und der Praxis. Man hat uns vorgehalten, daß die Einheit Deutschlands nur auf einer Tabula rasa nach Beseitigung aller Dynastien zu begründen sei; diese Ansicht hat nicht den Beifall der Mehrheit des Hauses und auch nicht den Beifall der Mehrheit der Nation. Wir mußten uns daher auf einen anderen Standpunkt, auf den der bestehenden Verhältnisse, stützen. Wir wollen einen Bundesstaat schaffen mit einer Gesammt-Regierung und ehrenhafter Vertretung nach außen, und nach innen Befestigung der neuen Freiheit. Darum hat diese Versammlung eine starke Regierung für nöthig gehalten, und wenn sie sich auf die Mehrheit des Volkes stützt, wird sie auch die Freiheit zu wahren wissen und hat ihre Stärke besonders gegen alle Sondertendenzen kundzugeben. Für diesen Geist der Stärke will ich mit identificirt sein, und in diesem Sinne habe ich mit meinen Collegen die Erbschaft angetreten. Man sagt uns aber, wir haben nicht mehr die Stärke, weil wir uns zu weit von unserer Grundlage entfernt haben. Ich bin kein Prophet, aber ich muß vor der Nation aussprechen, daß ich in der Lösung der Aufgabe nicht verzweifle, und daß wir noch nicht aller der Sympathien so ledig sind, wie man sich bemüht, es von jener Seite darzustellen. Allein meine Hoffnung ist darum keine unbedingte; denn wohl bedarf es noch einmal des Wiederauflebens des Geistes, der bei unserem Zusammentritte hier vorgewaltet hat, und ich bin überzeugt, daß, wenn es gilt, die letzte Hand anzulegen — dieser Geist uns nicht verlassen wird. Die größte Schwierigkeit ist allerdings die Stellung Oesterreichs in unserem Deutschland. Kann es in den deutschen Bundesstaat eintreten? Ich habe mich verpflichtet,dieser Möglichkeit mich nicht zu verschließen, und ich würde es als die größte That meines Lebens betrachten, wenn ich auch nur ein Geringes dazu beitragen könnte. Meine Herren! Unter welchen Verhältnissen ist dies aber möglich? Die Idee der Personalunion haben die meisten schon aufgegeben. Aber Oesterreich kann eintreten mit seiner Gesammtmonarchie? Daran glauben auch nur wenige, und noch wenigere wünschen es. Denn mit den Bedingungen der Freiheit ist ein solcher Eintritt nicht vereinbart und noch weniger, daß gar keine Nationalvertretung statt-

finde, sondern nur Deputirte von Provinzialständen verhandeln. Wenn also beide Eventualitäten nicht thunlich sind, so sehe ich keine andere Lösung, als die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, und in gewissenhafter Erkenntniß derselben habe ich, meine Herren, Sie um die Ermächtigung dazu gebeten. Ich halte den Gesammtbestand der österreichischen Monarchie für ein deutsches, wie europäisches Bedürfniß und kann auf keine andere Basis hin in Unterhandlungen treten. So lange das Volk Oesterreichs diese Gesammt-Monarchie will, so lange halte ich es weder für politisch, noch eines deutschen Staatsmannes würdig, auf die Zerstörung derselben hinzuwirken. Indem ich auf die Oberhaupts-Frage eingehe, erkläre ich, daß ich damit nur eine persönliche Meinung aussprechen will. Herr Vogt hat mich nicht verstanden, wenn er sagt, ich wolle nicht die preußische Hegemonie, aber in der Kaiserfrage liegt die Hegemonie. Ich habe dies gesagt und zwar, wenn Sie es noch näher wissen wollen, ich erkläre mich sogar für ein erbliches Oberhaupt. Als zunächst die Idee der Vertretung am Bundestage ausgegangen war von meinem verehrten Freunde, Herrn Bassermann, ja, ich wiederhole: von meinem verehrten Freunde, und daß ich noch gerechter bin, von dem Manne, der vor mir steht, von Herrn Welcker, welcher diese Idee früher hatte, — da kam ich zu dem Resultate, daß eine solche Vertretung nicht möglich sei, weil die einheitliche Regierung fehle. Diese mußte vor allem geschaffen werden, und diese ist nicht möglich mit der republikanischen Spitze, die man von einigen Seiten verlangt. Aber zu einem erblichen Oberhaupte, meint Herr Vogt, seien zwei Bedingungen möglich, die große Majorität dieses Hauses und die Zustimmung der deutschen Fürsten. Ich gebe diese Bedingungen zu und die Hoffnung nicht auf, daß man an beiden Orten sich zu dieser Verleugnung und Erhebung aufschwingen werde. Wenn uns Oesterreich zugesteht, daß ein starkes Deutschland ihm daneben nöthiger sei, als der alte laxe Bundesverband, meine Herren, so wäre die Oberhaupts-Frage der Lösung sehr nahe gebracht. Denn, meine Herren, es sind nicht bloß die dynastischen Interessen, die hier in Frage kommen, sondern auch die Interessen der Volksstämme, welche eine Geschichte haben und die Selbstständigkeit nicht freiwillig hergeben möchten. Auch diese könnten vielleicht nicht einig sein über die Oberhaupts-Frage. Aber dennoch vertraue ich auf den gesunden Sinn ihrer Vertreter, die hier sitzen und auf die Uneigennützigkeit ihrer Fürsten. — Meine Herren, ich habe gesagt, daß für alle Unterlassungen unter die Anordnungen der Centralgewalt bei Oesterreich hinlängliche Entschuldigungsgründe vorlagen und darum kein Grund vorhanden ist, es aus dem Bundesstaate auszustoßen.

Der Berichterstatter des Ausschusses hätte mir nicht die entgegengesetzte Ansicht unterschieben sollen. Ich bestehe darauf, daß die Frage, inwiefern Deutsch-Oesterreich von den außerdeutschen Provinzen getrennt werden könne, nicht als eine entschiedene betrachtet werde; ich wiederhole, daß ich mich für den Fall der Möglichkeit gern zu der Ausführung bereit erklären werde. Ganz in Abrede muß ich stellen, daß das von uns beabsichtigte Unions-Verhältniß mit Oesterreich auf nichts weiter, als ein völkerrechtliches herauskommen werde, im Gegentheile liegen darin Momente der engsten Verbindung.

Aus der

Antrittsrede des Geheimraths v. Feuerbach,

bei Einführung desselben als Präsident des Appellationsgerichts zu Anspach gehalten

am 22. April 1817.

Die hohe Würde des Richteramts.

Indem ich in dieser mir feierlichen Stunde zum erstenmale in Ihre Mitte trete, fühle ich das Innerste meines Gemüths von der Größe des Berufs durchdrungen, für welchen wir in diesem Tempel der Gerechtigkeit vereinigt sind. — Gerechtigkeit — ein Name, auszusprechen mit jenem Gefühle der Ehrfurcht, womit allein das Höchste und Heiligste von sterblichen Lippen genannt werden darf, — sie, die Staatsgründerin, die alles Erhaltende, die Beschützerin des menschlichen Geschlechts und alles dessen, was der Menschen Kraft an Wahrem, Gutem und Nützlichem erstreben und erlangen mag, — sie, als innere Tugend die erste, ohne die keine andere zu denken ist, als Ordnerin der äußern Verhältnisse des Lebens die höchste, ehrwürdigste Gewalt, welcher alles andere sich dienend unterordnen, auf welche alles Uebrige als bloßes Mittel auf seinen letzten Zweck sich beziehen muß. Ob es zu den Aufgaben der Regierung eines Staates gehöre, das vorzugsweise genannte öffentliche Wohl durch positive Anstalten zu gründen, zu fördern und durch besondere Behörden von oben herab zu verwalten, wird von vielen Denkern geleugnet, welche dafür halten, das öffentliche Wohl sei nur in den Einzelnen, werde also von denen, die es zunächst angeht, am besten erkannt, am sichersten besorgt, am allertreuesten verwaltet. Den glücklichen Mustervölkern der alten Welt waren ebensowohl Polizeien als Verwaltungsbehörden im Sinne der neuern Zeiten gänzlich unbekannt; und noch vor unsern Augen steht das erste, vor allen andern neidenswerthe Volk unter den Völkern Europas, der Britte, ohne alle vom Staate angeordnete Verwaltungsbehörden, ja sogar

fast ohne alle eigentliche Staatsbeamte, bloß durch die Kraft des bürgerlichen Gemeinsinnes, auf einer Höhe des Wohlstandes, innerer Größe und Herrlichkeit, welche noch kein andrer Staat auf seine Weise auch nur von fern zu erreichen vermocht hat. Aber das anerkannt Eine, Allgemeine und Nothwendige, ohne welches keinerlei Gemeinschaft unter den Menschen möglich, kein bürgerlicher Verein auch nur in bloßer Einbildung zu denken ist; die Hoheit, womit, noch ehe Staaten wurden, die Natur schon ihren ersten König, den Hausvater, ausgerüstet; das heilige Band, welches den in der Wüste schweifenden Beduinen unter seinem Emir, den freien Bürger unter seinen Fürsten und Obrigkeiten, selbst den morgenländischen Unterthanenknecht unter seinem Gewaltherrscher zur Pflicht und zum Gehorsam einigt; die Gottheit, welche Menu's Gesetz dem Indier als die große Freundin nennt, die den Menschen von der Wiege bis zum Scheiterhaufen geleite und ihn bewache, wenn alle anderen Wächter schlafen; die höchste Pflicht, zu welcher selbst der bluttriefende Timur sich bekannte, welche, gegen die Seinen edel, treu erfüllt zu haben, er von sich selbst als den höchsten Beweis seiner Regentenweisheit rühmte: dieses Eine und Allgemeine, bei dessen Namen an der Themse, wie am Niger und am Ganges, jede Brust sich erweitert, jeder Geist sich erhebt, ist die Gerechtigkeit.

Die Zwecke, welche das sogenannte Staatswohl bestimmt, sind, gleich den Mitteln zu demselben, nach Ort und Zeit verschieden, — veränderlich, wandelbar, je nachdem die Umstände sich gestalten, welche zu lenken nicht in des Menschen Hand gegeben ist. Auf fester Erde sind die Säulen unsers Tempels gebaut, wir haben nichts zu erringen, nichts zu erschaffen; wir haben nur zu schützen und uns anvertraute Heiligthümer zu bewahren. Was uns zu unserer Bestimmung führt, ist nicht jene das Zufällige beachtende, nach allen Richtungen um sich herblickende forschende Klugheit, von welcher die Staatsverwaltung nothwendig geleitet wird, — sondern allein jener einfache Sinn, der nirgends hin als hinauf zum Gesetze und von da zur That herunterblickt; jene Rechtlichkeit der Gesinnung, welche unbefangen als Recht ausspricht, was sie als das Rechte erkennt; und dann jener tapfere Muth des Willens, welcher mit seinem, unter keinem Einflusse ermattenden, durch keine Gewalt zu beugenden, starken Arme die Wage der Gerechtigkeit stets im sichern Gleichgewichte hält. Die Gerechtigkeit, obgleich manigfaltig in ihren Formen, verschieden in ihren Gegenständen nach Ort und Zeit, ist gleichwohl an und für sich überall nur eine und dieselbe; gleich in ihren Forderungen, wie in ihren Pflichten. Darum eben ist sie die Grundlage jedes Staates, der Schlußstein, der dessen Mauern hält, die Hauptsäule,

die sein Gewölbe trägt. So lange noch diese Tragwerke unversehrt auf festem Grunde aufwärts stehen, so lange ist das Gebäude eines Staates noch wohlbestellt und wenigstens keine Gefahr, daß dasselbe ohne große äußere Gewalt, bloß wegen eigener Gebrechen, morsch in sich selbst zusammensinke.

Dieses sind meine, der Seele Innerstes durchdringende Ueberzeugungen von der Heiligkeit des Rechts und des Richteramtes hoher Würde. Diese Grundsätze habe ich in allen Verhältnissen meines Lebens in Wort und That behauptet; sie im Geiste und Herzen trete ich in Ihre Mitte. Daß mein Wille nie von dem Gesetze abfallen werde, welches ich selbst in jenen Ueberzeugungen über mich ausgesprochen habe, dieses weiß ich und betheuere es, indem ich hiermit feierlich meines Eides mich erinnere. Daß meine beschränkte Kraft nicht immer die Größe meiner Pflichten und Vorsätze erreichen möge; — diese Besorgniß allein ist es, welche mich demüthigend niederschlägt. Doch, ich blicke um mich her auf Männer, die in diesem hohen Gerichtshofe um mich versammlet sind, und dieser Blick giebt mir wieder erhebenden Muth in dem Gedanken, daß mit gleichgesinnten Männern selbst das Größte leicht zu vollbringen ist! Meine Herren, ich kannte und ehrte die meisten von Ihnen, noch ehe mein Auge Sie gesehen; wir haben in gleichem Geiste für gleichen Zweck gewirkt, noch ehe das Band eines gemeinschaftlichen Amtes uns so eng vereinigt hatte.

Erlauben Sie mir noch einige Worte, welche mein besonderes Verhältniß zu meinen Berufszwecken zunächst berühren.

Als die erste Pflicht, welche die Gerechtigkeit ihren Pflegern auferlegt, erachte ich die gründliche reife Ueberlegung, welche dem Gewissen für die Wahrheit und Rechtlichkeit der Entscheidung bürgt. Als zweite Pflicht erachte ich, daß der Rechtsuchende sein Recht, soviel möglich, in der kürzesten Zeit erlange. Ein verspäteter Rechtsgewinn ist öfters so schlimm, oft verderblicher, als ein zeitiger Rechtsverlust. Aber alle Ordnung des Rechts wird verkehrt, wenn nicht die zweite Pflicht durch die erste sich beschränkt. Nicht zögern ist Richterpflicht; aber eben so gewiß: nicht eilen. Daß auch künftig niemand diesen hohen Gerichtshof einer Verletzung oder Vernachlässigung der einen oder der andern dieser Pflichten mit einem Scheine des Rechts zeihen dürfe, dafür bürgt mir Sinn und Geist der Männer, welchen hinfort anzugehören, mein schönstes Glück, meine höchste Ehre ist. Und daß dieser Geist hier nicht sterbe, noch ermatte, darüber will ich wachen mit Ernst, mit Treue und Liebe.

Kurze Uebersicht
der Geschichte der deutschen Prosa.

Einleitung.

Wie bei jedem Volke, so hat sich auch bei der deutschen Nation die Poesie eher entwickelt, als die Prosa. Dieser Bildungsgang im Völkerleben entspricht durchaus dem Entwickelungsgange des einzelnen Menschen. Die Poesie wurzelt tief in der menschlichen Natur und schon das kleine Kind spricht nicht nur, um seine Gedanken mitzutheilen, sondern viel lieber, von einem inneren Drange beseelt, seine Gefühle und Empfindungen auszudrücken, und dieser Ausdruck bildet die ersten Anfänge der Poesie. Bei allem, was es thut und spricht, dichtet das Kind, weiß das Leblose zu beleben, das Farblose auszumalen, das Fremde in nahe Beziehungen zu bringen, das Gewöhnliche poetisch aufzufassen und darzustellen, und mit Recht sagt darum Kurz: „So lange es Menschen giebt, werden auch Dichter sein, und der erste Mensch ist gewiß auch der erste Dichter gewesen. Erst später hat sich die Prosa entwickelt, sie wurzelt im Verstande, ist ein Kind künstlicherer Sitten und schließt sich praktischen Lebensformen an. Sie hat sich nicht, wie die ersten Poesien des deutschen Volks, von Mund zu Mund fortgepflanzt, sondern bedurfte von allem Anfange an zu ihrer Darstellung und Erhaltung der Schreibekunst. Diese aber war in den ersten Zeiten des deutschen Volks nur den Priestern bekannt, und es dauerte lange, ehe sie sich in die Schichten des Volkes verpflanzte; selbst Karl der Große lernte erst in seinem Mannesalter schreiben.

Nach den verschiedenen Stämmen, von welchen jeder seine eigne Mundart sprach, unterscheiden wir bei den alten Deutschen von ihrem ersten Auftreten an eine Menge Mundarten, die sich aber alle auf vier Hauptstämme zurückführen lassen, nämlich auf

den gothischen, hochdeutschen, niederdeutschen und skandinavischen. Von diesen Sprachstämmen sind die zwei erstgenannten von besonderer Wichtigkeit für die deutsche Literatur. Die gothische Sprache wurde von den Gothen, Vandalen, Herulern ꝛc. gesprochen; sie ist zwar im Laufe der Zeiten untergegangen, aber dennoch besitzen wir gerade in ihr die ältesten Denkmäler der deutschen Literatur. Sie ist die Mutter der hochdeutschen Sprache, ihr aber überlegen an Reinheit und Wohllaut, an Ernst und Würde, sowie an Fülle der Formen und Genauigkeit des Ausdrucks.

Das Hochdeutsche erscheint in drei Hauptformen, die man nach der Zeit ihres Entstehens als althochdeutsch, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch bezeichnet. Der Herrschaft dieser drei Sprachformen entsprechen die drei Perioden der deutschen Literaturgeschichte: Das Althochdeutsche reicht von den ältesten Zeiten bis an die Kreuzzüge, das Mittelhochdeutsche von da an bis zur Reformation und das Neuhochdeutsche von der Reformation bis zur Gegenwart.

1. Zeitraum.

Die alte Zeit.

Vom germanischen Heidenthume bis gegen das Jahr 1000 n. Chr. Geb.

Als die wichtigsten Lebensquellen der deutschen Sprache und Darstellung sind die Bibel und die Kanzlei zu bezeichnen. Von dem ersten Auftreten der deutschen Völkerstämme an bis zur Reformation und darüber hinaus, von der Bibelübersetzung des Ulfilas bis zur Bibelübersetzung Luthers hat das religiöse Element Sprache und Literatur des deutschen Volks in Bewegung gesetzt. Die ältesten deutschen Sprachdenkmäler gehören darum auch dem Volksstamme an, der sich zuerst zum Christenthume bekehrte, den Gothen. Der westgothische Bischof Ulfilas übersetzte zwischen den Jahren 360 und 380 seinem Volke die Bibel in's Gothische und machte damit den ersten Versuch, die deutsche Sprache in geordnetem Zusammenhange und eigenthümlicher Schrift darzustellen. Diese letztere ist eine Mischung griechischer Buchstaben und gothischer Schriftzeichen, Runen genannt.

Die Ulfila*), dieses ehrwürdige Denkmal unserer Literatur, ist für die deutsche Sprachforschung von höchster Wichtigkeit geworden. An ihr hat sich die historische Grammatik der deutschen

---

*) Siehe Abtheilung 1 dieses Handbuchs, Seite 164.

Sprache aufgebaut und das Verständniß sowohl der althochdeutschen, als auch der mittelhochdeutschen Dichterwerke wird zu einem großen Theile durch die Kenntniß der gothischen Sprache bedingt.

Aus der Bibelübersetzung des Ulfilas.

Das Vaterunser.

Atta unsar thu in himinam veihnai namo thein;
Vater unser, du in (dem) Himmel, geweihet werde Name dein;
qvimai thiudinassus theins; vairthai vilja theins,
(es) komme (die) Herrschaft dein; (es) werde (der) Wille dein,
sve in himinam, jah ana airthai; hlaif unsarana thana
sowie in (dem) Himmel, auch auf Erden; Brod unseres dies
sinteinan gif uns himma daga; jah aflet uns theatei
fortwährende gieb uns diesen Tag, und erlasse uns das schuldige
sijaima svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim;
wir seien, sowie auch wir erlassen diesen Schuldigen unseren;
jah ei briggais uns in fraistubnjai, ak lausai uns af thamma
und nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns ab diesem
ubilin; unte theina ist thiudangardi jah mahts jah
Uebel; denn dein ist (das) Herrscherhaus und (die) Macht und
vulthus in aivins. Amen.
(der) Glanz in Ewigkeit. Amen.

Neben der Bibel halfen die Landesgesetze und Reichsverhandlungen die Sprache des wirklichen Lebens heranbilden und gaben ihr einen Charakter und Ausdruck, der nicht nur für die Gestaltung der ersten Prosa, sondern auch für die Entwickelung der Sprache und ihrer Formen überhaupt von großer Wichtigkeit wurde. Nach dem Untergange der gothischen Stammesherrschaft ging die Weiterentwickelung der deutschen Sprache vorzugsweise auf die Franken und Allemannen über, aus dem Gothischen bildete sich zunächst das Althochdeutsche heraus und gelangte in jener Periode zur Herrschaft; daneben finden wir aber auch die niederdeutsche — altsächsische — Mundart in vielen Erzeugnissen der Literatur.

In der folgenden Zeit wurde die Weiterentwickelung der deutschen Sprache durch den Einfluß der lateinischen bedeutend gehemmt. Die christlichen Bekehrer des deutschen Volkes errichteten, um ihrem Werke einen nachhaltigeren Einfluß zu sichern, eine Menge Bisthümer und Klöster, mit denen sie Schulen verbanden,

in welchen die lateinische Sprache vorzugsweise gebraucht wurde. Die nach griechischem Muster gebildete und an Wortschönheiten reiche Sprache des Ulfilas nahm unter Karl dem Großen lateinische Wendungen und Constructionen an, und die deutsche Sprache wurde dadurch in ihrem innersten Wesen verkümmert. Die Geistlichen, die größtentheils aus England gekommen waren, hatten kein Verständniß und kein Gefühl für das Volksthümliche der deutschen Nation, vernichteten die alten heidnischen Gesänge derselben, die sie als teuflisch bezeichneten und setzten an deren Stelle religiöse Lieder. Zwar versuchte Karl der Große, der deutschen Sprache eine sichere Grundlage und größere Verbreitung zu geben, er schrieb selbst eine Grammatik der deutschen Sprache, an seinem Hofe durfte nur deutsch geredet werden, er gab den Monaten und Winden deutsche Namen und veranstaltete eine Sammlung deutscher Volkslieder und Heldensagen, allein seine Bestrebungen blieben ohne wesentlichen Erfolg. Das lateinische Element hatte sich zu tief in die christliche Kirche eingebürgert, daß es dem sonst so mächtigen Herrscher nicht gelang, dasselbe aus dem Gottesdienste zu beseitigen; seine Sammlung alter Heldensagen ist von den Geistlichen jedenfalls vernichtet worden. Darum haben sich nur wenige Sprachdenkmäler aus jener Zeit erhalten, und die sich noch vorfinden, sind meist Uebersetzungen und Umschreibungen aus der lateinischen oder griechischen Sprache in die althochdeutsche. Die wichtigsten davon sind die Uebersetzung der 26 Hymnen des heiligen Ambrosius, — aus dem 8. Jahrhunderte — Otfrieds Evangelienharmonie, mehrere Uebersetzungen der Psalmen, Auslegungen des Vaterunsers, — aus dem 9. Jahrhunderte —, die Uebersetzung und Erklärung der Psalmen von Notke, Willirams Uebersetzung und Erklärung des Hohenliedes, — aus dem 10. Jahrhunderte — endlich der Schwur der Könige und der Völker bei Straßburg im Jahre 842, eine Eidesformel, die von Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen in deutscher und französischer Sprache gegenseitig geleistet wurde.

Schwur Karls des Kahlen.

In godes minna ind in thes christiânes folches ind unser
In Gottes Liebe und in des christlichen Volkes und unser

bêdherô gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, sô fram
beider Wohlfahrt, von diesem Tage vorwärts, so weit

sô mir got gewiczi indi mahd furgibit, sô haldih tesam
als mir Gott Weisheit und Macht giebt, so helfe ich diesem

minan bruodher sôsô man mit rehtû sinan bruodher scal, in
meinem Bruder sowie man mit Recht seinem Bruder soll, in
thiû thaz er mig sô sama duo, indi mit Ludhern in noheiniu
dem daß er mir so gleich thue, und mit Luther in keinem
thing ne gegangu thê mînan willon, imo ce scaden
Ding nicht gehe ich ein mit meinem Willen, ihm zu Schaden
werdhên.*)
werden.

Schwur des Volks Ludwigs des Deutschen.

Oba Karl then eid, then er sînemo bruodher Ludhuwige
Wenn Karl den Eid, den er seinem Bruder Ludwig
gesuor, geleistit, indi Ludhuwig, mîn hêrro, then er imo gesuor,
schwur, hält, und Ludwig, mein Herr, den er ihm schwur,
forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne mag, noh ih noh
bricht, wenn ich ihn es abwenden nicht kann, weder ich noch
therô nohhein, then ih es irwenden mag, widhar
(von) diesen keiner, den ich davon abwenden kann, wider
Karle imo ze follustî ne wirdhu.**)
Karl ihm zu Hilfe nicht werde.

2. Zeitraum.

Die mittlere Zeit.

Vom Jahre 1000—1500 n. Chr. Geb.

Während uns der erste Zeitraum nur wenig Originalprodukte deutscher Sprache bietet, finden wir auch beim Beginne des zweiten Zeitraums das lateinische Element noch vorherrschend. Die Geistlichen, die damals allein im Besitze der Bildung und Gelehrsamkeit waren, bedienten sich ausschließlich der lateinischen Sprache, und so nothwendig dies auch bei der Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände sein mochte, so hatte dieser Umstand doch den Nachtheil, daß sich die Wissenschaft vom Volke vollständig abschloß, nicht Gemeingut wurde, sondern auf wenige Stände beschränkt blieb. Die Kirchenversammlung zu Tours hatte zwar beschlossen,

---

*) Ludwig der Deutsche schwur denselben Eid in romanischer Sprache.

**) Den nämlichen Eid schwur das Volk Karls des Kahlen in romanischer Sprache.

daß die Bischöfe entweder in lateinischer oder in deutscher Sprache predigen sollten, indessen wurde die letztere zugunsten der ersteren auch bei den für das Volk bestimmten Predigten oft vernachlässigt. Erst unter den hohenstaufischen Kaisern brach eine neue Zeit für unsere deutsche Sprache, wenn auch vorerst nur für die Poesie, an; der dichterische Geist der Minnesänger schuf einen Sprachfrühling, aus dem die erste Blüthe unserer Literatur hervorging, und auf den wir noch jetzt mit Bewunderung zurückblicken. Der feierliche Ernst, der die von Priestern herrührenden religiös-kirchlichen Produkte aus den Zeiten der Karolinger und der fränkischen Kaiser kennzeichnet, verwandelte sich bei den Minnesängern in einen lieblich tönenden, sangbaren und einschmeichelnden Ausdruck, der sich einem fröhlichen Naturleben hingab und die Phantasie in Frühlingsluft und Wiesengrün dichten und singen ließ. Während die Sprache des Ulfilas uns wie das geheimnißvolle Flüstern der deutschen Urwälder berührt, gleicht der Ton in den Liedern der Minnesänger einem lieblichen Garten voll Blumen und Sonnenschein, und so kam es, daß die Poesie jener Zeit sich bereits zur höchsten Blüthe entfaltet hatte, während die Prosa noch in den ersten Anfängen ihrer Entwickelung stand. Erst mit dem Emporblühen der Städte und der festeren Gestaltung des Bürgerstandes hob sich die Prosa und gelangte zu immer weiterer Entwickelung. Alle Sprachdenkmäler jener Zeit rühren, soweit sie sich vom Einflusse des Lateinischen losgerungen hatten, von Männern bürgerlichen Standes her und wurden für die Städte und ihre Bewohner geschrieben. Weder der Adel, noch die Gelehrten, bedienten sich der Prosa; keiner der Ritter, die die Kreuzzüge in's gelobte Land oder die Römerzüge nach Italien mitgemacht haben, hat sich bewogen gefühlt, seine Erlebnisse und Abenteuer schriftlich niederzulegen und sie so kommenden Geschlechtern zu übermitteln; man verachtete eben die deutsche Prosa. Sie ist darum als ein Erzeugniß des Bürgerstandes zu betrachten, der sie zur Darstellung der im Volke wurzelnden rein deutschen Verhältnisse anwendete. Alles, was in prosaischer Sprache geschrieben wurde, ist in erster Linie für die Bewohner der Städte, nicht aber für die Gelehrten und höhergebildeten Stände bestimmt. Darum sind auch die prosaischen Denkmäler jener Zeit, die Gesetze und öffentlichen Urkunden aller Art, von so großer Wichtigkeit, weil sie uns die mittelhochdeutsche Sprache in ihrer Reinheit, Klarheit und Bestimmtheit zeigen. Der Gebrauch derselben erhielt erst mit Rudolf von Habsburg, der sie durch eine ausdrückliche Verordnung bei der Kanzlei einführte, einen bestimmten Charakter, und so ist die

deutsche Kanzleisprache die erste Darstellung einer Gesammtprosa für die bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des deutschen Volks. Dieses Ziel wurde aber nicht mit einem Male erreicht. Die provinzielle Zersplitterung des deutschen Landes hatte eine Menge von Mundarten im Gefolge, die nicht weichen wollten, obwohl das Hochdeutsche stets die geistige Herrschaft ausübte und durch Kaiser Rudolf zur Sprache des Reichstags und der Landesgesetze erhoben wurde. Durch die verschiedenen Land- und Stadtrechte wurden die einzelnen Dialekte mehr befestigt als ausgeglichen, und besonders im nördlichen Deutschland mußten die allgemeinen Gesetze in Provinzialdialekte übersetzt werden. Fast jede Stadt und jede Landschaft hatte ihr besonderes Rechtsbuch, in welchem ihre eigenthümlichen Gerechtsame verzeichnet waren. Ein solches Buch war das „Braunschweigische Stadtrecht" vom Jahre 1232, der „Zürcher Richterbrief" vom Jahre 1258, das „Augsburger Stadtrecht" vom Jahre 1276. Die beiden wichtigsten Rechtsbücher jener Zeit sind jedoch der „Sachsenspiegel" und der „Schwabenspiegel", weil dieselben die weiteste Verbreitung hatten und bald zu allgemeiner Geltung gelangten.

Der Sachsenspiegel ist eine Sammlung von Gesetzen, Rechtsgebräuchen und Urtheilssprüchen aus dem nördlichen Deutschlande und besonders aus Sachsen, welche von einem anhaltischen Edelmanne, Namens Eike von Repgow um das Jahr 1220 veranstaltet wurde. Obgleich von einem Privatmanne verfaßt und ausgegangen, erlangte die Sammlung bald gesetzliches Ansehen im ganzen nördlichen Deutschlande, sowie in Polen und Dänemark. Sie hat einen hohen Werth, nicht nur, weil sie die ursprüngliche deutsche Rechtsentwickelung enthielt und die Grundlage der später in Süddeutschland geltenden Rechtsbücher wurde, sondern auch, weil sie dem Eindringen fremder Rechtsanschauungen widerstand und auch dann noch in allgemeinem Ansehen blieb, als der Papst Gregor XI. über mehrere Sätze derselben seinen Fluch aussprach. Ueberhaupt wurde der Sachsenspiegel von den Geistlichen vielfach angegriffen, weil darin die kaiserliche Macht der päpstlichen gleichgestellt war.

Diese Gesetzsammlung, welche in niederdeutscher Sprache geschrieben und später in das Oberdeutsche übertragen worden ist, wurde von dem Verfasser „Sachsenspiegel" genannt, weil, wie er selbst sagt, „saxen recht ist hir an bekant, als an einem spigele de vrouwen ire antlitze beschouwen". Das Ganze besteht aus zwei Theilen, dem Landrechte und dem Lehnsrechte, wovon der erste Theil wieder in das bürgerliche und in das peinliche Recht zerfällt.

Aus dem

„Sachsenspiegel."

Die zwei Gewalten.

Twei swert lît Got in ertrîke to bescermene di
Zwei Schwerter ließ Gott dem Erdreiche, zu beschirmen die
kristenheit. Deme pâvese ist gesat dat geistlîke, deme
Christenheit. Dem Papste ist bestimmt das geistliche, dem
keïsere dat werltlîke. Deme pâvese ist ok gesat tô ridene
Kaiser das weltliche. Dem Papste ist auch bestimmt zu reiten
tô bescedener tiet ûp eneme blanken perde, unde de keiser
zu gewisser Zeit auf einem weißen Rosse, und der Kaiser
sal ime den stegerîp halden, dur dat de sadel nicht ne
soll ihm den Steigbügel halten, damit der Sattel (sich) nicht
winde. Dit is de betêknisse: swat deme pâvese widerstâ,
verschiebe. Dies ist die Bedeutung: Was dem Papste (sich) widersetzt,
dat he mit geistlîkeme rechte nicht gedwingen ne mach, dat
das er mit geistlichem Gerichte nicht (zu) zwingen vermag, das
it de keiser mit werltlîkem rechte dwinge, deme pâvese
soll der Kaiser mit weltlichem Gerichte zwingen, dem Papste
gehôrsam tô wesene. Sô sal ok de geistlîke gewalt helpen
gehorsam zu sein. So soll auch die geistliche Gewalt helfen
deme werltlîkem rechte, of it is bedarf.
dem weltlichen Gerichte, wenn es ihrer bedarf.

Der Schwabenspiegel ist kurz nach dem Sachsenspiegel, wahrscheinlich im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts, entstanden. Unverkennbar ist bei Abfassung desselben der Sachsenspiegel zu Grunde gelegt und nur dann eine Abweichung herbeigeführt worden, wenn das süddeutsche Recht von dem sächsischen abwich. Der Verfasser des Schwabenspiegels ist uns unbekannt, dürfte jedoch neueren Forschungen nach in einem süddeutschen Mönche zu suchen sein. Trotz der größeren Vollständigkeit, die diese Gesetzsammlung auszeichnet, hat dieselbe doch nie das Ansehen erlangt, in welchem der Sachsenspiegel stand. Im 16. Jahrhunderte schon wurde der Schwabenspiegel von dem mehr und mehr eindringenden römischen Rechte gänzlich verdrängt.

Der Schwabenspiegel zerfällt ebenfalls in zwei Theile, das Lehnsrecht und das Landrecht, und da es ein allgemeines Rechtsbuch gegenüber den Provinzialrechten darstellen sollte, nannte es der Verfasser auch „Kaiserrecht".

Auch der Schwabenspiegel hat für unsere Literatur als eines der ältesten Denkmäler deutscher Prosa hohen Werth und zeigt uns, welche Fortschritte dieselbe in der Bildsamkeit der Formen, dem Wohllaute des Ausdrucks und der Manigfaltigkeit der Wendungen gemacht hatte.

Aus dem

„Schwabenspiegel."

(Art. 98.)

Von tiutscher liute êren.
Von deutscher Leute Ehren.

Die tiutschen kiesent den künic: daz erwarb in der
Die Deutschen wählen den König, das erwarb ihnen der
künic Karl. Swenne er gewihet wirt, unt ûf den stuol ze
König Karl. Sobald er geweihet wird und auf den Stuhl zu
Ache gesezet wirt mit der willen, die in erwelt hânt,
Aachen gesetzt wird mit dem Willen (derer,) die ihn erwählt haben,
so hat er küniclîchen gewalt unde namen. Als in der pâbest
so hat er königliche Gewalt und Namen. Wenn ihn der Papst
gewîhet, sô hât er volleclîchen des rîches gewalt unde
geweihet (hat) so hat er vollständig des Reiches Gewalt und
keiserlîchen namen. Den künic kiuset man ze rihter umbe
kaiserlichen Namen. Den König wählet man zum Richter über
eigen unde umbe lêhen unde umbe ieglîches menschen
Eigenthum und über Lehen und über (eines) jeglichen Menschen
lîp unde umbe allez, daz vür in ze klagen kumet. Der
Leben und über alles, was zu ihm zu klagen kommt. Der
keiser mac in allen landen niht gesîn, dâ von lihet er den
Kaiser kann in allen Ländern nicht sein, darum leihet er den
fürsten unde andern herren wereltlich gerihte.
Fürsten und anderen Herren weltliche Gerichte.

Nachdem das dichterische Element der Höfe und des Adels geschwunden, die Poesie aber auf das Bürgerthum übergegangen war, nahm dieselbe unter den Meistersingern einen gewerblichen und zünftigen Charakter an. Der polizeiliche Anstrich, der das öffentliche Leben jener Zeit charakterisirt, prägte sich auch in den Tabulaturen der Meister aus. Der Landfrieden, das Kammergericht, die Handelsinteressen und die Bedürfnisse des praktischen Lebens gaben der Prosa eine ganz besondere Färbung. Die Kürze

der Sprache ging verloren, und an ihre Stelle traten weitschweifige Umschreibungen, die Bildlichkeit des Ausdrucks machte einer deutlich demonstrirenden Schreibweise Platz. Zwar ist nicht zu leugnen, daß die deutsche Kanzleisprache eine gute Bildungsschule für die Prosa war, allein um diese zu heben und zu veredeln, bedurfte es eines andern Inhalts, als der war, den die Kanzlei bot. Die Liebe zu den alten Rittergeschichten war auch in den höheren Kreisen des deutschen Volks nicht erloschen, nur verstand man die Sprache, in der sie geschrieben waren, nicht mehr, und so kam man darauf, sie in ein allgemein verständliches Gewand zu kleiden. Auf diese Weise entstanden die prosaischen Umarbeitungen älterer Heldengedichte, z. B. das Buch „Von Helden, Gezwergen und Riesen". Da aber die höheren Stände eine entschiedene Abneigung gegen alles Volksthümliche zeigten, ist außer dem oben genannten Buche kein deutsches Heldengedicht in Prosa übertragen worden, vielmehr nahm man dazu ausländische, meist französische Stoffe. So sind z. B. die Erzählungen „vom hörnern Siegfried" und „vom Herzog Ernst" nur Uebersetzungen, und zwar die erstere aus dem Französischen, die letztere aus dem Lateinischen. Auf diese Weise entstanden eine Menge Erzählungen durch Uebersetzungen, sie alle aber haben für unsere Literatur nur einen untergeordneten Werth, da ihre Sprache rauh und unbeholfen und ihr Ausdruck allzusehr das Gepräge der fremden Sprache, der sie entnommen wurden, an sich trägt. Von hoher Bedeutung aber sind diese Uebersetzungen dadurch geworden, daß sich aus ihnen im 16. Jahrhunderte die sogenannten Volksbücher entwickelten, die gewissermaßen den Uebergang der Poesie in die Prosa darstellen und das Bestreben zeigen, die Kluft zwischen Adel und Volk auszufüllen. In diesen Erzählungen gelangen Leute aus den niedersten Schichten des Volks zu den höchsten Würden und Ehren; Ritter, ja sogar Fürsten vermählen sich mit einfachen Bürger- und Landmädchen, die sich durch Tugend und Schönheit auszeichnen. So durchbricht der wachsende Einfluß des bürgerlichen Elementes die Schranken, die bisher Ritter und Bürger trennten, und die Prosa jener Zeit gewinnt an dichterischem Elemente, an Leichtigkeit und Natürlichkeit der Darstellung.

Auch auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens gelangte die deutsche Sprache mehr und mehr zur Herrschaft; besonders waren es die Predigermönche, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in allen Schichten des Volks eine fruchtbare Thätigkeit entwickelten. Die Franziskanermönche David und Berchtold, sowie nach ihnen der Dominikaner Eckhart waren selbst aus dem

Volke hervorgegangen und suchten darum auch besonders auf dasselbe zu wirken dadurch, daß sie die deutsche Sprache vom Einflusse des Lateinischen befreiten und ihr einen volksthümlichen und bürgerlichen Charakter gaben. Vor allen waren es die Dominikaner, welche die unglücklichen Zeiten des 13. Jahrhunderts, in denen die Menschen durch Pest und Hungersnoth heimgesucht wurden, dazu benutzten, die Gemüther zu ernster Einkehr in das eigene Herz zu ermahnen. Sie suchten in dunkler Gefühlsüberschwänglichkeit zur Gemeinschaft mit Gott zu gelangen und fielen nicht selten in Verzückungen, wobei sie allerhand Visionen hatten. Dadurch aber, daß sie sich an das Volk in ihren Predigten wandten und ihre tiefsten Gedanken und heiligsten Gefühle aussprachen, haben sie die deutsche Prosa gehoben und bereichert. Man nennt diese Männer Mystiker, sie selbst aber nannten sich Gottesfreunde. Was die Minnesänger für die deutsche Poesie, das waren die Mystiker für die deutsche Prosa, und nicht mit Unrecht hat man den genialen Tauler den Minnesänger der Prosa genannt. Die Sprache der Liebe, der Blumen und der Nachtigallen war mit Konrad von Würzburg in Deutschland verklungen, dafür aber erhob sich die Sprache der stillen Zelle, der ernsten Andacht, der Gottinnigkeit. Die von den Minnesängern besungene irdische Schönheit verging vor dem andachttrunkenen Auge der Mystiker in die ewige Schönheit des Göttlichen, und wie jene um die irdischen Frauen einen Cultus der Verehrung gestalteten, so diese um Gott, Christum und die heilige Jungfrau. Diese bilden in der Sprache der Mystiker den „minniglichen Grund", aus dem in träumerischer Verzückung alle Wunderblumen der Phantasie aufsprießen. Für den Ausdruck solcher Gedanken und Gefühle hatte die deutsche Sprache noch keine Töne, keine Wörter, sie mußten erst geschaffen werden, und so gestaltete sich unter dem Einflusse der Mystiker eine Prosa, die der Poesie ebenbürtig war und doch auf ganz anderem Grunde ruhte.

Der hervorragendste unter den Mystikern ist

Johannes Tauler, der erste Philosoph in deutscher Rede. Er wurde um das Jahr 1290 in Straßburg, nach anderer Angabe in Köln geboren, trat später in den Dominikanerorden ein und machte in Paris gelehrte Studien. Sein übriges Leben ist dunkel; er starb am 17. Mai 1361 in Straßburg, wo sich sein Denkmal befindet.

Tauler hatte sich durch sein Leben und Wirken solchen Ruf erworben; daß man nach seinem Tode Wunder erzählte, die an seinem Grabe geschehen sein sollten. Die dunkle Gewalt seiner

Predigten zog das Volk in großen Schaaren an ihn heran; er war ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens, ein Meister in der Ausmalung der innersten Gemüthsbewegungen und besaß eine hinreißende Macht der Phantasie. Der Eifer, mit welchem er nach Wahrheit strebte, brachte ihn vielfach in Widerspruch mit den Glaubenssätzen der Kirche und zog ihm mancherlei Anfechtungen, sogar den Bannfluch des Papstes zu. Nichtsdestoweniger aber wurden seine Schriften eifrig studirt, und später war es besonders Luther, der sie hochschätzte und sich viel aus denselben aneignete; so wurde Tauler ein Vorarbeiter der Reformation.

Von großem Einflusse auf die Entwickelung der deutschen Sprache waren auch die verschiedenen Versuche, die Bibel in das Deutsche zu übersetzen. Als der erste Versuch hierin ist die Bibelübersetzung des Matthias von Beheim, welche derselbe nach der Vulgata im Jahre 1343 anfertigte, zu betrachten. Dieser Klausner, der in Halle lebte, hinterließ sein Werk in der Handschrift, die noch jetzt in Leipzig aufbewahrt wird.

Langsamer, als die Sprache der Zelle, entwickelte sich die Sprache der Städte und des öffentlichen Lebens. Die Chroniken der einzelnen Landschaften und Oerter jener Zeit geben uns ein getreues Bild von dem Zustande der Prosa. Die aus dem 14. Jahrhunderte stammende hessische Chronik des Johann Riedesal, die Chronik der Stadt und der Herren von Limburg von Johann Gensbein, vor allen aber die thüringsche Chronik des Johann Rothe aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts können als die frühesten Erscheinungen einer geschichtlichen Prosa in Deutschland betrachtet werden. Der letztgenannte Chronist zeigt bei aller Einfachheit und Trockenheit des Stils schon eine gewisse Feinheit und Anmuth historischer Darstellung. So entwirft er uns z. B. von dem thüringschen Landgrafen Ludwig VI. folgendes Bild:

„Dessir Lantgrafe Lodwig waz gar eyn clarer jungir forsse, „eyn liplicher jungeling und eyner zamelichen wanderunge, eynes „heiligen lebins. Do her obir syne bluwindin jogunt zcu vor„nunftigen aldir quam, do waz her zcu male gutlichen wedir „eynin iclichin, wan yn eyne luchtin alle toginde, her waz von „libe eyn wolgesicketer man, nicht zcu lang noch zcu korit, zcu „male mit schonen forstlichin geberdin, in gnediger zcuversicht, „sin angesich waz frölich, syn antlizce subirlich. Unde ez waz „nymant, der en sach, her worde eme gunstig. Her waz schemel „mit syme wortin, geczuchtig mit synin geberdin, reynlich unde „kusch mit syme libe, warhaftig mit syner rede, getruwe in „syner fruntschaft, forstlich mit syme rethe, unde menlich in

„syme widirsatzce, vorbedachtin in synen globedin, gerecht in „syme gerichte, milde mit syme belonen unde was man toginde „gesagin kan, der gebrach eme nicht.“ *)

Strenger und pragmatischer entwickelte sich die historische Prosa durch Johann Thurmayer, der die von ihm verfaßte baierische Chronik erst lateinisch, dann deutsch schrieb und sich dabei alte Schriftsteller, besonders den Römer Tacitus, zum Muster nahm. Eines der eigenthümlichsten und merkwürdigsten Sprachdenkmäler jener Zeit, das uns einen Einblick in die gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse thun läßt, ist das Ehestandsbuch Albrechts von Eybe.

Ueber das Lob der Ehe spricht sich der Verfasser mit folgenden Worten aus:

„Die Ee ist ein Mutter vnd meisterin der Kewschheyt, wann „durch die Ee werdent vermitten vnlauter frembd Begird vnd „ander schwär sünd der Vnkewschheit; die Ee ist eyn nucz „heilsames Ding, durch die werdent die Land, Stet und Heußer „gebauwet, gemeret vnd inn frid behalten. Manig streit, schwär „krieg vnd veindschafft hinttergelegt vnd gestillet, gutt freündschafft vnd sipp vnder frembden personen gemachet vnd das „gancz menschlich geschlecht geewigt. So ist auch die Ee ein „fröliches, luspers vnd süß ding, was mag frölicher vnd süßer „gesein, dann der nam des vatters, der Mutter vnd der Kinder, so die hangen an den Hälsen der eltern vnd manigen „süßen kuß von in empfangen, vnd so beyde Eeleut solliche „lieb, willen vnd freüntschafft tzu eynander haben, was eynes „will das ouch das ander wöll, vnd was eins redt mit dem „andern, das es verschwigen ist, als hett es mit im selbst geredt, vnd in beiden gutz vnd übel gemeyn ist, das gut dester „frölicher, vnd das widerwertig dester leichter“.

Der Geschmack in der Darstellungsweise jener Zeit war ein gemischter, ein Durcheinander von Scherz und Ernst, von lustigen

*) Dieser Landgraf Ludwig war gar ein klarer junger Fürst, ein lieblicher Jüngling und eines geziemenden Wandels, eines heiligen Lebens. Da er über seine blühende Jugend zu einem vernünftigen Alter kam, da war er zumal gütig gegen einen jeden, denn ihm leuchteten alle Tugenden ein. Er war von Leibe ein wohlgesicherter Mann, nicht zu lang noch zu kurz, zumal mit schönen fürstlichen Geberden, in gnädiger Zuversicht, sein Ansehn war fröhlich, sein Antlitz säuberlich, und es war niemand, der ihn sah, er ward ihm günstig. Er war verschämt mit seinen Worten, züchtig mit seinen Geberden, reinlich und keusch mit seinem Leibe, wahrhaftig in seiner Rede, getreu in seiner Freundschaft, fürstlich in seinem Rathe und männlich in seiner Widersetzung, vorbedächtig in seinem Geloben, gerecht in seinem Gerichte, milde in seinem Belohnen, und was man Tugenden nennen kann, das gebrach ihm nicht.

Schnurren und ernsthaften Moralbetrachtungen. Noch ausgebildeter, als bei Albrecht von Eybe, zeigt sich diese Schreibweise bei Johann Geiler von Kaisersberg, einem Prediger, der sehr häufig seine Texte anstatt aus der Bibel aus dem „Narrenschiff" seines Freundes Sebastian Brand wählte und nicht weniger als 110 Predigten darüber hielt. So stellt er u. a. ganz ernsthaft auf der Kanzel die Frage auf: Woher wohl der Name Bischof komme? und antwortet darauf, er komme her von Beißschaf, weil heutzutage die Bischöfe ihre Schäflein, statt sie zu weiden, wie Hunde und grimmige Wölfe bissen und verzehrten. Ein andermal vergleicht er das Leben eines Christenmenschen mit einem Hasen und wendet in einer Reihe von Predigten alle Eigenschaften des Hasen auf den Christen an; z. B. das Häslein läuft besser den Berg hinauf als hinab, so soll auch der Christenmensch eifriger den Berg hinauf zu Gott dem Herrn in guten Werken laufen, als den Berg hinab nach seinen Lüsten; das Häslein hat lange Ohren, so soll auch der Christenmensch lange Ohren haben, um zu hören, was Gott spricht ꝛc.

Diese Kanzelsprache war dem damaligen Volksgeiste durchaus angemessen, so eigenthümlich sie auch jetzt unserm Ohre klingen mag. Die mystische Andacht nahm diese volksthümlichen Töne und die fromme Erbauung ein fröhliches Wesen an.

Das ganze 15. Jahrhundert war die Zeit der Vorbereitung auf das große Werk, das sich im deutschen Volke vorbereitete und durch den Reformator Luther zur Ausführung kam. Eine Menge weltlicher Dinge bewegte die Gemüther und arbeitete den kommenden Ereignissen vor. Die Erfindung der Buchdruckerkunst schuf den Schriften eine schnellere und billigere Verbreitung; die Besitznahme Konstantinopels durch die Türken trieb die Gelehrten Griechenlands aus ihrem Vaterlande nach Italien und Deutschland, wo sie griechische Sprache, Kunst und Wissenschaft verbreiteten; die Erfindung des Schießpulvers führte das Ritterthum auf andere Bahnen und bewirkte, daß sich auch der Adel mit den Wissenschaften beschäftigte; die Entdeckung Amerikas endlich brachte eine praktische Regsamkeit in den Handel und Verkehr der Völker.

Unter diesem geistigen Aufschwunge der Völker stellte sich für die deutsche Nation immer mehr das Bedürfniß einer allgemeinen Schriftsprache heraus, die da angethan war, den geistigen Verkehr mit einem einheitlichen Bande zu umschlingen, und so drängte wie von selbst alles zu der neuhochdeutschen Gesammtsprache hin, die in Luthers Bibelübersetzung ihren Mittelpunkt fand und von da aus das deutsche Land und Leben durchdrang.

3. Zeitraum.

Die neuere Zeit.

Vom Jahre 1500 bis zur Gegenwart.

1. Das sechzehnte Jahrhundert.

Mit der zunehmenden nationalen Bewegung im deutschen Volke ging eine Vermischung der Mundarten Hand in Hand, die nach und nach in das Neuhochdeutsche überging. Sie bemächtigte sich auch der Kanzleisprache des Reichstags, ohne daß dieselbe aber im Stande gewesen wäre, dem Neuhochdeutschen eine sichere Grundlage zu geben. Der deutsche Kaisersitz wechselte in den verschiedenen Gauen unseres Vaterlandes, und jeder derselben gab der Kanzleisprache eine eigenthümliche Färbung. Luther erst war es, der durch seine Bibelübersetzung das Neuhochdeutsche zur Herrschaft brachte. Er legte seiner Bibelsprache die meißnische Mundart zu Grunde und zwar in der Ausbildung, die sie durch die sächsische Kanzlei erhalten hatte und wurde so der Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache. Er selbst sagt darüber im 69. Kapitel seiner Tischreden:

„Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen Kanzelei, darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache".

Nur ein Buch, wie die Bibel, konnte einen solchen Einfluß auf die Sprache der Deutschen ausüben und eine Einigung unter den verschiedenen Mundarten hervorbringen, ein Buch, das mit dem Leben der Nation in den innigsten Zusammenhang trat und ein Volksbuch im schönsten Sinne des Worts wurde. In der Bibel zeigt sich die deutsche Sprache in ihrer ganzen gemüthvollen, religiösen und poetischen Stärke, und daraus erklärt sich die Thatsache, daß die neuhochdeutsche Sprache von nun an die herrschende in der deutschen Literatur ward. Sehr richtig sagt Jacob Grimm:

„Man darf das Neuhochdeutsche als den protestantischen Dialect bezeichnen, dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Unsere Sprache ist nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge in Lautverhältnissen und Formen gesun-

„ken; was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was „endlich Blüthen neuer Poesie getrieben hat, verdanken wir kei„nem mehr als Luthern".

Nur die katholische Kirche trat der Sprache Luthers feindlich entgegen, nannte dieselbe eine „Ketzersprache" und verfolgte sie mit Hohn und Spott. Ihre Bibelübersetzungen aber konnten nicht in das Volk dringen; die Bibelsprache Luthers wurde die Sprache der Kanzeln, und das deutsche Volk wandte sich mit ganzem Herzen derselben zu. Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen der lutherischen Bibelübersetzung und einer katholischen, z. B. der von Otmar a. d. Jahre 1507 herrscht, zeigt folgendes Beispiel aus dem Buche Hiob:

Otmar. 1507.

„Aber der herre antwurt iob von dem windtspreuel und sprach. Wer ist der, der da einweltzett die urtayl mit ungelerten worten. Begürte deine lenden als ain mann, ich frage dich und du antwurte mir. Wo warest du, do ich setzet die grundtfeste der erde. Zayge mir, ob du habst die vernunft. Wer satzt ir maßs, ob du es erkantest oder wer strecket über sy die linien, auff die ire grundtfesten seind gesterket.

Oder wer leget iren winkelstain. Do mich lobeten die mörgenlichen steren mit einander und jubilierten alle süne gottes. Wer beschloß das möre mit den thüren. do es fürbrache all für geend von dem leybe. Do ich leget die wolken sein gewand und do ich es umwickelet mit der tunklung als mit thüchen der kindheyt. Ich umbgabe es mit meinen enden und satzt den rigel und die thüren und sprach. Du kumpst untz her und du geest nit fübaß, und hie zerbrichst du dein wülend flüß".

Luther. 1541.

„Und der Herr antwortete Hiob aus einem wetter und sprach. Wer ist der, der so felet in der weisheit und redet so mit unverstand? Gürte deine Lenden wie ein Mann; ich will dich fragen, lere mich. Wo warestu, da ich die Erde gründete? Sage mir's, bistu so klug. Weissestu, wer jr das Maß gesetzt hat? Oder wer über sie eine Richtschnur gezogen hat? Oder worauf stehen ire Füsse versenket?

Oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt? Da mich die Morgensterne miteinander lobeten, und jauchzeten alle Kinder Gottes. Wer hat das Meer mit seinen Thüren verschlossen, da es herausbrach wie aus Mutterleibe? Da ich's mit Wolken kleidete und in Dunkel einwickelte wie in Windeln. Da ich ihm den Lauf brach mit meinem Damm und setzet ihm riegel und thür. Und sprach, bis hierher soltu komen, und nicht weiter, hie sollen sich legen deine stoltzen wellen".

Nicht allein und nicht mit einem Male hat Luther sein Riesenwerk vollbracht, es standen ihm tiefgelehrte Freunde, besonders Philipp Melanchthon, dabei zur Seite. Nachdem er schon vom Jahre 1517 an einzelne Stücke der heiligen Schrift übersetzt hatte, begann er das eigentliche Werk der Bibelübersetzung während seines Aufenthalts auf der Wartburg und vollendete dasselbe 1534, in welchem Jahre die erste gedruckte Bibel erschien. Nach mehreren Revisionen derselben erschien endlich im Jahre 1545 die von Luther selbst noch veranstaltete Ausgabe, welche als die letzte Feststellung seiner Sprache anzusehen ist. Mit welcher Gründlichkeit Luther bei seinem Werke verfahren ist, davon legt Johann Matthesius in seiner 13. Predigt über Luthers Leben Zeugniß ab, indem er spricht: „Der Doctor übersah zuvor die einzelnen Stellen der Bibel und studirte bei Juden und fremder Sprachen Kundigen, auch fragte er bei allen Deutschen nach guten Worten", und Luther selbst sagt: „Ich hab' mich im Dollmetschen der reinen und klaren, deutlichen Sprache beflissen und hab' oft vierzehn Tage, ja drei, vier Wochen um ein einiges Wort gesucht und gefragt und es doch bisweilen nicht finden können."

Durch die Reformation war ein neues geistiges Leben in allen Schichten des Volks entstanden und trieb seine eigenthümlichen Blüthen. Der bürgerliche Charakter der Prosa prägte sich immer entschiedener aus und brachte Produkte hervor, die neben dem Bibelwerke einzig in jener Zeit dastehen: die Volksbücher.

Man versteht darunter Geschichten, Erzählungen von Schwänken und andere prosaische Unterhaltungsbücher, die zum großen Theile im Volke selbst entstanden und im vollen Sinne des Worts Eigenthum desselben geworden waren. In einfacher und natürlicher Sprache stellen sie die reichen Phantasiegebilde des Volksgeistes dar und entfalten im Gewande der Romantik die schönsten und lieblichsten Aeußerungen des menschlichen Herzens: die Beständigkeit treuer Liebe in der „Magelone", die unerschütterliche Kraft weiblicher Tugend, die fromme Ergebung und Demuth in „Genovefa" und „Griseldis", Heldenmuth und Tapferkeit in den „Haimonskindern" und dem „Fierabras". Alle diese Eigenschaften verleihen den Erzählungen einen unvergänglichen Reiz und machten sie zur Lieblingslectüre des Volks, welches ihnen heute noch mit ebenso treuer Liebe zugethan ist, als vor dreihundert Jahren. Die oben genannten Erzählungen erschienen nebst noch andern Geschichten im Jahre 1587 unter dem Titel „Buch der Liebe" und waren größtentheils fremden Ursprungs, deutsche Bearbeitungen französischer Stoffe. Neben denselben finden wir

auch Volksbücher rein deutschen Ursprungs, die am Ende des 15. und im Laufe des 16. Jahrhunderts neu entstanden. Hierher gehören die Erzählungen Till Eulenspiegel, Faust, die Schildbürger, der ewige Jude, der Finkenritter ꝛc. So vortrefflich auch einzelne derselben sind, so ist doch keine darunter, die sich an poetischer Schönheit mit den erstgenannten messen könnte. Es fehlt ihnen die Kraft der schaffenden Poesie, sie sind in ihrer Darstellung meist roh und unbeholfen und bilden den Gegensatz zu der höfischen Ritterdichtung der vorigen Jahrhunderte. An Stelle der feinen Sitte im Umgange der vornehmen Welt trat die rohe Derbheit und Urwüchsigkeit des Volksverkehrs, der verschrobenen Schulgelehrsamkeit trat der gesunde Menschenverstand und Mutterwitz entgegen und versteckte sich häufig hinter Einfalt und Thorheit. Auf diese Weise entstanden jene Erzählungen, in denen Landstreicher, Possenreißer, einfältige Bürger und Bauern die Hauptrollen spielen und die Lebensweisheit der Sprichwörter, Volkswitze, Schnurren und Fabeln zur Darstellung bringen. Noch ist inbetreff der Volksbücher hervorzuheben, daß sie die Märchenwelt theils verneinen, theils geradezu verdammen, den Märchenglauben entweder in's Lächerliche ziehen, wie im „Finkenritter", oder als Ausfluß eines bösen Geistes hinstellen, wie im „Faust". Das verbreitetste dieser Volksbücher war

Till Eulenspiegel, das ursprünglich in niederdeutscher Sprache geschrieben war und um das Jahr 1519 von Thomas Murner in das Hochdeutsche übertragen wurde. Die verschiedenen Streiche und Späße, die von Eulenspiegel erzählt werden, rühren sicher nicht von ihm selbst her, sondern sind im Laufe der Zeit gesammelt und auf ihn übertragen worden, sodaß er gewissermaßen als der Nationalnarr des deutschen Volks dasteht. Er ist der oberste aller Landstreicher und erscheint in den verschiedensten Gestalten, als Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegsmann, Gelehrter, Schuster, Schneider, Kürschner ꝛc. dessen Schalksstreiche meist darin bestehen, daß er die erhaltenen Befehle wörtlich und nicht dem Sinne nach ausführt, deshalb alles ungeschickt macht und seine Meister in Schaden bringt. So ist er ein geborner Silbenstecher, weiß überall die Einfalt und Thorheit der Menschen zu verspotten und macht es niemandem recht. Seine Streiche gehen nicht aus Bosheit oder Dummheit, sondern aus Muthwillen hervor, er will dadurch die alte Weisheit veranschaulichen, daß der Buchstabe tödtet, der Geist aber lebendig macht.

Daß es wirklich einen Eulenspiegel gegeben hat, ist wohl anzunehmen. Das alte Volksbuch sagt: „In dem Lande Braun-

schweig ist in dem Walde Seib ein Dorf gelegen, Kneitingen genannt; da wurde der fromme Eulenspiegel geboren, sein Vater hieß Claus Eulenspiegel, seine Mutter Anna Wertbeck". Wahrscheinlich hat er in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelebt und soll im Jahre 1530 zu Möllen in Mecklenburg, wo auch sein Grabmal gezeigt wird, gestorben sein. Schwerlich aber hat er „Eulenspiegel" geheißen, vielmehr ist dieser Name auf eine im 16. Jahrhunderte übliche Redensart zurückzuführen: „Der Mensch erkennt seine Fehler ebensowenig, wie eine Eule, die in den Spiegel sieht, ihre Häßlichkeit."

Das Volksbuch Doctor Faust. Wie sich im Eulenspiegel alle Schwänke und Narrenstreiche finden, welche, aus früheren Zeiten stammend, im Munde des Volks fortlebten, so werden in dem Volksbuche Faust alle Teufelssagen vereinigt, die in früheren Jahrhunderten entstanden waren und um das Jahr 1587 von einem unbekannten Verfasser auf den Doctor Faust übertragen wurden. Es ist geschichtlich erwiesen, daß zu Ende des 15. oder am Anfange des 16. Jahrhunderts ein Doctor Faust gelebt hat, der zu Kundlingen in Schwaben geboren wurde, als fahrender Schüler und Schwarzkünstler verschiedene Länder Deutschlands durchreiste und um das Jahr 1540 starb. Die Sage berichtet, daß er, unbefriedigt von den Ergebnissen der Wissenschaft, die er eifrig studirte, ein Bündniß mit dem Teufel abschloß, um mit Hilfe höllischer Künste die dem Menschen verschlossenen Gebiete der Erkenntniß zu durchdringen. Nach diesem Bündnisse versprach der böse Geist, Mephistopheles genannt, ihm während 24 Jahren in allem zu willfahren und gehorsam zu sein, nach Verlauf dieser Zeit aber sollte Faust der Willkür des Teufels anheimfallen. Nachdem Faust diesen Vertrag mit seinem Blute unterschrieben hatte, wurde er von seinem Bundesgenossen in alle Tiefen überirdischer Erkenntniß geführt, bis nach Ablauf der bedungenen Frist Mephistopheles mit Faust zur Hölle fährt.

Die der Faustsage zu Grunde liegende Idee ist die Wahrheit, die schon durch den Sündenfall der ersten Menschen sinnbildlich dargestellt wird, die Schiller in seinem „Taucher" veranschaulicht und in dem „verschleierten Bilde zu Sais" mit den Worten ausspricht: „Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld, sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein".

Das Volksbuch „die Schildbürger" oder das „Lalenbuch" hat viel Aehnlichkeit mit dem „Till Eulenspiegel". Während dieses von den Schwänken und Witzen einer einzelnen Person erzählt, berichtet uns jenes die Thorheiten der Bewohner einer ganzen Stadt, die

von den Bürgern und dem Magistrate gemeindeartig vollbracht werden. In Deutschland hatte so ziemlich jedes Land seinen Ort, in welchen der Volkswitz die Thorheit und Einfalt verlegte, z. B. Krähwinkel in Thüringen, Schöppenstedt und Buxtehude in Niedersachsen ꝛc. Die einfältigen Thaten der Bewohner dieser Ortschaften sind nun von einem Sammler zusammengestellt und auf die Einwohner Schildas übertragen worden.

Die Sage vom ewigen Juden scheint sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts ausgebildet zu haben. Im Jahre 1547 erschien in der Gegend von Hamburg ein Mann, der sich Ahasverus nannte und vorgab, ein Zeitgenosse Christi zu sein. Er war schlecht gekleidet und erzählte, er sei in Jerusalem ein Schuhmacher gewesen und habe den Herrn, der auf seinem Leidenswege vor der Thüre seines Hauses habe ausruhen wollen, fortgestoßen, sodaß derselbe unter der Last seines Kreuzes zusammengesunken sei. Darauf habe der Herr mit ernstem Blicke zu ihm gesprochen: „So wie du mir die Ruhe versagt hast, so soll sie auch dir versagt sein, bis ich einst wiederkomme". Weiter erzählte Ahasverus, er sei nun seit Jahrhunderten gewandert, habe sich nach der Ruhe des Grabes gesehnt, den Tod auf alle mögliche Weise gesucht, aber nicht gefunden.

Die ewige Unruhe, die unfreiwillige Unsterblichkeit, das furchtbare Verhängniß, nicht sterben zu können und nicht leben zu wollen wird als der Fluch des Unglaubens in diesem Volksbuche dargestellt. Der Dichter Daniel Schubart hat auf Grund dieser Erzählung die Legende „der ewige Jude" gedichtet.

Das Volksbuch der Finkenritter, „History vnd Legend von dem trefflichen vnd weit erfarnen Ritter, Herrn Polycarpen von Kierlarissa, genannt der Finkenritter" ist eine Erzählung, die uns in unbekannte Fernen führt, in welchen das Umgekehrte des Gewöhnlichen geschieht. Der Ritter sieht dort im Schlaraffenlande, wie die Hasen den Hund fangen, die Schafe die Wölfe aufhängen, wie die Bauern mit Stroh das Feuer löschen und wie der Bach brennt. Der „Finkenritter" war ein Vorläufer vom „Münchhausen" des 18. Jahrhunderts und soll, wie dieser, das übermäßige Lügen der Landfahrer jener Zeit, sowie die lügenhafte Uebertreibung gewisser Reisebeschreibungen verspotten und in's Lächerliche ziehen.

Bedeutender und wichtiger, als die Volksbücher, sind die Novellensammlungen, die im Laufe jener Zeit in ziemlicher Menge erschienen, z. B. „Schimpff und Ernst" von Johannes Pauli, der „Rollwagen" von Wickram ꝛc. Die darin erzählten Geschichten sind durchaus deutschen Ursprungs und dem Munde des Volks

entnommen. Manche von ihnen beruhen auf Ueberlieferung, manche sind aber auch sehr glücklich erfunden, geben ein treues Bild von dem Leben des Volks und führen den Leser in die verschiedenen Verhältnisse desselben ein.

Noch einflußreicher auf jene Zeit sind die Werke von Johannes Fischart, die größtentheils in das Gebiet der Satyre gehören und in einer Prosa geschrieben sind, die unerschöpflich an glücklichen Wortbildungen und meisterhaft im Periodenbaue ist. Fischart war der neuhochdeutschen Sprache vollkommen mächtig und entwickelte darin eine Kraft des Wohllauts, die wir sonst nur noch bei Luther wiederfinden. In dasselbe Gebiet der Satyre gehören auch die Schriften Ulrichs von Hutten, die alle den Zweck haben, die Anmaßungen des römischen Stuhls zu bekämpfen und das unwürdige Treiben der Geistlichkeit zu geißeln.

Auf dem Gebiete der historischen Prosa jener Zeit haben sich besonders Sebastian Frank und Tschudi ausgezeichnet. Obwohl sie sich in ihren Werken von der Form der Chronik noch nicht frei gemacht haben, so sind sie doch durch die glückliche Benutzung und Nachahmung griechischer und römischer Geschichtsschreiber, sowie dadurch, daß sie in der Sprache dem Vorbilde Luthers nacheiferten, zu einer Höhe emporgestiegen, auf welcher sie als Muster der damaligen Zeit dastehen. Aus dem Gebiete der Lebensbeschreibung ist die Selbstbiographie des Götz von Berlichingen hervorzuheben, weil sie ein treues Gemälde jener Zeit giebt und uns die Zuchtlosigkeit, die Raub- und Rauflust des Adels mit einer Unbefangenheit und Naivetät vorführt die wir sonst nicht finden.

Endlich ist aus dem Gebiete der didaktischen Prosa noch die Sammlung deutscher Sprichwörter von Johannes Agricola hervorzuheben, die der Verfasser dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen gewidmet hat. Diese Sammlung ist als ein aus der Mitte des Volks hervorgegangener Sprachschatz zu betrachten und für die deutsche Nation darum so wichtig, weil sie ein Bild von dem Wirken des schaffenden Volksgeistes giebt. Zu der Zeit, in welcher Agricola schrieb, — die erste Sammlung seiner Sprichwörter erschien im Jahre 1528 — rang Luther noch nach der festen Gestaltung der neuhochdeutschen Sprache, und wenn auch Agricola nicht die Höhe des großen Reformators in der Beherrschung der Sprache erreichte, so bleiben seine Hinweise auf den volksthümlichen Kern der deutschen Sprache und seine Anregung für Ausbildung derselben immer von größter Wichtigkeit.

2. Das siebzehnte Jahrhundert.

Das 17. Jahrhundert bezeichnet einen Rückgang in der Entwickelung der deutschen Sprache und Literatur. Das reiche Leben auf geistigem Gebiete, das durch die Reformation des vorigen Jahrhunderts angeregt worden war, verfiel und machte auf sprachlichem Gebiete einer Verwilderung Platz, die oft der Barbarei gleichkam und geradezu verheerend wirkte. Die Schrecknisse des dreißigjährigen Kriegs und das damit verbundene wüste Völkergetümmel bedeckten den deutschen Boden mit einer Menge fremder Sprachen und Sitten und gaben Deutschland Elementen preis, unter deren Einflusse die kaum angebahnte Einheit der Sprache wieder verloren gehen mußte. Mit Recht sagt Leibnitz in seinen „unvorgreiflichen Gedanken":

„Im Jahrhunderte der Reformation redete man ziemlich rein deutsch, außer weniger italienischer, zum Theil auch spanischer Worte, so vermittelst des kaiserlichen Hofes und einiger fremden Bedienten zuletzt sich eingeschlichen. Allein wie der dreißigjährige Krieg überhand genommen, da ist Deutschland von fremden und einheimischen Völkern wie mit einer Wasserfluth überschwemmt worden und nicht weniger unsere Sprache als unser Gut in die Rappuse gegangen; und sieht man, wie die Reichsacta solcher Zeit mit Worten angefüllt sind, deren sich freilich unsere Vorfahren geschämt haben würden. Nach dem Münsterschen Frieden hat sowohl die französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat gleichsam Frankreich zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unsere jungen Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre eigene Heimath nicht gekannt und deswegen alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der deutschen Sprache und Sitten aus Unerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachsenden Jahren und Verstand hängen blieb; und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, so bei einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelangt, haben doch solche Franzgesinnte viele Jahre über Deutschland regiert und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft, so doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht".

Eine weitere Ursache, durch welche die Nationalität der Sprache untergraben ward, lag in der schroffen Trennung der

Stände. Wie jeder derselben seine Vorrechte und Privilegien hatte, so wollte er auch eine besondere Art des sprachlichen Ausdrucks haben. Dadurch wurde die Sprache etwas Zünftiges und ließ kein gemeinsames Band auf geistigem Gebiete aufkommen. Der Adel und die Höfe sprachen seit dem westfälischen Frieden vornehmlich französisch und von da aus drang die französische Sprache immer mehr in die höhern Kreise der deutschen Gesellschaft. Dagegen bedienten sich die Gelehrten fast ausschließlich der lateinischen Sprache, die für die Wissenschaft dasselbe Privilegium errang, das die französische Sprache für die Gesellschaft in Anspruch nahm. Fragt man nun nach der deutschen Sprache und den Kreisen, in welchen dieselbe noch gesprochen wurde, so finden wir den Bürger- und Handwerksstand, in dessen Mitte der Keim der deutschen Sprache aufbewahrt und für das bürgerliche und gewerbliche Leben gebildet wurde. So standen die deutschen Stände auf drei verschiedenen Bildungsstufen einander gegenüber und waren schon durch das Mittel der Sprache verhindert, in geistigen Verkehr miteinander zu treten, voneinander zu gewinnen. Kamen sie aber im Umgangsleben zusammen, so konnte man die wunderlichste Vermischung der verschiedenen Sprachlaute hören. Trat der Gelehrte in das gewöhnliche Leben hinaus, so sprach er ein Deutsch, das überreich mit lateinischen Worten vermengt war; wollte dagegen der Bürger über seinen Stand hinaus vornehm und gebildet erscheinen, so schmückte er seine Rede mit französischen Brocken, wie er sie im Umgange mit höheren Ständen gerade erhascht hatte. So spiegelt sich auf der einen Seite durch das latinisirte und auf der andern Seite durch das französirte Deutsch die Geschmacklosigkeit jenes Zeitalters in der widerwärtigsten Weise ab. Auch die Zeitungsschreiber jener Epoche tragen großen Antheil an der Verschlechterung der Sprache, sie untermischten ihre Schriften mit soviel französischen, lateinischen, italienischen und spanischen Wörtern, daß es dem gemeinen Manne unmöglich war, sie mit vollem Verständnisse zu lesen und man in Wahrheit behaupten kann, die deutsche Sprache ging einer förmlichen Vernichtung entgegen. Fabricius von Hilden, ein Berner Arzt, sagt:

„Unsere teutsche Sprach ist nicht dergestalt arm vnd bawfällig, „wie sie etliche naßweise nunmehr machen, die sie mit Frantzö- „sischen vnd Italienischen pletzen also flicken, daß sie auch nicht „ein kleines Briefflein fortschicken, es seye denn mit andern „Sprachen dermassen durchspickt, daß einer, der es will ver- „stehen, fast in allen Sprachen der Christenheit bedörfft er-

„kanntnuß haben, zu grosser schande vnd nachtheil vnserer teut„schen Sprach, die in jhr solch vollkommenheit hat, daß sie auch „alles, was da könnte fürfallen, gar wol kan andeuten vnd ver„ständlich gnug ohne zuthuen anderer Sprachen zu verstehen „geben".

Nun läßt sich nicht verkennen, daß mit Fabricius auch viele andere das Unwürdige fühlten, das in der Vermengung des Vaterländischen mit fremden Elementen lag und daß man die Gefahr erkannte, die für unsere deutsche Sprache daraus hervorging. Man schuf Vereinigungen und traf Veranstaltungen, dem Verderben der deutschen Sprache Einhalt zu thun, dieselbe von fremden Beimischungen zu befreien und in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen. Diese Vereinigungen sind die sogenannten Sprachgesellschaften, die sich im Laufe des 17. Jahrhunderts bildeten. Die erste derselben ist

die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden. Diese Gesellschaft wurde von dem weimarschen Geheimrathe Kaspar von Teutleben am 24. Aug. 1617 bei Gelegenheit einer Fürstenversammlung auf dem Schlosse Hoenstein gestiftet und hatte den Zweck,

„die neuhochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stand „ohne Einmischung fremder Wörter auf's möglichste und thun„lichste zu erhalten und sich sowohl der besten Aussprache im „Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Dichten „zu befleißigen".

Die Gesellschaft wählte sich den Sinnspruch: „Alles zum Nutzen"; die Mitglieder derselben trugen an einem grünseidenen Bande den Gesellschaftsorden und nahmen allerhand symbolische Beinamen an, z. B. der Mehlreiche, der Schmackhafte, der Saftige 2c. Indessen hatte die Gesellschaft, die meist aus vornehmen und fürstlichen Personen bestand, den Zweck ihrer Vereinigung nur bei ihren Versammlungen im Auge, im Privatleben dagegen schrieben und sprachen sie französisch oder bedienten sich der allgemein gebräuchlichen Mischsprache. Das eigentliche Verdienst des Palmenordens ist darum weniger in dem zu suchen, was er leistete, als darin, was er erstrebte, nämlich die höheren Stände für die Sache der deutschen Sprache und Literatur zu gewinnen. Das ist ihm freilich nur in sehr geringem Maße gelungen, indeß darf nicht verkannt werden, daß diese höheren Stände in der Folgezeit auf die Erzeugnisse der deutschen Dichter und Schriftsteller aufmerksam wurden und die letzteren nicht selten in den Reihen der Fürsten ihre Gönner und Beschützer fanden.

Nach dem Vorbilde der fruchtbringenden Gesellschaft bildete sich weiter

die aufrichtige Tannengesellschaft, welche im Jahre 1633 von Rumpler von Löwenhalt und Matthias Schneuber in Straßburg gegründet wurde. Auch sie hatte den Zweck, die deutsche Sprache von fremden Elementen zu reinigen, verfolgte diesen Zweck aber mit noch viel weniger Glück und Geschick, wie der Palmenorden. Die Orthographie, die sie vorschlug, die Wortbildungen, die sie an Stelle der fremden Ausdrücke schuf, waren so willkürlich und geschmacklos, daß sie keinen Anklang fanden, und da es der Gesellschaft auch sonst an bedeutenden und einflußreichen Männern fehlte, die ihr einen äußern Halt verliehen hätten, so löste sie sich bald unbemerkt und unvermißt wieder auf. Eine andere Sprachgesellschaft war

die deutschgesinnte Genossenschaft, von Philipp von Zesen und Dietrich Petersen im Jahre 1643 in Hamburg gegründet. Auch sie hatte sich das Ziel gesteckt, die deutsche Sprache in ihrer Reinheit zu erhalten und zugleich eine zweckmäßige Orthographie herzustellen. Wie aber so oft verständige Bestrebungen in das Uebermäßige hinüberspielen und dadurch das Gute, das sie fördern wollen, schon in der Wurzel tödten, so verfiel auch die deutsche Genossenschaft in den Fehler, in ihrem Eifer zu weit zu gehen und neben den eingedrungenen fremden Wörtern auch diejenigen mit ausrotten zu wollen, die seit Jahrhunderten das Bürgerrecht in der deutschen Sprache erlangt hatten und nicht nur von den Gelehrten, sondern auch vom Volke gebraucht und verstanden wurden. Dieses Streben erregte nicht nur viel Widerspruch, sondern die Art und Weise, in welcher man neue deutsche Wortbildungen schuf — Schießprügel für Musquete, Dachnase für Feueresse, Sattelbuffert für Pistole ꝛc. — machte die Gesellschaft geradezu lächerlich. Die neuen Wörter wurden oft noch viel weniger verstanden, als die fremden Ausdrücke.

Eine weitere Nachbildung des Palmenordens war

die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz oder der gekrönte Hirten- und Blumenorden. Er wurde von Harsdörfer und Klaj im Jahre 1644 in Nürnberg gestiftet und nahm bezüglich seiner äußern Einrichtung den Palmenorden zum Vorbilde, nur daß er denselben an abenteuerlichen Spielereien noch übertraf. Das Sinnbild dieses Ordens war die Pansflöte mit dem Sinnspruche: „Mit Nutzen erfreulich“, der später mit Rücksicht auf das Symbol in „Alle zu einem Tone einstimmig“ vertauscht wurde. Jedes Mitglied führte einen griechischen oder italienischen

Schäfernamen und hatte als eigenes Sinnbild irgend welche Blume. Auch wurde ein Irrhain angelegt, in welchem sich die Gesellschaft bisweilen versammelte und einzelne Glieder derselben sich Schäferhütten bauten. Eingedenk der Irrwege, auf welche die deutschgesinnte Genossenschaft gerathen war, setzte man fest, für die Reinheit der Muttersprache zwar zu wirken, sich dabei aber aller unbekannten Wörter und wunderlichen Satzbildungen zu enthalten. Dabei wurde auch die Dichtkunst praktisch gefördert und verlangt, daß jedes Mitglied „mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reimgedichten und klugen Erfindungen emsig wolle bedienet und bemühet sein". So hat die Gesellschaft der Pegnitzschäfer einen nachhaltigeren Einfluß auf die deutsche Sprache und Literatur ausgeübt, als die bisher genannten Sprachgesellschaften.

Der Elbschwanenorden, welchen Johann Rist zu Pinneberg in Holstein im Jahre 1656 gründete, hat seinen Stifter nicht überlebt. Der Orden beabsichtigte, die deutsche Sprache vornehmlich durch Werke der Dichtkunst weiter zu bilden, verlor sich aber in allerhand Spielereien mit Ordenszeichen und machte sich sowohl durch die Aufstellung einer höchst seltsamen Orthographie, als auch durch die Dichtungen seiner Mitglieder dermaßen lächerlich, daß er Spott und Hohn erfuhr und Lessing später von ihm sagte: „In diesem Schwanenorden waren viele Gänse".

Daß alle diese Sprachgesellschaften ihrem Zwecke nicht entsprachen, liegt auf der Hand; sie alle legten das Hauptgewicht auf Aeußerlichkeiten und Spielereien, vergaßen aber dabei das Wichtigste. Diese Ueberzeugung brach sich schon damals Bahn, und der als Dichter bekannte Ludwig Prasch faßte darum 1680 den Plan, einen neuen Verein unter dem Namen „deutschliebende Gesellschaft" zu gründen. Der Stifter selbst äußert sich dabei über die bisherigen Gesellschaften in folgender Weise:

„Sie haben wenig genützt, man hat aus fremden Sprachen verdeutscht und die heimischen Schätze liegen lassen, man hat durch ungewöhnliche Schreib- und Redensarten glänzen wollen und zudem aus ganz äußerlichen Gründen die bedeutungslosesten Mitglieder aufgenommen, daher es nicht zu verwundern ist, daß sich auch alle früheren Gesellschaften in betrübtestem Zustande befinden".

Die Idee Prasches kam nicht zur Ausführung, wohl aber mögen seine Grundsätze und Anschauungen nicht ohne Einfluß auf das Zustandekommen eines späteren Vereins gewesen sein, der den Namen

deutsche Gesellschaft führte und im Jahre 1697 von

Johann Mencke in Leipzig gestiftet wurde. Da die meisten Mitglieder derselben Studenten aus Görlitz waren, führte der Verein wohl auch den Namen „Görlitzer poetische Gesellschaft". Er hatte zunächst den Zweck, seine Glieder zu poetischer Thätigkeit anzuregen, beschäftigte sich aber später vorzugsweise mit Untersuchungen über deutsche Sprache und Literatur. Uebrigens gebührt diesem Vereine auch das Verdienst, eine Anzahl ähnlicher Gesellschaften hervorgerufen zu haben, deren Thätigkeit aber zumeist in das folgende Jahrhundert fällt.

Poesie und Prosa jener Zeit standen sich getrennt gegenüber. Während jene durch die Metrik feste Gestalt gewonnen und zu einer gewissen Höhe emporgestiegen war, lag die Prosa in den geschmacklosen und schwerfälligen Lebensformen des 17. Jahrhunderts darnieder, und mit Recht behauptet ein späterer Schriftsteller von ihr: „Die weitschweifigen Kratzfüße der Unterwürfigkeit scharrten in den unendlich langgedehnten Perioden auf und nieder, und eine unübersehbare Engherzigkeit von Wendungen erschöpfte sich in dem pflichtschuldigen Eifer ausführlicher Auseinandersetzung. Diese Prosa nimmt sich aus, als stände sie immer, mit dem Hute unter dem Arme, einem vornehmen Gönner in unablässiger Verbeugung gegenüber".

Auch der Stand der Wissenschaft jener Zeit war nicht derart, daß er im Stande gewesen wäre, die deutsche Sprache und insbesondere die Prosa zu heben. Die Universitäten waren von der Höhe, auf die sie in den protestantischen Ländern durch die Reformation gehoben worden waren, herabgesunken und verfielen infolge des dreißigjährigen Kriegs immer mehr, so daß sich kaum noch eine Regierung mit ihnen beschäftigte. Der Volksschulunterricht hörte an vielen Orten ganz auf, ebenso der Unterricht in den Mittelschulen, und wo sich dieselben ja noch erhielten, wurde nichts geleistet.

So gering nun auch die Resultate sein mögen, welche die oben besprochenen literarischen Ordensgesellschaften im allgemeinen erzielt haben, so ist doch die Anregung, die sie zur Beschäftigung mit der deutschen Sprache und deren Verbesserung gaben nicht zu gering anzuschlagen. Nicht allein, daß die sogenannten schlesischen Dichterschulen — siehe Theil 1, Seite 183 und 184 — aus ihnen hervorgingen, man fühlte auch immer mehr das Bedürfniß, der Sprache eine feste grammatische Grundlage zu geben, und so entstanden eine Anzahl Wörterbücher und Sprachlehren, die zum Theil die Ergebnisse tiefsinniger Untersuchungen waren, z. B. „Der deutsche Sprachschatz" von Spaten aus dem Jahre 1691.

Fragen wir weiter nach den Erscheinungen auf dem Gebiete der Prosa jener Zeit, so sind diese in einzelnen Gattungen bedeutender, als man nach den ganzen verworrenen Zuständen dieses Jahrhunderts erwarten sollte. Die Prosadichtung anlangend, traten an die Stelle der kleineren Erzählungen und Novellen, wie wir sie in den Volksbüchern des vorigen Jahrhunderts finden, größere Romane und die sogenannten Schäfereien, die insgesammt Nachahmungen französischer Vorbilder sind. Sie stehen in keinem Zusammenhange mit dem Volksleben der Deutschen, ihr Reiz ist das Unmögliche, das gar nicht Vorhandene. Die Verfasser fanden ein Vergnügen darin, die Abenteuer eines geträumten Lebens darzustellen, der Wirklichkeit aber, die nur Schrecken und Verwüstung bot, zu entfliehen und sich mit überschwänglicher Phantasie Luftschlösser zu bauen. Dabei konnte sich die Sprache der Wirklichkeit nicht bilden, sie mußte der Darstellung von Phantasiegebilden dienen, die niemals vorhanden waren. Hierher gehören die Ritter-, Schäfer-, Pilger- und Räuberromane jener Zeit, sowie die Robinsonaden, Nachahmungen der von dem Engländer Daniel Defoe verfaßten Erzählung „Robinson Crusoe". Eine rühmliche Ausnahme hiervon bildet der Roman S i m p l i c i s s i m u s von G r i m m e l s h a u s e n, den ein Musketier des dreißigjährigen Krieges, Samuel Greifensohn von Hirschberg unter dem Namen Schleifheim von Sulzfort verfaßte. Er ist in volksthümlichem Tone geschrieben, hält sich fern von den träumerischen Elementen der Romanwelt und beschäftigt sich mit den Ereignissen der Gegenwart. Seine Sprache ist der Ausdruck des wirklichen Lebens, derb, nüchtern, vernünftig, oft schalkhaft gefärbt. Dieser Roman gehört zu den vorzüglichsten des 17. Jahrhunderts und darf sich den besten Erzeugnissen der Franzosen und Engländer an die Seite stellen.

Nicht besser, als auf dem Gebiete der Prosadichtung, sah es auf dem der historischen Prosa aus. Im Gegensatze zu der Geschichtsschreibung des vorigen Jahrhunderts bietet das 17. Jahrhundert eine geistlose Geschichtsforschung, die ihren Stoff mühsam aus alten Chroniken zusammenträgt, aber nichts weiß von dem göttlichen Geiste, der durch die Geschichte zieht und sich in ihr offenbart. So bietet uns das vorliegende Jahrhundert kein einziges Geschichtswerk, das den Anforderungen entspräche, die man an ein solches stellen muß. Als die einzigen, die unter der Zahl der Geschichtsschreiber jener Zeit etwas besseres leisteten und deren Werke sich durch Inhalt und Form vor anderen auszeichneten, sind zu nennen Zinkgref, Olearius und Arnold.

Julius Wilhelm Zinkgref, geboren am 3. Juni 1591 in Heidelberg, bereiste nach Vollendung seiner Studien die Schweiz, kehrte hierauf in seine Heimath zurück und erwarb sich daselbst die Würde eines Doctors der Rechte. Die Eroberung Heidelbergs durch Tilly im Jahre 1623 vertrieb ihn aus seiner Vaterstadt; er lebte hierauf an verschiedenen Orten, bis er endlich in Alzei als Landschreiber eine feste Anstellung fand. Die Schrecknisse des dreißigjährigen Kriegs, insbesondere die Folgen der Schlacht bei Nördlingen veranlaßten ihn aber, seine Stellung aufzugeben und Alzei zu verlassen. Auf einer Reise nach St. Goar wurde er von den Soldaten des Herzogs von Weimar überfallen, ausgeplündert und verwundet. Er begab sich zurück in seine Heimath und starb daselbst, kaum hergestellt von seinen Wunden, an der Pest den 1. Nov. 1635.

Das hauptsächlichste seiner Werke ist eine Sammlung von Geschichten und Sprüchen, die unter dem Titel „Der Teutschen scharpfsinnige kluge Sprüch" erschienen ist. In derselben theilt er einen reichen Schatz trefflicher Sentenzen mit, die sich auf alle Lebensverhältnisse beziehen und in einer kernigen und edlen Sprache geschrieben sind.

Adam Olearius wurde in Aschersleben geboren. Das Jahr seiner Geburt ist nicht mit Gewißheit bekannt, ebenso wenig wissen wir etwas über seine Jugendzeit. Er studirte in Leipzig, trat später in die Dienste des Herzogs von Schleswig-Gottorp und begleitete die Gesandtschaft, die der Herzog nach Persien schickte und welcher auch Paul Flemming angehörte. Nach Gottorp zurückgekehrt, trat er in die fruchtbringende Gesellschaft ein. Er starb am 22. Febr. 1671. Das wichtigste seiner Werke ist die Beschreibung seiner Reise nach Persien, die in sechs Bänden erschien; außerdem übersetzte er mehrere persische Werke. Seine Darstellungsweise ist treu, einfach und schlicht.

Gottfried Arnold, welcher am 5. Sept. 1666 zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge geboren wurde, studirte vom Jahre 1685 an in Wittenberg Theologie und erwarb sich daselbst die Magisterwürde. In Dresden, wo er nach Beendigung seiner Studien eine Hauslehrerstelle annahm, ward er mit Spener befreundet, der einen großen Einfluß auf seine weitere geistige Entwickelung ausübte. Nachdem er hierauf einige Zeit in Frankfurt am Main als Corrector in einer Buchhandlung thätig gewesen war und von 1693 an als Hauslehrer in Quedlinburg gewirkt hatte, wurde er 1697 als Professor der Geschichte nach Gießen berufen. Er legte diese Stelle aber schon nach einem Jahre nieder, ging wieder nach

Quedlinburg und ward endlich 1707 Pfarrer in Perleberg, wo er 1714 starb.

Arnold hat zahlreiche Schriften verfaßt; die hervorragendste derselben ist seine „Unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorie", in welcher er die Verdammungsurtheile prüft, die die Kirche gegen die Ketzer ausgesprochen hatte. Dabei macht er den Kirchenversammlungen und der höheren Geistlichkeit den Vorwurf, bei ihren Verfolgungen mehr von Selbstsucht, als vom heiligen Geiste erfüllt gewesen zu sein. Arnolds Werk zeichnet sich durch freie Auffassung und seltenen Muth aus, wenn auch die sprachliche Darstellung oft unrein und schwerfällig genannt werden muß.

Die didaktische Prosa lag im 17. Jahrhunderte gänzlich darnieder, und erst gegen das Ende dieses Zeitraums tritt eine Wendung zum Besseren ein, welche hauptsächlich durch die Pietisten herbeigeführt wurde. Diese nahmen in jener Zeit eine ähnliche Stellung ein, wie die Reformatoren im 16. Jahrhunderte. Auch sie kämpften gegen die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche, und da sie sich in ihren Ausführungen an das Volk wandten, mußten sie sich auch der Sprache desselben bedienen. Von den Männern, die sich in jener Zeit auf dem Gebiete der didaktischen Prosa hervorgethan haben, sind zu nennen Arnd, Böhme, Thomasius, Leibnitz und Wolf.

Johann Arnd wurde am 27. December 1555 zu Ballenstedt im Anhalt'schen geboren, wo sein Vater Hofprediger war. Er besuchte mehrere Universitäten, war als Geistlicher in seiner Vaterstadt, dann in Badeborn, Quedlinburg und Braunschweig angestellt. Im Jahre 1611 wurde er Generalsuperintendent in Zelle, wo er 1621 starb.

Arnd war vom tiefsten Glauben durchdrungen und will in seinen Schriften weniger belehren, als erbauen und das Gemüth zu Gott erheben; zu seinen besten Werken gehören die „Vier Bücher vom wahren Christenthume."

Jacob Böhme, geboren im Jahre 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz, war der Sohn armer Bauersleute, die ihn in wahrer Gottesfurcht erzogen und nach Beendigung seiner Schulzeit für das Schuhmacherhandwerk bestimmten. Er lebte zufrieden und glücklich in seinem Stande, bis gegen das Ende seines Lebens er die Anfeindung einiger Theologen auf sich zog, von dem Hofe zu Dresden aber in Schutz genommen wurde. Er starb am 27. Nov. 1624. Böhme besaß einen tiefen Geist und wußte die Sprache geschickt zu handhaben, aber dabei fehlte ihm die wissenschaftliche Durchbildung, um seine Gedanken mit der gehörigen Klarheit zu

entwickeln und darzustellen; oft verliert er sich auch in mystische Schwärmereien.

Während die Thätigkeit Arnd's und Böhme's zum Theil in das vorige Jahrhundert reicht, gehört das Wirken der folgenden Männer vorzugsweise dem 17. Jahrhunderte an.

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz wurde am 3. Juli 1646 in Leipzig geboren, studirte daselbst und später in Jena die Rechtswissenschaften und Philosophie, reiste darauf längere Zeit nach Paris und London und ward nach seiner Rückkehr 1676 Bibliothekar und Rath des Herzogs von Hannover. Im Jahre 1700 erhielt er einen Ruf als Präsident der Akademie der Wissenschaften nach Berlin, wurde 1711 vom Kaiser in den Adelstand erhoben und starb den 14. Nov. 1716.

Leibnitz nimmt eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen den getrennten Ständen des 17. Jahrhunderts ein. Als Weltmann war er der Sprache der höheren Stände mächtig, als Gelehrter beherrschte er die klassischen Formen, als Patriot schrieb er für die Ausbildung seiner Muttersprache. Er ist ein vielseitig Gelehrter und tiefer Denker, der sowohl in lateinischer, als auch in französischer und deutscher Sprache schrieb, so die vornehme Welt, das Gelehrtenthum und das Volk in sich vereinigte und dadurch einen bedeutenden Einfluß auf seine Zeit ausübte. In seinen „Unvorgreiflichen Gedanken" spricht er seine Ansichten über die Verbesserung der deutschen Sprache aus.

Christian Thomasius, eigentlich Thomas, wurde am 12. Januar 1655 zu Leipzig geboren, studirte in seiner Vaterstadt die Rechtswissenschaften und trat später an der Universität daselbst als Lehrer auf. Hier zog er sich durch seine Vorlesungen den Haß der Geistlichkeit zu, die ihn auf alle mögliche Weise verfolgte und sogar einen Verhaftungsbefehl gegen ihn auszuwirken wußte. Thomasius floh nach Berlin, wurde dort Rath und erhielt die Erlaubniß, in Halle Vorlesungen halten zu dürfen. Im Jahre 1710 wurde er Rector der dasigen Universität und starb am 23. Sept. 1728.

Thomasius ist ein großer Charakter, der die deutsche Sprache wieder zum Organe der deutschen Wissenschaft machte und mit aller Kraft den mittelalterlichen Aberglauben — Hexenprozesse — bekämpfte. Seine Schreibweise trägt vielfach das Gepräge seiner Zeit und stellt dieselbe Mischprosa dar, die damals fast allgemein geschrieben und gesprochen wurde.

Das von Thomasius begonnene Werk setzte Christian Freiherr von Wolff erfolgreich fort. Er wurde am 24. Januar

1779 in Breslau geboren, studirte in Jena Philosophie und Mathematik und ging darauf nach Leipzig, wo er Vorlesungen hielt. Im Jahre 1707 wurde er als Professor nach Halle berufen, zu der Würde eines Hofraths erhoben, bald darauf aber als Religionsverächter seines Amtes entsetzt und bei Strafe des Stranges aus Preußen verwiesen. Der Landgraf von Hessen-Kassel nahm sich indeß seiner an und ernannte ihn zum Professor in Marburg. Friedrich II. rief Wolff nach Halle zurück, wo er Kanzler der Universität wurde und im Jahre 1754 starb.

Wolff hat sich große Verdienste um die deutsche Sprache erworben. Einen großen Theil seiner philosophischen Schriften schrieb er in seiner Muttersprache, verbannte die lateinischen Kunstausdrücke und ersetzte sie durch deutsche Wörter, was ihm auch in den meisten Fällen gelungen ist. Die wichtigsten seiner deutschen Schriften sind: „Vernünftige Gedanken von Gott“, „Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes“ 2c.

Auch die rhetorische Prosa jener Zeit war nicht frei von der allgemeinen Verderbnisse der Sprache des 17. Jahrhunderts, und weder die weltliche, noch die geistliche Beredtsamkeit konnte den rechten Aufschwung erlangen. In einer Zeit, in der das Volk die Drangsale eines langen barbarischen Krieges zu erdulden hatte und von den Fürsten in unwürdiger Knechtschaft gehalten wurde, mußte der weltlichen Rede aller Boden fehlen. Aber auch die Träger der geistlichen Beredtsamkeit, die Geistlichen, besaßen eine einseitig-gelehrte Bildung, die sie vom Volke abschloß, sodaß sie sich in trockenen Abhandlungen ergingen, oder, wenn sie sich dem Volke näherten, dann eine rohe, geschmacklose, oft gemeine Sprache gebrauchten, die unmöglich die geistige Bildung fördern konnte. Nur wenige Kanzelredner, unter denen besonders Spener und Francke hervorzuheben sind, machten eine rühmliche Ausnahme.

Philipp Jacob Spener, geboren am 13. Januar 1635 zu Rappoldweiler im Elsaß, studirte in Straßburg und Basel Theologie, wirkte dann als Prediger in Straßburg und Frankfurt am Main, erhielt 1686 einen Ruf als Oberhofprediger nach Dresden, ging 1691 als Probst an die Nicolaikirche nach Berlin und starb daselbst am 5. Febr. 1705.

Spener ist einer der Hauptvorkämpfer des Pietismus. In seinen Predigten entwickelt er in einfacher und natürlicher Sprache die christliche Sittenlehre und die Grundsätze des Glaubens mit Wärme und Klarheit.

August Hermann Francke, 1663—1727, war ein Schüler Speners, wirkte zunächst als Lehrer an der Universität Leipzig

dann als Diakonus in Erfurt, ging 1792 als Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen nach Halle, wo er sich durch Gründung des berühmten Waisenhauses und der damit verbundenen Stiftungen unsterbliche Verdienste erwarb. Seine Predigten sind einfach und natürlich, voll Innigkeit und Wärme.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der geistlichen Beredtsamkeit jener Zeit, und zwar der katholischen, ist Abraham a Sancta Clara, oder, wie er vor seinem Eintritte in den Augustiner Barfüßerorden hieß, Ulrich Megerle. Er wurde 1642 zu Krähenheimstetten in Schwaben geboren und starb 1709 als Hofprediger in Wien. In ihm scheinen Geiler von Kaisersberg und Fischart wieder auferstanden zu sein. Seine Predigten sind darauf berechnet, eine komische Wirkung hervorzubringen und Lachen zu erregen. Er kannte die Welt durch und durch und wußte stets mit geschickter Hand und seltener Beobachtungsgabe die lächerlichen Seiten der menschlichen Zustände zu geißeln. Dabei ist er unerschöpflich in der Erzählung von Anekdoten, Witzen und Possen, die er nicht selten in eine gemeine, ja sogar pöbelhafte Sprache kleidet.

3. Das achtzehnte Jahrhundert.

Die politischen Zustände des 18. Jahrhunderts bieten ein wesentlich anderes Bild dar, als die des vorangegangenen Zeitraums. Nach einem langen und verheerenden Kriege war der Friede mit seinen Segnungen zurückgekehrt. Verwilderung und Unordnung machten der Herrschaft geordneter Zustände, der Ruhe und Sicherheit, Platz; der Wohlstand kehrte nach und nach in die Familien zurück. Auf kirchlichem Gebiete schwiegen eine Zeitlang die gegenseitigen Anfeindungen zwischen Protestanten und Katholiken, und das Sprichwort, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei, entstand in jener Zeit. Die Rückkehr gesetzlicher Zustände in das Staatsleben übte aber auch auf geistigem Gebiete ihren heilsamen Einfluß aus; alles, was man fühlte und dachte, mußte Ordnung und Bestehen haben, und dieses Streben zeigte sich auch in der prosaischen Darstellungsweise dieses Jahrhunderts. Vor allen gebührt dem Leipziger Professor Gottsched und seiner geistreichen Gattin das Verdienst, eine Reinigung der deutschen Prosa herbeigeführt zu haben. Mit scharfen Waffen zog er im Vereine mit der deutschen Gesellschaft zu Leipzig gegen die Anhänger und Begründer der zweiten schlesischen Dichterschule zu Felde und drang mit eiserner Charakterfestigkeit und Ausdauer auf Correctheit der

sprachlichen Darstellungsweise. Hat sich nun Gottsched dadurch unzweifelhaft ein Verdienst um die deutsche Sprache erworben, so verleitete ihn anderseits sein Eifer, alles in das Schema der von ihm aufgestellten Regeln zu zwängen, dazu, jede freiere Bewegung und jeden dichterischen Aufflug zu unterdrücken. Die formgerechte sprachliche Darstellung und verständige Natürlichkeit des Inhalts sah er als das höchste Ideal an, nach welchem auch die Poesie Deutschlands geregelt werden müsse. Damit aber machte er die Poesie selbst prosaisch und beraubte sie ihres schönsten Schmuckes, der freien Schöpfung der Phantasie. Mit Recht sagt darum ein späterer Schriftsteller von ihm: „Alle Bäume und Gesträuche, oder was den ernsten Mann sonst durch Laubschatten, Blüthenduft und romantisches Gesäusel geniren konnte, hieb er nieder und machte aus dem Dichterwalde eine Landstraße, auf welcher der breitspurige Postwagen der Gottsched'schen Muse sicher einhertrabte, seine bestimmt abgemessenen Stationen einhielt und zur richtigen Stunde an seinem Ziele anlangte".

Gegen dieses Bestreben traten die Schweizer Bodmer und Breitinger auf und führten mit ebensoviel Patriotismus, als geistiger Ueberlegenheit gegen die verkehrte Geschmacksrichtung Gottscheds einen Kampf, in welchem dieser endlich unterliegen mußte. Mit Bodmer gleicher Anschauung und verbündet im Kampfe gegen die Schule Gottscheds war Klopstock, der einen gewaltigen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Sprache ausübte und zwar nicht sowohl durch seine prosaischen Produkte, als durch seine poetischen Darstellungen. Während der Stil der ersteren oft matt und schleppend, der Ausdruck gesucht und geschraubt ist, sind die letzteren voll großer tiefer Gedanken, die mit hoher Begeisterung und dichterischem Schwunge in edler Form dargestellt sind. Das für die deutsche Prosa bahnbrechende Genie war unstreitig Lessing. Dieser sonnenhelle Kopf gewann den größten Einfluß auf die deutsche Literatur, zumeist durch die Prosa, die er schrieb, sodaß er mit Recht der Schöpfer derselben genannt werden kann. Seine Darstellung zeichnet sich durch Natürlichkeit und leichte Bewegung, durch epigrammische Kürze, treffenden Witz und lakonische Wortblitze aus; sein Gedankenausdruck ist klar, scharf, bestimmt und dabei echt deutsch, sein Satz- und Periodenbau ist geradezu musterhaft. Durch ihn verlor die Prosa ihre frühere Unbeholfenheit, und Gottscheds Elemente der Wahrheit und Deutlichkeit entwickelten sich bei ihm zu lebenskräftiger schöner Darstellung. Als Höhepunkt der Prosa Lessings kann man die Sprache seiner Dramen, namentlich die der „Emilia Galotti" bezeichnen. Er hat die Prosa

nicht nur im Lustspiele, sondern auch im Trauerspiele angewendet und darin später viel Nachahmung hervorgerufen. Neben Lessing hat auch Wieland einen Einfluß auf die deutsche Prosa ausgeübt, der freilich nur untergeordneter Natur genannt werden kann. Obwohl nicht zu verkennen ist, daß seine prosaische Darstellung oft musterhaft ist und er der deutschen Sprache eine größere Manigfaltigkeit in der Bildung neuer Satzformen sowie größere Geschmeidigkeit im Ausdrucke verlieh, so beruhten dieselben doch meist in der Nachahmung griechischer und römischer Muster und konnten darum keinen tieferen Einfluß auf die Sprache ausüben. Zur weiteren Entwickelung derselben trug aber der Umstand nicht unwesentlich bei, daß in jener Zeit fast alle Darstellungsformen der Prosa gepflegt und geübt wurden. Es bildete sich ein Reichthum und eine Manigfaltigkeit der Formen, die von den einzelnen Schriftstellern für ihre besonderen Zwecke geschaffen wurden, ohne daß man die höchsten Gesetze sprachlicher Darstellungsweise aus dem Auge ließ. Nach dieser Richtung hin wirkten besonders Winkelmann, Möser, Geßner, Mendelssohn, Garve &c. und erwarben sich dadurch anerkennenswerthe Verdienste um die deutsche Sprache. Die Wissenschaft wendete sich mehr und mehr der Muttersprache zu, und der schon von Thomasius ausgestreute Same fing an, aufzugehen und Früchte zu bringen. Die Zeitschriften, die in jener Zeit in großer Menge auftauchten, waren meist in einem guten Deutsch geschrieben und förderten die Hebung und das Verständniß der Sprache.

Noch aber hatte die deutsche Prosa ihren Höhepunkt nicht erreicht, so sehr auch Lessing durch seine Meisterwerke für die Hebung derselben gewirkt hatte. Er hatte seine Sprache auf dem Wege der Gelehrtenforschung durch das Studium der Werke Luthers, sowie der griechischen und römischen Meister gebildet, ihm fehlte die volksthümliche Auffassung und Behandlung der Sprache, die derselben allein Frische und Anmuth verleihen kann. Das Verdienst, die deutsche Prosa auf ihren Höhepunkt gehoben zu haben, gebührt unstreitig Göthe. Er machte die Sprache, indem er sie gänzlich von den fremden Formen des Ausdrucks befreite, der hohen Entwickelung fähig, die vorzugsweise durch ihn erreicht worden ist, und schuf eine wahrhaft deutsche Darstellung, die er zur vollendeten Schönheit gestaltete. Ihm zur Seite steht Schiller, dessen Prosa sich durch die Großartigkeit der Gedanken und die vollendete Form der Darstellungsweise auszeichnet. Sein Stil ist musterhaft, sowohl inbetreff der schönen und manigfachen Satzbildungen, als auch des edlen und kräftigen, zuweilen selbst kühnen

Ausdrucks. Daneben machte sich aber gleichzeitig ein Einfluß geltend, der auf die deutsche Sprache nachtheilig wirken mußte und zum Theil niederriß, was Göthe aufbaute. Diesen Einfluß übte Herder. Er ist der Schöpfer der sogenannten poetischen Prosa, und so wohlthätig sein Einfluß sonst auf die Entwickelung der deutschen Literatur und der Poesie insbesondere sein mochte, so nachtheilig wirkte er auf die Prosa. Der Schwung, den Herder seiner Prosa gab, ist derselben nicht natürlich. Durch die Häufung von Bildern und bildlichen Ausdrücken ging die Schärfe des Denkens, die Ruhe, Klarheit und Einfachheit, die diese Darstellungsart auszeichnen müssen, verloren. Sein Vorgang fand namentlich bei den Romantikern zahlreiche Nachahmer und wirkte dort um so verderblicher, als sich oft Mangel an Gedanken oder an Klarheit und Tiefe derselben hinter einem blendenden Wortschwalle verbarg.

Nicht minder nachtheilig wirkten die Philosophen auf die Gestaltung der Prosa ein. Sie gaben sich entweder nicht die Mühe, in die Tiefen der Sprache einzudringen oder waren derselben überhaupt nicht Meister genug, um Vorzügliches zu leisten. Sie brachten eine Menge fremder Ausdrücke und oft fehlerhafter Wortbildungen in dieselbe, welche die Begriffe, die sie ausdrücken sollten, keineswegs klar und scharf bezeichneten, und bedienten sich zuweilen einer Sprache, die geradezu barbarisch genannt werden muß, sodaß Göthe inbezug auf sie sagt: „Den Deutschen ist die Philosophie hinderlich, die in ihren Stil oft ein unfaßliches breites Wesen hineinbringt. Je mehr sie sich der Philosophie hingeben, desto schlechter schreiben sie; diejenigen aber, die als Geschäftsmenschen bloß auf das Praktische gehen, schreiben am besten“.

Die einzelnen Prosagattungen jener Zeit anlangend, finden wir auf dem Gebiete der Prosadichtung besonders die Satire, den Roman, die Novelle, die Sage und das Märchen, die Parabel und die Idylle vertreten. Die Satire wurde besonders in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bearbeitet, und die Veranlassung dazu lieferten die verschiedenen Kämpfe, die auf literarischem Gebiete stattfanden. Hierher gehört der Streit der Leipziger und Schweizer, oder der Anhänger Gottscheds und der Bodmers; die Satiren, die dadurch hervorgerufen wurden, haben keine große Bedeutung, da ihr Witz ein sehr plumper ist und oft in gemeinr Schimpferei ausartet. Besseres auf diesem Gebiete hat Rabenee geleistet, der sich nicht sowohl mit speciellen Fällen und Thatsachen, als vielmehr mit den menschlichen Schwachheiten und Gebrechen im allgemeinen beschäftigte.

Der Roman entwickelte sich mehr und mehr. Auf die Ro-

binsonaden des vorigen Jahrhunderts folgte eine Nachahmung englischer Muster, bis man auch diese Richtung verließ und selbstständige Gebilde schuf. Der Begründer des neuen Romans ist Göthe, der durch seinen „Werther“ den Familienroman und durch seinen „Götz“ den historischen Roman in die deutsche Literatur einführte. Außerdem schuf er noch untergeordnete Arten: den Künstlerroman in seinem „Wilhelm Meister“, den Eheroman in seinen „Wahlverwandtschaften“, die Novelle in den „Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten“.

Außer ihm haben sich Wieland, Thümmel, Engel, Jung-Stilling, Pestalozzi und Jean Paul auf diesem Gebiete ausgezeichnet.

Moritz August von Thümmel, wurde am 27. Mai 1738 in Schönefeld bei Leipzig geboren, studirte die Rechtswissenschaften, war später Minister in Koburg, machte größere Reisen durch Oesterreich, Holland und Frankreich und starb, nachdem er bereits 1783 seine Entlassung aus dem Staatsdienste genommen hatte, am 16. Oct. 1817.

Sein berühmtester Roman ist die „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs,“ in welcher er ausführt, daß der Aberglaube die Wurzel der Sittenverderbniß und der Staatsumwälzung ist.

Jacob Engel, den 11. Sept. 1741 zu Parchim geboren, studirte in Rostock und Leipzig Theologie und Philosophie, war später Professor am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin und starb den 28. Juni 1802.

Er ist ein vortrefflicher Schriftsteller, klar, correct und geschmackvoll. Er schrieb den Roman „Lorenz Stark“, in welchem er das beschränkte Leben des deutschen Bürgerstandes jener Zeit charakterisirt.

Johann Heinrich Jung-Stilling, geboren am 12. September 1740 zu Grund im Nassau'schen, war in seiner Jugend Schneider, studirte dann in Straßburg Medicin, wo er mit Göthe befreundet wurde, wirkte hierauf theils als Arzt, theils als Lehrer und Professor an verschiedenen Orten und starb den 2. April 1817 in Karlsruhe.

Er hat viele Romane geschrieben, in welchen sich sein kindlich-naives, liebenswürdiges Gemüth, zugleich aber auch sein Hang zur Schwärmerei ausspricht.

Johann Heinrich Pestalozzi wurde in Zürich am 12. Januar 1746 geboren, studirte erst Theologie, dann die Rechtswissenschaften, gab aber auch dieses Studium auf, um „ein Schulmeister zu werden“. 1775 gründete er zu Neuhof in Aargau eine Er-

ziehungsanstalt, der er seine ganze Thätigkeit, aber auch sein ganzes Vermögen opferte. Später wirkte er als Erzieher in Stanz, Burgdorf, Münchenbuchsee und Iferten und starb am 17. Febr. 1827 zu Brugg.

Pestalozzi ist der Begründer der neuern Pädagogik, ein Mann voll seltener Hingabe und Aufopferungsfähigkeit, voll innigster Liebe zu der Jugend und dem Volke überhaupt. Sein Roman „Lienhard und Gertrud" ist der erste Roman, der das Leben des Volks schildert und ist ein Volksbuch im vollsten Sinne des Worts.

Johann Paul Friedrich Richter, genannt Jean Paul, wurde am 21. März 1763 zu Wunsiedel geboren. Er studirte in Leipzig Theologie, mußte aber aus Mangel an Mitteln dieses Studium aufgeben und eine Privatlehrerstelle in Schwarzenbach bei Hof annehmen. Später hielt er sich in Leipzig, Weimar, Berlin auf, ließ sich 1804 in Baireuth nieder und starb daselbst den 14. November 1825.

Jean Paul ist ein reichbegabtes poetisches Talent, voll Phantasie und Fülle der Gedanken, seine Darstellungsweise meist vortrefflich, oft von wunderbarer Schönheit, aber es fehlt ihm dabei an der rechten Durchbildung des Geschmacks und der Mäßigung in der Darstellung der Gebilde seiner Phantasie, sowie an der künstlerischen Einheit seiner größeren Schriften. Einer seiner berühmtesten Romane ist „Die Flegeljahre", der aber unvollendet geblieben ist.

Wenn auch manche treffliche Erscheinung auf dem Gebiete des Romans jener Zeit zu finden ist, so halten sie doch nicht entfernt nur einen Vergleich mit den englischen, französischen und spanischen Romanen aus, und dieser Umstand ist um so auffälliger, als unsere Schriftsteller in den anderen Arten der Prosa Vortreffliches geleistet haben und sich darin jeder andern Nation an die Seite stellen können. Zunächst ist die Ursache davon wohl darin zu suchen, daß die deutschen Schriftsteller bei Abfassung ihrer Romane allzusehr belehrende Zwecke befolgten, die dem Wesen der Dichtung fremd sind, und dann bietet jene Zeit zu wenig Bewegung im öffentlichen Leben und damit zu wenig Gelegenheit, große Charaktere zu beobachten und darzustellen.

Die Verbreitung der Romane jener Zeit geschah meist durch periodische Schriften, namentlich durch die Romansammlungen, Taschenbücher und belletristischen Zeitschriften, die für die Prosa dieselbe Bedeutung hatten, die der Musenalmanach für die Poesie erlangte.

Auf dem Gebiete der Erzählung und Novelle war es wiederum

Göthe, der diesen Prosagattungen ein künstlerisches Gewand gab und sie in eine schöne Form kleidete, während die früheren Zeiten von einer künstlerischen Gestaltung des Stoffs keine Ahnung haben, indem sie das Interesse an den mitgetheilten Thatsachen in den Vordergrund stellen.

Die Sage und das Märchen, welche im vorigen Zeitraume wenig Beachtung fanden, wurden weiter entwickelt. Der Stoff, den mündliche Ueberlieferungen und ältere Urkunden lieferten, fand eine poetische Bearbeitung und allgemeinere Verbreitung. In dieser Gattung der Prosadichtung zeichnet sich besonders

Johann Karl August Musäus aus. Er wurde im Jahre 1735 zu Jena geboren, studirte später daselbst Theologie und ward Mitglied der deutschen Gesellschaft. Im Jahre 1770 wurde er Professor am Gymnasium in Weimar und starb daselbst am 28. October 1787. Das bedeutendste seiner Werke ist seine Sammlung deutscher Volksmärchen, durch welche er sich das Verdienst erworben hat, auf diese trefflichen Volksdichtungen aufmerksam gemacht und den Sinn dafür geweckt zu haben.

Auf dem Gebiete der prosaischen Idylle jener Zeit hat unstreitig

Salomon Geßner das beste geleistet. Er wurde in Zürich am 1. April 1730 geboren, ging später nach Berlin, um die Buchhandlung zu erlernen, verließ aber diese Beschäftigung, die ihm nicht zusagte, bald und beschäftigte sich mit der Dichtkunst. Später widmete er sich der Landschaftsmalerei und wurde von seiner Vaterstadt zum Mitgliede des Raths und Oberaufseher der Hoch- und Frohnwälder des Kantons gewählt. Er starb den 2. März 1787. Wie Geßner selbst ein Maler war, so sind auch seine Idyllen Gemälde, mit welchen er auf der Grenzscheide zwischen Malerei und Dichtkunst steht. Die Menschen bilden den Mittelpunkt des Gemäldes, und die sie umgebende Natur entspricht dem Charakter und den Zuständen der Personen. Damit schuf er sich eine ideale Welt voll Unschuld und Reinheit und malte in meisterhafter Weise das Glück, das dadurch geschaffen wird. Seine Sprache ist voll Anmuth und Wohllaut, seine Schilderung einfach und natürlich. Wenn Geßners Idyllen sonach als wahre Kunstwerke dastehen, so darf doch anderseits der Mangel nicht verkannt werden, den sie dadurch haben, daß ihre Gebilde nicht dem wirklichen Leben entnommen sind und oft eine krankhafte Sentimentalität zur Schau tragen.

Die Parabel und Paramythie sind in jener Zeit besonders von Herder und nach ihm von Krummacher gepflegt worden.

Herders Parabeln sind Meisterwerke voll poetischer Schönheit und ergreifender Wahrheit, z. B. „Das Kind der Barmherzigkeit“, „Sonne und Mond“ 2c.

Friedrich Adolf Krummacher, geboren den 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westphalen, studirte Theologie, wurde Rector in Meurs, Prediger in Crefeld, Hofprediger in Bernburg und reformirter Prediger in Bremen, wo er am 4. April 1845 starb.

Krummacher ist durch seine Parabeln, in welchen er sich Herder zum Meister nahm, berühmt geworden. Er bildete sich vornehmlich durch das Studium der Parabeln der heiligen Schrift und zeichnet sich durch glückliche Erfindung des Stoffs und gemüthliche Darstellung desselben aus.

Auf dem Gebiete der historischen Prosa sind wesentliche Fortschritte im Vergleich zu dem vorigen Zeitraume gemacht worden. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde zwar mehr Gewicht auf historische Gelehrsamkeit, als auf schöne Darstellung gelegt und darum in der Geschichtsforschung mehr, als in der Geschichtsschreibung geleistet, in der 2. Hälfte des Jahrhunderts indessen finden wir Geschichtswerke, die nach Inhalt und Form mustergiltig sind. Das beste davon haben Justus Möser, Winkelmann, Johannes Müller, Forster, Seume 2c. geleistet.

Justus Möser wurde am 14. Decbr. 1720 in Osnabrück geboren, studirte in Jena und Göttingen die Rechtswissenschaften, ließ sich darauf als Advocat in seiner Vaterstadt nieder, wurde 1768 geheimer Referent bei der Regierung und starb den 8. Januar 1794.

Möser hat sich als Geschichtsschreiber und Volksschriftsteller einen Namen erworben. Seine Werke bekunden reine Vaterlandsliebe, tiefe Einsicht in die Staatsverhältnisse und Unabhängigkeit des Charakters. Unter seinen historischen Schriften nimmt die Osnabrück'sche Geschichte den ersten Rang ein.

Johann Joachim Winkelmann, geboren zu Stendal am 9. December 1717, studirte in Halle Theologie, Literatur und schöne Wissenschaften, hatte in der Folgezeit mit allerhand Noth und Mangel zu kämpfen, bis er im Jahre 1748 Secretär der Bibliothek des Grafen von Bünau in Nöthnitz ward. Die reichen Schätze derselben führten ihn auf das Studium der Kunstgeschichte, und jemehr er sich damit beschäftigte, jemehr erwachte in ihm die Sehnsucht, das Land der Kunst, Italien selbst, kennen zu lernen. Die Aussicht auf eine Pension, die ihm von dem päpstlichen Gesandten eröffnet wurde, bewog ihn 1754, zur katholischen Kirche überzutreten. Das folgende Jahr reiste er nach Italien, besuchte

Rom und Neapel, ward 1759 Bibliothekar des Cardinals Albani und 1763 Oberaufseher der Alterthümer in und bei Rom. 1768 reiste er zurück in seine Heimath, plötzlich aber von tiefer Schwermuth befallen, kehrte er in Wien um und beschloß, über Triest nach Italien zurückzureisen. Hier wurde er von einem Italiener, dem er sich arglos anvertraut und seine Kunstschätze gezeigt hatte, am 8. Juni 1768 ermordet.

Winkelmann ist der Begründer der Kunstgeschichte in Deutschland und hat nächst Lessing auf die ästhetische Bildung des deutschen Volks den mächtigsten Einfluß gehabt. Sein Hauptwerk ist die Geschichte der Kunst des Alterthums.

Johannes Müller wurde am 3. Januar 1752 in Schaffhausen geboren, studirte in Göttingen Theologie, wirkte darauf als Professor in Schaffhausen und Kassel, wurde Hofrath und Bibliothekar in Mainz und bald darauf in Wien, 1804 Kriegsrath in Berlin und endlich 1808 Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts in Kassel, wo er am 29. Mai 1809 starb.

Müller gehört zu den ersten Geschichtsschreibern, die Werth auf schöne Darstellung legten, genial, gelehrt, scharfsinnig und mit lebhafter Phantasie schrieben. Seine Hauptwerke sind „Die Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft“ und die „Vierundzwanzig Bücher allgemeine Geschichte“.

Georg Forster, am 27. November 1754 zu Nassenhuben bei Danzig geboren, war der Sohn des berühmten Reisenden Johann Reinhold Forster. Er begleitete seinen Vater auf mehreren größeren Reisen durch Rußland und England, nahm 1772 an einer Reise um die Welt theil, reiste dann durch Frankreich, England und Deutschland, wirkte darauf als Professor in Kassel, Wilna und Mainz und durchreiste später mit Alexander von Humboldt die Niederlande, Frankreich und England. Nachdem im Jahre 1793 die Franzosen Mainz erobert hatten und der Kurfürst mit seinem Gefolge die Stadt verlassen hatte, wurde Forster als Deputirter nach Paris geschickt, um dort für eine Vereinigung der Rheinprovinz mit Frankreich zu wirken. Daraus wurde ihm der Vorwurf des Vaterlandsverraths gemacht, und als die Preußen Mainz wiedereroberten, wurde er geächtet, und man setzte einen Preis von 100 Ducaten auf seinen Kopf. Forster floh nach Paris, wo er am 12. Januar 1794 starb.

Forster war ein edler und reiner Charakter, frühzeitig in der Schule der Noth und der Entbehrung gereift. Er erkannte, daß das Volk eine Lebensfähigkeit besitze, die den höheren Ständen längst verloren gegangen war und suchte darum auch durch seine

Schriften auf die Volksbildung zu wirken. Seine Prosa kleidet er in eine schöne Form und weiß darin Klarheit mit Lebendigkeit trefflich zu verbinden. Sein bedeutendstes geschichtliches Werk ist „Johann Reinhold Forsters Reise um die Welt", welche werthvolle Beiträge zur Länder- und Völkerkunde enthält.

Johann Gottfried Seume wurde am 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels geboren, studirte in Leipzig Theologie, fiel dann den hessischen Werbern in die Hände, durch die er mit der hessischen Legion nach Amerika verkauft wurde, um auf Seiten der Engländer gegen die vereinigten Staaten mit zu kämpfen. Nach seiner Rückkehr suchte er den Hessen mehrmals zu entfliehen, wurde aber jedesmal aufgegriffen und nach Emden gebracht, wo er endlich auf Verwendung eines Bürgers entlassen ward. Er ging nach Leipzig, wurde später Hofmeister bei dem russischen General Igelström, kehrte darauf nach Leipzig zurück und unternahm 1801 seinen berühmten Spaziergang nach Syrakus. Im Jahre 1805 unternahm er eine zweite Reise durch Rußland und Schweden, die er unter dem Titel „Mein Sommer" beschrieben hat und starb am 13. Juni 1810 in Teplitz.

Auf dem Gebiete der historischen Prosa hat sich Seume durch seinen „Spaziergang nach Syrakus" und das Werk „Mein Sommer" einen Namen gemacht.

Das beste, was auf dem Gebiete der Prosa des 18. Jahrhunderts geleistet wurde, gehört in das Bereich der didaktischen Darstellung, welche sich nach und nach zur höchsten Blüthe erhob. Alle Gattungen derselben wurden bearbeitet, und an ihnen läßt sich die allmähliche Entwickelung der deutschen Sprache am besten nachweisen. Aus der Zahl der Männer, die sich in der didaktischen Prosa jener Zeit ausgezeichnet haben, sind hervorzuheben Gellert, Klopstock, Lessing, Moses Mendelssohn, Winkelmann, Göthe und Schiller, ferner Kant, Fichte, Hegel und Lavater, die Pädagogen Basedow und Salzmann, sowie endlich Gottsched und seine Gegner Bodmer und Breitinger.*)

Johann Christoph Gottsched wurde am 2. Februar 1700 zu Judenkirch bei Königsberg geboren, studirte in letztgenannter Stadt Sprachen und Literatur, flüchtete dann, um von Friedrich Wilhelm I. nicht unter die Soldaten genommen zu werden, nach Leipzig und hielt daselbst Vorlesungen über Philosophie und Dichtkunst. Er starb am 12. Dec. 1766. Von seinen Werken und seinem Einflusse auf die Entwickelung der deutschen Sprache in der ersten

*) Die Biographien von Gellert, Klopstock, Lessing, Göthe und Schiller sind im 1. Theile dieses Handbuchs enthalten.

Hälfte des 18. Jahrhunderts ist bereits gesprochen worden. Sein Gegner

Johann Jacob Bodmer, geboren in Greifenhain bei Zürich den 16. Juli 1698, war anfangs Kaufmann, verließ aber diesen Beruf bald und beschäftigte sich vornehmlich mit dem Studium der Geschichte seines Vaterlandes. 1725 ward er Professor der Geschichte in Zürich, zog sich 1775 von allen öffentlichen Geschäften zurück und starb am 2. Januar 1783. Seine kritischen Schriften zeugen von großem Scharfsinne und gereiftem Geschmacke.

Moses Mendelssohn, geboren am 6. September 1729 in Dessau, war von Geburt ein Jude; er studirte in Berlin Mathematik, neuere Sprachen und Philosophie. Nach mehreren harten Kämpfen mit Noth und Entbehrungen aller Art ward er Hauslehrer bei einem jüdischen Fabrikanten, dann Buchhalter bei demselben, kam in jener Zeit besonders mit Lessing in freundschaftlichen Verkehr und starb den 4. Januar 1786. Mendelssohn zeichnet sich durch edle Sittlichkeit und wahre Religiosität, durch Tiefe und Gründlichkeit des Denkens sowie durch eine künstlerisch schöne Darstellung seiner Gedanken aus. Sein Hauptwerk ist „Phädon" oder über die „Unsterblichkeit der Seele."

Immanuel Kant wurde am 24. April 1724 in Königsberg geboren, studirte daselbst zuerst Theologie, dann Philosophie, Naturwissenschaften und Mathematik, ward 1770 Professor an der Universität Königsberg und starb daselbst den 12. Februar 1804.

Kant ist der Begründer der neueren Philosophie und legte die Grundsätze derselben in seinen Hauptwerken „Kritik der reinen Vernunft", „Kritik der praktischen Vernunft" und „Kritik der Urtheilskraft" dar. Er brachte das Sittengesetz in seiner ewigen Bedeutung zum vollsten Bewußtsein und stellte es als die alleinige Richtschnur aller menschlichen Bestrebungen auf, betonte aber dabei gleichzeitig die Idee der sittlichen Freiheit, ohne welche die Sittlichkeit selbst keinen Werth hat.

Johann Gottlieb Fichte, geboren zu Rammenau in der sächsischen Oberlausitz am 19. Mai 1762, studirte in Jena, Leipzig und Wittenberg Theologie und Philosophie. Nach Beendigung seiner Studien ward er Hauslehrer in Sachsen, verließ aber dieses Land, in welchem er seiner freien Ansichten wegen mißliebig war, bald und ging zunächst in die Schweiz, dann nach Warschau, wo er wieder als Hauslehrer wirkte. Im Jahre 1793 ward er Professor der Philosophie in Jena und 1808 in Berlin, wo er am 28. Januar 1814 starb.

Fichte ist ein großer Denker und großer Charakter, der einen

bedeutenden Einfluß auf die Wissenschaft jener Zeit ausübte. Er ging zunächst von Kant aus, entwickelte dessen System weiter, trennte sich aber später davon und stellte sein eignes Lehrgebäude auf, das er in seinen Schriften „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre", „Grundlage des Naturrechts" und „System der Sittenlehre" entwickelte. Die meisten seiner Darstellungen sind als Muster des Stils zu bezeichnen, deutlich und bestimmt im Ausdrucke, kurz und übersichtlich in den Sätzen, bisweilen aber auch scharf und hart. Durch seine „Reden an die deutsche Nation" hat er viel zur Erhebung des deutschen Volkes 1813 beigetragen.

Georg Friedrich Wilhelm Hegel wurde am 27. August 1770 in Stuttgart geboren, studirte in Tübingen Theologie und Philosophie, lebte dann als Hauslehrer in der Schweiz und in Frankfurt, wurde 1801 Lehrer an der Universität Jena, wirkte später als Rector des Gymnasiums in Nürnberg, als Professor an der Universität Heidelberg und wurde 1818 Fichte's Nachfolger in Berlin, wo er den 14. November 1831 starb.

Hegel hat sich dadurch Verdienste um die Wissenschaft erworben, daß er dem romantischen Unwesen und der mystischen Willkür durch seine strenge Methode entgegentrat. Auf die Entwickelung der deutschen Sprache aber hat er keinen günstigen Einfluß ausgeübt. Durch die Menge neuer Wortformen, die er bildete, macht er einen großen Theil seiner Schriften vollständig unverständlich, weil es unmöglich ist, sich die Begriffe klar zu machen, die er damit verband. Eines seiner bedeutendsten Werke ist die „Wissenschaft der Logik".

Johann Kaspar Lavater wurde am 15. November 1741 in Zürich geboren, studirte daselbst unter Bodmers Leitung Theologie und Philosophie und trat 1762 in das Ministerium ein. Das folgende Jahr ging er auf Reisen, besuchte Berlin und kehrte 1764 in seine Heimath zurück, ward 1768 Diaconus und 1786 erster Pfarrer daselbst. Im Jahre 1798 trat er gegen die Gewaltthaten der Franzosen und deren Anhänger in der Schweiz auf, wurde deshalb nach Basel verwiesen und dort bei dem Einzuge der Franzosen am 26. September 1799 von einem französischen Soldaten durch einen Flintenschuß verwundet, infolgedessen er nach unsäglichen Schmerzen am 2. Januar 1801 starb.

In Lavater finden sich die sonderbarsten Gegensätze vereinigt. Er besaß eine kühne Phantasie und zugleich ein tiefes Gemüth, eine scharfe Beobachtungsgabe, jedoch ohne Ruhe und Klarheit. Von Natur fromm und gläubig, ein Wohlthäter der Armen, wie ja überhaupt die Liebe ein Grundzug seines Charakters ist, war

er aber nicht immer gewissenhaft in der Wahl der Mittel, womit er seinen Zweck erreichen wollte. Diese Gegensätze prägen sich auch in seinem Stile aus. Er verliert sich oft in überschwänglichen Gefühlsäußerungen und leidenschaftlichen Darstellungen. Seine Sätze haben oft die Form von Fragen und Ausrufungen; auch er liebt es, neue Wortformen zu bilden, die immer kraftvoll, oft aber auch dunkel und unverständlich sind. Seine Hauptwerke sind „Aussichten in die Ewigkeit" und „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe".

Unter den Männern, die sich auf dem Gebiete der Pädagogik jener Zeit einen Namen erworben haben, verdienen außer Pestalozzi, der schon genannt worden ist, Basedow, Gutsmuths, Campe, Salzmann und Rochow hervorgehoben zu werden.

Johann Bernhard Basedow wurde 1723 zu Hamburg geboren, studirte in Leipzig Theologie, ward 1761 Professor in Altona und kam 1767 auf die Idee, einen Plan zur Verbesserung des Schulwesens zu entwerfen. Er schrieb sein „Methodenbuch" für Väter und Mütter und „Elementarbuch" mit vielen Bildern, stiftete 1774 eine Musterschule zu Dessau, wohin er 1771 berufen worden war, das Philanthropin genannt. Nach zwei Jahren gab er dieselbe auf, lebte abwechselnd in Leipzig, Halle, Magdeburg und starb 1790 in Dessau.

Basedow ist der Gründer der philanthropischen Schule und machte die Grundsätze Rousseau's über Erziehung und Unterricht zum Mittelpunkte seiner Thätigkeit, forderte eine naturgemäße Erziehung für das praktische Leben, eine Methode, durch die den Kindern die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten spielend beigebracht wurden. Da die Bildung für das praktische Leben sein Hauptziel war, stellte er Religion und Sprache im Unterrichte zurück und legte das Hauptgewicht auf die Realien, brachte dadurch eine Breite und Vielheit der Bildung zuwege, die ihren Einfluß auf Kosten der Tiefe und Einheit geltend machte. Er verwarf die bisherige strenge Schulzucht, die er durch eine milde Leitung und liebevolle Behandlung ersetzt haben wollte. Diese Grundsätze hat er in einer Menge von Schriften dargelegt und dadurch die Aufmerksamkeit auf das Gebiet der Pädagogik gelenkt, auf welchem sich die oben genannten Männer auszeichneten.

Die richtigen Grundsätze Basedows trennte Johann Heinrich Campe (1746—1818) von den falschen in seinem Revisionswerke, und Salzmann (1745—1811) brachte diese richtigen Grundsätze in der von ihm gegründeten Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal bei Gotha zur praktischen Ausführung. Noch wich-

tiger für die Volksschule wurde **Friedrich Eberhard v. Rochow**, der die Basedow'sche Reform auf die Volksschule übertrug und der Reformator der Landschulen wurde. Im Jahre 1772 gab er sein Schulbuch für Landschulen heraus und gründete das Jahr darauf eine Musterschule zu Reckahn.

Die rhetorische Prosa des 18. Jahrhunderts machte im Vergleiche zu dem vorigen Zeitraume bedeutende Fortschritte und gewann unter dem Einflusse der didaktischen Prosa jener Zeit an Reinheit, Klarheit und Schönheit. Diese Vorzüge der Darstellung zeigen sich vornehmlich in der geistlichen Beredtsamkeit, in welcher das Streben nach künstlerischer Gestaltung immer mehr hervortritt. Weniger Vorzügliches finden wir auf dem Gebiete der weltlichen Beredtsamkeit, da die öffentlichen Zustände jener Zeit zu wenig Gelegenheit darboten, die politische und gerichtliche Rede zu üben. Das beste in der rhetorischen Prosa lieferten Herder,*) Zollikofer, Zinzendorf, Reinhard und Schleiermacher.

Georg Joachim Zollikofer, geboren am 5. August 1730 zu St. Gallen, studirte in Utrecht Theologie, Philosophie und Sprachen, wirkte in mehreren geistlichen Aemtern, ward 1758 Prediger der reformirten Gemeinde in Leipzig und starb daselbst den 22. Januar 1788.

Zollikofer hatte bei seinen Kanzelvorträgen die Absicht, Aufklärung zu verbreiten und dadurch auf die Sittlichkeit seiner Zuhörer zu wirken. Er hob darum die moralische Seite des Christenthums besonders hervor, entwickelte die Sittenlehre bis in ihre Einzelheiten und wandte sie auf die verschiedenen Lebensverhältnisse an. Obwohl sich seine Auseinandersetzungen zunächst an den Verstand richteten, so fehlte ihnen doch auch nicht die Wärme der Empfindung. Auch in formeller Beziehung gehören Zollikofers Predigten zu den besten seiner Zeit. Sein Stil ist rein, der Ausdruck reich und manigfaltig, der Satzbau von hohem Wohlklange.

Nicolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf, geboren zu Dresden am 26. Mai 1700, erhielt seine erste Erziehung bei seiner Großmutter und kam später in das Pädagogium zu Halle, studirte in Wittenberg die Rechtswissenschaften und machte darauf längere Reisen durch Holland, Frankreich und die Schweiz. Nach seiner Rückkehr trat er in den Staatsdienst und gab 1721 einer Anzahl mährischer Christen, welche um ihres Glaubens willen ihr Vaterland verlassen hatten, die Erlaubniß, sich auf seinen Besitzungen

*) Ueber Herder siehe Theil I dieses Handbuchs.

in der Oberlausitz anzusiedeln. Diese Niederlassung erhielt den Namen Herrnhut.

Im Jahre 1734 trat Zinzendorf in den geistlichen Stand und bildete in Herrnhut einen abgeschlossenen kirchlichen Verein, der den Namen „Brüdergemeinde" annahm. Später wegen seiner religiösen Ansichten aus Sachsen verbannt, unternahm er Missionsreisen nach Lievland, Preußen, Nordamerika, England und Holland. Nach seiner Rückkehr hielt er sich in Herrnhut auf und starb daselbst den 9. Mai 1760.

Von seinen zahlreichen Reden, Predigten und Homilien sind die früheren von würdiger und ernster Haltung, die späteren dagegen oft mit einem Uebermaße von spielenden Bildern und süßlichen Redensarten erfüllt.

Franz Volkmar Reinhard, geboren zu Vohenstrauß in der Pfalz am 12. März 1753, studirte in Wittenberg Theologie, wirkte dann als Professor an der Universität und später als Probst an der Schloßkirche daselbst, ward 1792 als Oberhofprediger nach Dresden berufen und starb dort den 6. September 1812.

Reinhard gehört zu den vorzüglichsten Kanzelrednern. Ihm galt es, zugleich auf das Gemüth und auf den Verstand zu wirken, zu rühren und zu überzeugen, und zur Erreichung dieses Zwecks suchte er aller Mittel Meister zu werden, die an sich menschlich waren und künstlerisch schön sind. Seine Predigten zeichnen sich durch streng logische Ordnung der Gedanken, Klarheit des Ausdrucks und schöne Form überhaupt aus.

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher wurde am 21. November 1768 in Breslau geboren, studirte im Herrnhut'schen Seminare zu Barby, dann in Halle Theologie. Nach Beendigung seiner Studien wirkte er nach einander als Prediger in Berlin, Stolpe, Halle, kam wieder nach Berlin zurück, wurde daselbst Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und bald darauf Professor der Theologie an der Universität. Er starb am 12. Februar 1834.

Schleiermacher war ein vorzüglicher Prediger und großer Redner überhaupt, er hat sich auf der Kanzel sowohl, als auch auf dem Katheder gleich ausgezeichnet. Seine Predigten, in denen das belehrende Element hervortritt, ohne daß sie die Einwirkung auf das Gemüth vermissen lassen, sind einfach und klar, voll Wärme und Innigkeit des Gefühls; seine Reden zeichnen sich durch beredte und scharfsinnige Ausführung sowie durch kunstgerechte Form aus.

4. Das neunzehnte Jahrhundert.

In den Anfang des 19. Jahrhunderts reicht die Zeit der zweiten Blüthe unserer deutschen Dichtkunst, die auch auf die Gestaltung der Prosa ihren mächtigen Einfluß ausübte. Auf diese Blüthe aber folgt eine Zeit der Erschlaffung und der Poesielosigkeit, die größtentheils durch die traurigen politischen Verhältnisse, in welche Deutschland durch die napoleonischen Kriege gerathen war, herbeigeführt wurde. Diese Zeit hatte zur Folge, daß viele zum Theil hochbegabte Männer von der Gegenwart sich abwandten und mit Vorliebe bei den Zuständen der Vergangenheit, namentlich des Mittelalters, weilten. Das waren die Romantiker, und ihre Schule blieb nicht ohne Einfluß auf die deutsche Prosa. In vielen oft rein didaktischen Schriften finden wir eine Menge poetischer Formen und Wendungen, Bilder und Gleichnisse, durch welche die Klarheit des Ausdrucks verloren geht und der Gedanke selbst verdunkelt wird.

Mit der Zeit der Befreiungskriege, durch welche die Gemüther heftig aufgerüttelt wurden, brach auch ein neuer Geistesfrühling für das deutsche Volk an, der sich in vielen schönen und duftigen Blüthen der Sprache offenbarte.

Die darauf eintretende Reaction auf politischem Gebiete aber und die damit in Verbindung stehende strenge Censur aller literarischen Produkte hatte wiederum ein Sinken des geistigen Völkerlebens zur Folge, bis endlich die gewaltigen Staatsumwälzungen der Jahre 1830 und 1848 den Bann hinwegnahmen, der auf dem Geistesleben der Völker lastete und dasselbe wieder zu Wort und Schrift begeisterte. Fast alle Gattungen der Poesie und Prosa wurden gepflegt, in einzelnen Arten ist sogar Vorzügliches geleistet worden.

Die Prosadichtung nahm hinsichtlich ihres Umfangs den größten Aufschwung und das beste wurde im Romane und in der Novelle geleistet, weniger gepflegt wurden Fabel, Parabel und Idylle. Auch die historische Prosa gewinnt an Fülle und Umfang, und die einzelnen Werke zeigen oft künstlerische Darstellung. Zahlreich sind die Produkte auf dem Gebiete der didaktischen Prosa, aber nur wenig wirklich gute Werke darunter zu finden; insbesondere ist die eigentliche Philosophie sehr schwach vertreten. Besser sieht es mit der rhetorischen Prosa aus. Die Beredtsamkeit hat seit den dreißiger Jahren an Umfang und Bedeutung überhaupt, ganz besonders aber auf politischem Gebiete, gewonnen.

Die Prosadichtung anlangend, herrschte die größte Frucht-

barkeit auf dem Gebiete der Romanschreibung. Leider aber weisen die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts nur wenig gute Schriften auf. Die meisten der Romane jener Zeit sind unsittlich, frivol und vergiften geradezu das Volksleben. In dieser Beziehung steht Samuel Heun, der als Romanschriftsteller unter dem Namen Clauren bekannt ist, oben an. Er überschwemmte die Leihbibliotheken und Buchhändler in den zwanziger Jahren mit seinen Erzeugnissen dergestalt, daß er alle anderen Romanschriftsteller zurückdrängte und der Nachfrage des Publikums kaum genügen konnte. Seine Romane beruhen auf Unwahrheit der Erfindung, sind in ein lüsternes und frivoles Gewand gekleidet, in süßlichem Tone erzählt und sind in Wahrheit ein Gift für das Volk gewesen. Diese schlechte Romanschreiberei hing mit der politischen Reaction jener Zeit zusammen. Die besseren und edleren Geister wurden durch die scharfe Censur, die jede freiheitliche Regung unterdrückte und oft von den beschränktesten und unwissendsten Köpfen ausgeübt wurde, abgeschreckt, etwas zu schreiben. Wie aber auf der einen Seite die freiheitlichen Ansichten verpönt waren, schienen anderseits leichtsinnige und unsittliche Schriften Gnade zu finden und überwucherten, dem Unkraute gleich, den literarischen Markt. Erst mit den Revolutionen der Jahre 1830 und 1848 erwachte ein anderer Geiste, und inbetreff des Romans wurde Besseres geschaffen, wenn auch die rechte Selbstständigkeit auf diesem Gebiete noch immer zu vermissen ist. Die besten Romane der neueren Zeit besitzen wir von Gutzkow, Freitag, Heyse, Auerbach, Reuter und Laube.

Karl Gutzkow wurde am 17. März 1811 in Berlin geboren, studirte daselbst Philosophie und Theologie, später in Heidelberg und München Rechts- und Staatswissenschaften. Nach Beendigung seiner Studien lebte er als Journalist und Romanschriftsteller an verschiedenen Orten, überall wegen seiner freisinnigen Ansichten angefeindet und verfolgt. Im Jahre 1847 ward er Dramaturg am Hoftheater in Dresden, ging aber schon wenige Jahre darauf nach Weimar, wo er als Verwaltungsrath der Schillerstiftung thätig war. Hier versuchte er 1862 in einem Anfalle von Schwermuth sich zu entleiben, wurde aber geheilt und sowohl körperlich, als auch geistig völlig wieder hergestellt und lebt seit 1869 in Feldkirch.

Gutzkow ist ein großes und reiches Talent, vielseitig gebildet und geistvoll in seinen Darstellungen. Die von ihm verfaßten Romane sowohl, als auch seine Dramen sind mit feiner Berechnung, scharfer Beobachtungsgabe und in einer Sprache geschrieben, die sich durch Gewandtheit und Kraft, sowie durch inhaltsreiche

Kürze auszeichnet. Seine berühmtesten Romane sind „Die Ritter vom Geiste," „Der Zauberer von Rom" und „Hohenschwangau".

Gustav Freytag, geboren am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, studirte in Breslau und Berlin deutsche Sprachwissenschaft, wirkte dann als Privatdocent der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Breslau, ging hierauf nach Dresden und Leipzig und lebt gegenwärtig als Vorleser des Herzogs Ernst auf einem Landgute in der Nähe von Gotha.

Freytag hat sich durch seine Dramen und Romane einen Namen in der deutschen Literatur erworben. Seine Romane bieten eine große Zahl musterhaft ausgeführter Stellen, in denen sich sein Talent im schönsten Lichte zeigt. Seine Sprache ist bisweilen keck und humoristisch, oft ernst und ergreifend, immer aber edel und würdig. Der bekannteste seiner Romane ist „Soll und Haben."

Paul Heyse, geboren den 15. März 1830 in Berlin, studirte daselbst Philologie, ging 1849 nach Rom, um sich den romanischen Sprachen zu widmen, kehrte das folgende Jahr nach Berlin zurück, reiste 1852 nach der Schweiz und wieder nach Italien und lebt seit 1854 in München, wohin er vom Könige Max berufen worden war.

Heyse ist ein vorzügliches Talent. Seine Romane und Novellen sind fast ohne Ausnahme Meisterwerke. Die Zeichnung der Charaktere, sowie die Entwickelung der Handlung ist vollständig abgerundet und mit vollendeter Kunst ausgeführt. Eines seiner schönsten Werke ist der Roman „La Rabiata."

Berthold Auerbach wurde am 28. Februar 1812 zu Nordstetten, einem Dorfe im Schwarzwalde, von jüdischen Eltern geboren, welche ihn für die jüdische Theologie bestimmten und in seinem 13. Jahre in die Talmudschule nach Hechingen schickten. Auerbach indessen fühlte keinen Beruf für dieses Studium in sich, ging später nach Tübingen, wo er sich den Rechtswissenschaften und philosophischen Studien widmete. Nach Beendigung derselben lebte er in verschiedenen Orten, hielt sich in Frankfurt, Breslau und Dresden auf und lebt gegenwärtig in Berlin.

Auerbach ist ein Volksschriftsteller im wahrsten Sinne des Worts; allen seinen Schriften liegt das Bestreben zu Grunde, für Aufklärung und wahre Religiosität zu wirken, sie sind darum auch von wahrem Mitgefühle für die Armen und Unterdrückten durchzogen. Seine Sprache ist einfach und fließend, stets den geschilderten Personen und Zuständen entsprechend. Sein berühmtestes Werk sind seine „Dorfgeschichten".

Außer den Genannten haben sich auch im Bereiche des Romans

und der Erzählung noch eine ziemliche Anzahl von Schriftstellern, darunter auch Frauen, hervorgethan, unter welchen besonders Wilh. Hauff, Heinrich Laube, Friedrich Wilhelm Hackländer, Max Ring, Adalbert Stifter, August Silberstern, Friedrich Spielhagen, Adolf Stahr und Fanny Lewald zu nennen sind.

Auf dem Gebiete der Novelle hat sich eine noch weit größere Fruchtbarkeit entfaltet, als auf dem des Romans, sodaß die Menge dieser Prosagattung fast unübersehbar ist. Die Novelle erscheint nicht nur in selbstständigen Sammlungen und in den jährlich erscheinenden Taschenbüchern, sondern wir finden sie auch und zwar zum größeren Theile in den periodisch erscheinenden belletristischen Blättern, sowie als Zugabe in verschiedenen politischen Zeitungen. Ihre Leser sind vorzugsweise Frauen, wie sie ja auch von diesen in großer Zahl verfaßt worden sind. Das beste auf diesem Gebiete haben Zschokke, Kinkel, Träger, Bodenstedt, Reuter, Schaumberger ꝛc. geleistet.

Heinrich Zschokke, geboren den 22. März 1771 zu Magdeburg, studirte in Frankfurt an der Oder Theologie und Philosophie, wirkte darauf in verschiedenen Aemtern und Stellungen in der Schweiz und zog sich 1841 auf sein Landhaus Blumenhalde bei Aarau zurück, wo er am 27. Juni 1848 starb.

Zschokke ist ein vielseitiger, gewandter Schriftsteller und angenehmer Erzähler, der sich besonders durch seine Novellen Eingang bei dem Volke verschafft hat. Die bedeutendsten derselben sind„ Alamontade", der „Freihof von Aarau", „Addrich im Moos" und „Lyonel Harlington".

Fritz Reuter wurde am 7. November 1810 in Stavenhagen im Mecklenburgischen geboren, studirte in Rostock die Rechtswissenschaften und Mathematik, beschäftigte sich dabei aber eifrig mit den Angelegenheiten der Burschenschaften. Als er im Jahre 1833 nach Berlin kam, wurde er verhaftet und über ein Jahr in Untersuchungshaft gehalten, obgleich man ihm kein anderes Verbrechen zur Last legen konnte, als Mitglied der Burschenschaft Germania in Jena gewesen und am hellen Tage mit den deutschen Farben umhergegangen zu sein. Ja, er wurde von dem Berliner Kammergerichte wegen Hochverraths sogar zum Tode verurtheilt und von dem Könige Friedrich Wilhelm III. zu 30 Jahren Festungsstrafe begnadigt. Auf Drängen des Großherzogs von Mecklenburg ausgeliefert, erhielt Reuter nach dem Tode des Königs von Preußen und nachdem er 7 Jahre im Kerker geschmachtet hatte, seine Freiheit wieder. Er widmete sich hierauf der Landwirthschaft und schrieb in seinen Erholungsstunden Gedichte und Erzählungen in

mecklenburgisch-vorderpommerscher Mundart, die mit großem Beifalle aufgenommen wurden. Später widmete er sich ganz der Poesie, zog nach Neubrandenburg und siedelte von da in ein geschmackvolles Landhaus bei Eisenach über, wo er den 12. Juli 1874 starb.

Reuters Erzählungen zeugen von einer seltenen poetischen Kraft und Darstellungsgabe. Mit glücklichem Humor und scharfer Beobachtung zeichnet er seine Charaktere und Situationen nach der Natur unter Anwendung des Dialekts und hat seinen Schriften auch in den Ländern deutscher Zunge Eingang verschafft, wo das Plattdeutsche nicht gesprochen wird. Seine besten Erzählungen sind „Olle Kamellen", „Ut de Franzosentid" und „Ut mine Stromtid".

Heinrich Schaumberger, geboren am 15. December 1843 zu Neustadt an der Haide im Herzogthume Coburg, besuchte von 1861—64 das Seminar daselbst, wirkte hierauf als Volksschullehrer in Einberg, Ahlstadt und Weißenbrunn, bis ihn sein Gesundheitszustand nöthigte, sein Amt aufzugeben. Er suchte Heilung in dem klimatischen Kurorte Davos in Graubünden und starb daselbst im Jahre 1874.

Schaumberger hat sich durch seine Volkserzählungen, die sich durch naturgetreue Darstellung der Charaktere und Verhältnisse, durch eine glückliche Mischung von heiterer Laune und tiefem Ernste, sowie durch eine fließende und gewandte Sprache auszeichnen, einen Namen in der deutschen Literatur gemacht, und er kann mit Recht der norddeutsche Zschokke genannt werden. Zu seinen besten Erzählungen gehören die „Bergheimer Musikantengeschichten" und die Novelle „Im Hirtenhaus".

Auch auf dem Gebiete des Märchens und der Sage fand in diesem Jahrhunderte ein bedeutender Fortschritt statt. Während im vorigen Zeitraume der Stoff der Märchen- und Sagenwelt wohl aus dem Volksmunde geschöpft, dann aber künstlerisch verarbeitet und mit poetischem Schmuck dargestellt wurde, bemühte man sich jetzt, den Stoff einfach und genau so wiederzugeben, wie er sich in der Ueberlieferung festgesetzt hatte und erlaubte sich nur da Aenderungen, wo dieselben zum Zwecke größerer Klarheit und angemessenerer Darstellung nöthig waren. Die Meister in dieser Gattung des Märchens waren die Gebrüder Jacob und Wilhelm Grimm, welche in der Folgezeit eine Menge Nachfolger fanden, z. B. Hans Christian Andersen, Ernst Willkomm, Elise Polko 2c., die aber alle ihre Vorbilder nicht erreicht haben.

Jacob Ludwig Grimm, geboren am 4. Januar 1785 zu Hanau, studirte in Marburg die Rechtswissenschaften, ward 1831 Professor und Bibliothekar in Göttingen, im Jahre 1837 aber

entsetzt und verbannt, weil er mit sechs andern Professoren gegen die willkürliche Aufhebung der Verfassung protestirt hatte. Im Jahre 1841 wurde er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen und starb daselbst den 20. Sept. 1863.

Sein jüngerer Bruder Wilhelm Karl Grimm, geboren am 24. Februar 1786 in Hanau, studirte die Rechtswissenschaften in Marburg, ward 1835 ebenfalls Professor in Göttingen, theilte 1837 das Schicksal seines Bruders, ging 1841 als Professor nach Berlin, wo er den 16. December 1859 starb.

Beide Brüder gaben gemeinschaftlich „Kinder- und Hausmärchen", „Deutsche Sagen" und „Irische Elfenmärchen" heraus, in welchen sie die volksthümlichen Ueberlieferungen in ursprünglicher Gestalt wiedergaben und zugleich die volksmäßige Darstellung zu künstlerischer Schönheit entfalteten. Das größte Verdienst aber haben sich die Gebrüder Grimm durch ihre wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Grammatik der deutschen Sprache erworben.

Neben dem Märchen und der Sage wurden die Volks- und Jugendschriften gepflegt, sodaß sie ein selbstständiger Zweig der Literatur geworden sind. Die besten Erzeugnisse auf diesem Gebiete lieferten Franz Hoffmann und Gustav Nieritz in Dresden, Friedrich Wilhelm Oertel in Wiesbaden, der sich W. O. von Horn nannte und Karl Stöber zu Pappenheim in Franken. Auch Thekla Gumpert, Lina Reinhard, Luise Pichler und Ottilie Wildermuth u. a. haben Anerkennenswerthes auf diesem Gebiete geleistet.

Die historische Prosa schreitet auf der Bahn, die sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingeschlagen hatte, rüstig weiter. Die Quellenforschung bildet die Grundlage, das sittliche Element tritt in der Darstellung immer deutlicher hervor, das Gute und das Schlechte wird in das rechte Licht gestellt. Besonders sind es Local- und Specialgeschichte, die von den Geschichtsschreibern gepflegt werden, während die Universalgeschichte mehr in den Hintergrund tritt. Vor allen andern Werken dieser Prosagattung zeichnen sich die Werke Schlossers und Rankes aus, denen viele spätere Historiker nachstreben, ohne sie aber erreicht zu haben.

Christoph Friedrich Schlosser, geboren zu Jever am 17. November 1776, studirte in Göttingen Geschichte, Physik und Mathematik, wirkte darauf einige Zeit als Lehrer und Erzieher, ward 1812 Professor am Lyceum in Frankfurt am Main und 1817 als Professor der Geschichte an die Universität Heidelberg berufen, wo er den 22. September 1861 starb.

Schlosser ist einer der ersten Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts und zeichnet sich durch die Klarheit seiner Anschauung und durch die sittliche Strenge seines Urtheils, mit der er die rechte Milde zu paaren weiß, aus. Dabei ist er ein Mann des Volks, der gegen jeden Zwang auf politischem, religiösem und wissenschaftlichem Gebiete furchtlos in die Schranken tritt und an der unerschütterlichen Ueberzeugung festhält, daß die Regierung des Volkes wegen da ist und nicht umgekehrt. Seine bedeutendsten Werke sind „Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur" und „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs".

Leopold v. Ranke wurde am 21. December 1795 zu Wiehe in Thüringen geboren, studirte Philologie und Geschichte, ward 1825 Professor der Geschichte in Berlin, in welcher Stellung er heute noch lebt.

Ranke ist ein Geschichtsschreiber ersten Ranges, unübertroffen in der Behandlung des Stoffs und meisterhaft in seinen Charakterschilderungen; indessen fehlt ihm die sittliche Weltanschauung, die die Weltgeschichte zu einem Weltgerichte macht und das Streben nach Erforschung der absoluten Wahrheit. In diesen beiden Stücken steht Ranke Schlosser nach, ja bildet in vielfacher Beziehung einen Gegensatz zu ihm. Die bedeutendsten Werke Rankes sind „Fürsten und Völker Südeuropas im 16. und 17. Jahrhunderte", „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhunderte," „Neun Bücher preuß. Geschichte", „Geschichte Frankreichs und Englands" 2c.

Außer den Genannten haben sich auf dem Gebiete der allgemeinen Weltgeschichte ausgezeichnet: Rotteck, Friedrich Ludwig Georg von Raumer, Becker, Weber und Dittmar. Die Specialgeschichte weist, wie schon erwähnt, große Fruchtbarkeit auf. Die Kirchengeschichte ist besonders von Hase und Döllinger, die Culturgeschichte von Klemm, die Geschichte der Pädagogik von Karl von Raumer und Schmidt, die Literaturgeschichte von Koberstein, Vilmar, Scherr und Kurz, die Biographie von Varnhagen von Ense, die Geographie von Ritter und die Reisebeschreibung von Alexander v. Humboldt, Gerstäcker und Heine gepflegt worden.

Varnhagen von Ense, geboren zu Düsseldorf den 21. Februar 1785, studirte in Berlin, Halle und Tübingen, trat im Jahre 1809 in das österreichische Heer, kämpfte mit in der Schlacht bei Wagram und ward tödtlich verwundet. Als die Oesterreicher im Jahre 1812 am russischen Feldzuge theilnahmen, gab er seine Ent-

lassung ein und trat 1813 in russische Dienste. Im Jahre 1816 ward er preußischer Ministerresident in Karlsruhe und starb, nachdem er sich von den öffentlichen Geschäften ganz zurückgezogen hatte, am 7. October 1858 in Berlin.

Varnhagen besaß vielseitige gründliche Kenntnisse, zeichnet sich durch eine klare, lebendige und würdige Darstellung, sowie durch künstlerische Behandlung des Stoffs aus. Er hat mit Vorliebe das Leben hervorragender Feldherren und Dichter beschrieben, z. B. das Leben der preußischen Generäle Derflinger, Seidlitz, Winterfeld rc.

Alexander Freiherr v. Humboldt wurde am 14. September 1769 in Berlin geboren, studirte in Göttingen und Frankfurt a. d. O., besuchte die Handelsakademie in Hamburg und 1790 die Bergakademie in Freiberg. Im Jahre 1792 ward er Obergmeister von Ansbach und Baireuth, gab aber diese Stellung 1795 auf, um größere Reisen zu unternehmen. Er ging zunächst nach Italien und reiste dann durch Frankreich und Spanien nach Südamerika, das er 5 Jahre lang nach allen Richtungen durchwanderte. Nach seiner Rückkehr 1804 ließ er sich in Paris nieder, 1826 aber verlegte er seinen Wohnsitz nach Berlin, wo er einen bedeutenden Einfluß gewann und mit wichtigen Sendungen betraut wurde. Er starb am 6. Mai 1859 auf seinem Landgute Tegel bei Berlin.

Alexander v. Humboldt ist einer der größten Gelehrten des 19. Jahrhunderts, der die gesammte Natur in ihrem Zusammenhange erfaßte und die Resultate seiner tiefen Forschungen in einer Sprache darstellte, deren bewundernswürdige Klarheit, Lebendigkeit und Schönheit ihn nicht nur als großen Gelehrten und tiefen Denker, sondern auch als Dichter im wahren Sinne des Worts erkennen lassen. Sein Hauptwerk ist sein „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung".

Die didaktische Prosa des 19. Jahrhunderts unterscheidet sich wesentlich von der des vorigen Zeitraums. Während im 18. Jahrhunderte die Philosophie einen großartigen Aufschwung gewann und den Mittelpunkt des geistigen Lebens der Deutschen bildete, zeigt die neuere Zeit eine Gleichgiltigkeit gegen philosophische Untersuchungen, die um so mehr zunahm, als die politischen Verhältnisse immer entschiedener auf eine praktische Thätigkeit hinlenkten. Dazu kommt, daß die philosophische Sprache häufig dunkel und unverständlich blieb, sodaß Helberg nicht mit Unrecht von ihr sagt: „Wie glücklich sind unsere Philosophen, die das Unbegreifliche so klar machen dürfen, daß nichts mehr dunkel bleibt,

als ihre Sprache." Das beste wurde noch auf dem Gebiete der Pädagogik geleistet, und wenn die neueste Zeit auch keine so hervorragenden Erscheinungen, wie Pestalozzi, aufzuweisen hat, so besitzt sie doch eine Anzahl Männer, die Großes auf diesem Felde geschaffen haben, z. B. Herbart, Beneke, Diesterweg ꝛc.

Auf dem Gebiete der Aesthetik hat sich Wilhelm v. Humboldt, der ältere Bruder des großen Naturforschers, einen ehrenvollen Platz erworben. Er besaß eine umfassende Sprachkenntniß und zeichnet sich durch einen unerschöpflichen Reichthum an Gedanken aus, wobei aber seine Darstellungsweise an Klarheit und Lebendigkeit von seinem großen Bruder übertroffen wird.

Ein immer größerer Fortschritt ist auf dem Felde der Naturwissenschaften bemerkbar, auf welchem sich besonders Roßmäßler, Schleiden, Karl Vogt, der Chemiker Justus Liebig und der Astronom Mädler u. a. durch ihre Schriften hervorgethan haben.

Die rhetorische Prosa endlich hat im vorliegenden Zeitraume einen weit höheren Aufschwung genommen, als in dem vorhergehenden. Während im 18. Jahrhunderte die geistliche Beredtsamkeit auf eine hohe Stufe gelangte, die weltliche dagegen fast ganz darniederlag, entwickelte sich in diesem Jahrhunderte die weltliche Beredtsamkeit zu einer Blüthe, die alle früheren Zeiten übertrifft. Dieser Umschwung wird theils durch die größere Redefreiheit in den verschiedenen Ständeversammlungen, theils durch die Einführung der Oeffentlichkeit und des mündlichen Verfahrens in den Gerichtsverhandlungen, theils durch zahlreiche Vereine und festliche Versammlungen, die vielfache Gelegenheit zur freien Rede darbieten, herbeigeführt. Insbesondere muß das in den Jahren 1848 und 1849 tagende Frankfurter Parlament hervorgehoben werden, in welchem die wichtigsten Interessen des deutschen Volks berathen wurden und das eine Fülle begeisterter Redner aufweist, wie kaum eine andere Versammlung. Aus der Zahl jener trefflichen Redner ragen besonders die Namen Heinrich v. Gagern, August Wirth und Franz Leo Waldeck hervor.

Die geistliche Beredtsamkeit hat, was die protestantische Predigt anlangt, in Ahlfeld, Harleß, Kahnis, Gerok und Schwarz ihre würdigsten Vertreter, die katholische Predigt dagegen bewegt sich mit wenigen Ausnahmen in der alten Weise und in den alten Formen.